









when given.

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

Fünfter Band.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

1844.

Inhalt.

II. Literarisches.

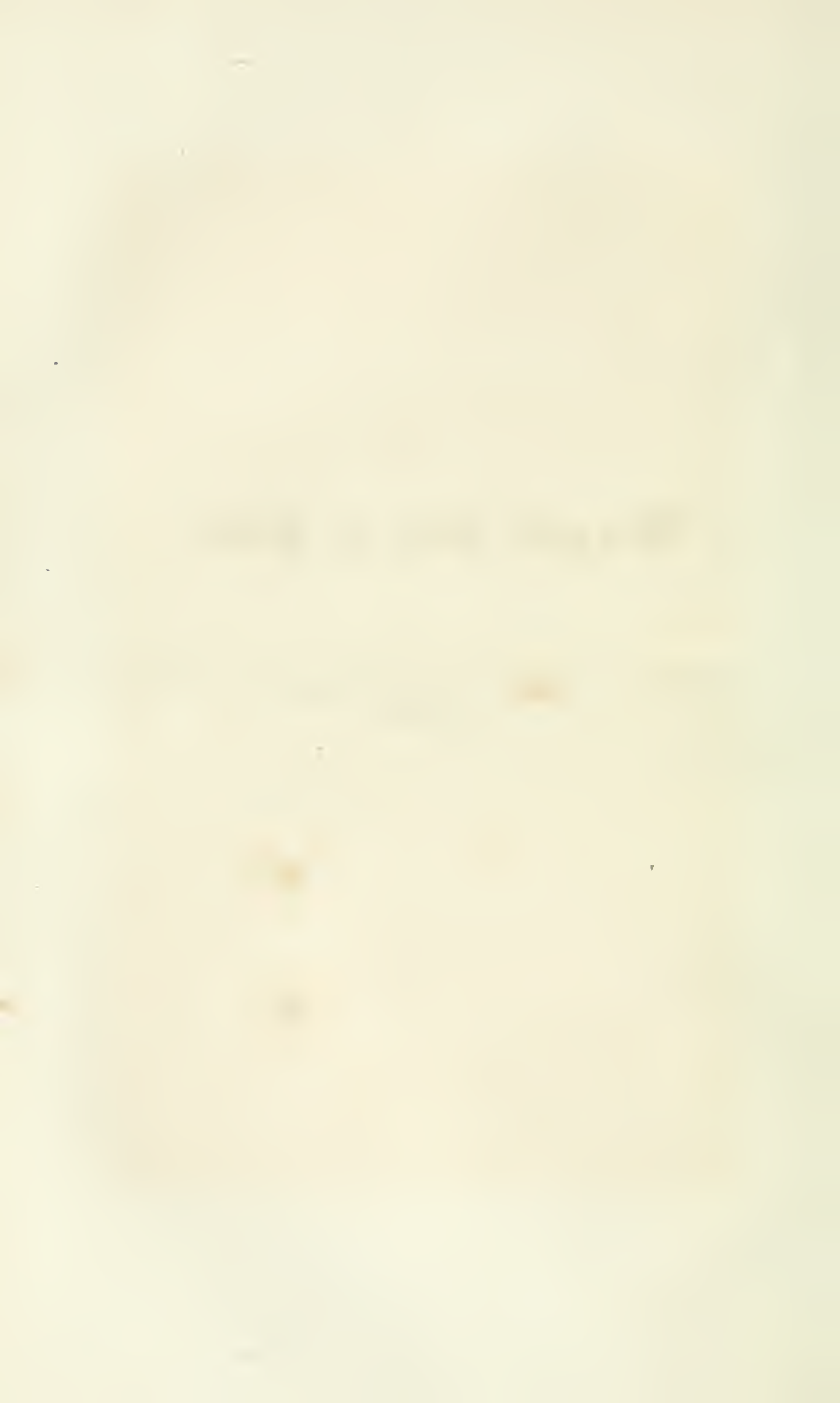
I.

Kunst und Leben.



Vierzehn Tage in Paris.

(Geschrieben im Sommer 1815 für einen Kreis von Freunden in Mainz.)



..... Es war 9 Uhr Morgens, als ich in Chalons ankam; um Mittag ging ich wieder ab, um Paris so bald als möglich zu erreichen. Noch 42 Poststunden und ich bin dort! ... Ist die Gegend um Nancy herrlich, ist es das Thal von Void, die Ebene von Toul und Vitry, oder Chalons Umgebung; so sind sie doch nur fernes Annähern, leises Spielen der Farben gegen die träumerisch-schönen Gefilde, durch welche jetzt die Straße führt, ich meine gegen die schönste Flur der Champagne, gegen das so oft gemalte, so oft gerühmte Valée de Mârne. Man hat über diesen Strom bei Chalons gesetzt, er bleibt nun rechts. Die Straße drückt sich etwas an die Hügel zur Linken, so daß das ganze Thal wie ein aufgerolltes Gemälde vor den Blicken liegt. Man denke sich die schönste Wiesenebene, durch die ein dunkelgrüner klarer ruhiger Strom läuft, — die schattigsten Orte darin, mit glänzenden in die Sonne getauchten Thürmen, — der Pappeln lange, majestätische Reihen, die in künstlichen Richtungen dies Tempe durchschneiden; — die lieblichsten Weinhügel mit tausend weißen, wie aus Porzelainquadraten erbauten Häuschen; über ihnen ernste Waldhöhen, und zu allem diesem den heitern, lauen abendlichen Himmel, an dem ein leichter Nebel wie ein zarter Schleier im Westen ausgespannt ist, um die prangende Fülle der untergehenden Sonne zu zeigen; man horche den leisen Stimmen der entschlummernden Natur, die unbekannt

woher, wie aus morganischen Feenwelten zu uns herübertönen und uns in den Träumen einer unsichtbaren, indischen Geisterwelt, die auf den Blättern des Baums und in den Blumen der Wiese sich wiegt, schwelgen läßt;.... vielleicht hat man ein entferntes Bild des Thales der Marne; aber eigentlich doch noch gar Nichts!.... Man kommt zuerst durch Matougues, Aulnay, Jaalons. — Juvigny, St. Martin, Vraux, Aigny, Condé lehnen sich zur Rechten an ihre reichen Hügel. Die Gegend dehnt sich weiter und weiter. Von Jaalons kommt man nach Athis, Plivot, Chouilly, und endlich nach Epernay, wo der Pappeln hohe Säulen den Ausgang des Thales schließen. Die Berge von Rheims schauen weit über die Hügel herüber, auf denen Tours, Bisseul, Ay, der Stammort des besten Champagnerweines, und höher über ihnen Avenay und Musigny sich, wie heitere Kinder, halb in das dichte Weinlaub verhüllen. Besonders schön liegt Mareuil; seine Häuser steigen glänzend aus der Marne auf; seine Schatten sehen traut aus dem hinfließenden Grün ... Epernay's Gassen engten mich; ich war so ergriffen von dem Zauber der Natur, daß ich recht wenig auf die Stadt Acht hatte, die mir auch beinahe ganz aus dem Gedächtnisse ist.

Bald war ich über Cully, Bainson und Troissy in Dormans angelangt, immer in geringer Entfernung von der Marne meinen Weg verfolgend; dieser treuen Begleiterin, die oft langsam ernst neben dem Wanderer hinzieht, oft sich spielend und scherzend von ihm entfernt, mit hundert Krümmungen zurückblickt, dann plötzlich herzueilt, bald rechts bald links an ihren dunklen Ufern wandeln läßt, und endlich, wenn sie ihn bis an die Hauptstadt geleitet hat, sich dort muthwillig in die Seine stürzt....

Von Dormans nach Château-Thierry glaubt man ge-

radezu durch Gärten zu fahren. Sauvigny, Crezansey, nahe am Bache Surmelin und Chierry mit ihren Gartenhäuschen und Alleen zieren die Straße. Es war ganz Abend geworden, als ich in Château-Thierry ankam; alle Gassen voll Leute, voll Leben! Die spitzen Dächer machen den Ort dunkel, was mir mißfiel. Ein paar Gläser Champagner dienten zur Labung; so reiste ich weiter. La Ferme-de-Paris, Montreuil-aux-Lions, la-Ferté-sous-Jouarre, Sameron, St. Jean verhüllte die Nacht. In la Ferté fuhr ich über die Marne; ich sah sie dunkel unter mir wogen; die Pferde wurden über die Menge der daliegenden weißen Steine, die für den Gebrauch in Mühlen von den Einwohnern zu Tausenden verarbeitet werden, scheu, nur ein Sprung aus dem Wagen rettete mich aus dem Flusse, wohin sie eilten. Es schlug Mitternacht.

Bei Trilport dämmerte es wieder, und als ich Meaux erreichte, war es Morgen, — der vierte seit meiner Abreise von Mainz! — aber öde und leer waren die Straßen und lautlos noch... ich dachte an dich, frommer Bossuet... der schwarze gothische Dom schien ein Leichenstein über deinen Gebeinen!

Von Meaux bis Paris, durch eine Entfernung von 11 Poststunden, führt die herrlichste Straße, die man sich denken kann. Eine doppelte Reihe alter Linden und Wildkastanien ziert ihre Seiten; mit gleichen Quadern ist die Mitte gepflastert. Bald, bald ists erreicht! war mein froher Gedanke, und nun erst konnte ich die sonst so schnellen Postpferde nicht träge genug finden. Freude zitterte mir durch die Wangen als ich Claye mit seinem prächtigen Kanale, einem unausgeführten Werke des Kaisers, und Villeparis im Rücken hatte, und nun den Markstein des Departements der Seine und Oise erblickte. Die schattig-

sten, lieblichsten Wäldchen von der Welt mit den schönsten Lustgebäuden und Alleen, die sich in allen Richtungen durchkreuzen, umgeben die Straße; so kommt man über Vaujours in den Wald von Bondy und endlich über Livry nach Bondy selbst, der letzten Poststation vor Paris. Ueberhaupt hat schon jede letzte Poststation an sich etwas Romantisches, sey es nun Burkersdorf oder Spandau oder Doktum, Parsdorf oder der Traualtar; aber Bondy hat noch vor allen diesen das voraus, und höchstens mit Bourget, St. Dénis, Nanterre, Sèvre, Berny und wie die andern alle heißen, die ich nur aus der Karte heraus schreiben dürfte, gemein, daß es die letzte vor Paris ist; seiner Lage gar nicht zu gedenken, und seiner Aussichten noch seines Lebens und Webens! —

Der Montmartre ist das erste, was man erblickt. Nebel lag auf ihm, Nebel auf der ganzen Stadt, ein ungeheurer Schleier übergeworfen bis St. Dénis! Der Kanal de l'Ourcq bleibt zur Rechten; ich achtete auf seine schönen Brücken nicht; meine Augen blieben an den Montmartre gefesselt, aber noch konnten sie wenig entdecken. Pantin ärgerte mich noch am Ende; ich hielt es für eine Vorstadt. Endlich enthüllte sich aus dem neblichten Chaos ein Gerippe nach dem andern, Thürme schnitten sich durch und weiße Mauern — die Sonne half — der Nebel rollte sich auf und bald lag die ganze Stadt vor meinen Blicken. Der erste Eindruck, den Paris mir gab, war nicht der, den ich hoffte; es hat zu wenig Thürme, um majestätisch dazustehen; die Verwüstungen außen störten meine Bilder, und die gedrängten hohen Gebäude mit ihren Feuermauern erinnerten zu sehr an das kleinliche Treiben und Drängen, an das Einbauen und an all' das erbärmliche Suchen der Menschen. Wie sehr wurde ich indessen überrascht, als ich

durch die Barriere von Pantin in die Vorstadt St. Martin, und, wie ein Sieger begeistert, durch den Triumphbogen Ludwig XIV. auf die schattigen Boulevards fuhr. Welch ein Leben, welch ein Treiben! welch ein Zusammenhäufen der verschiedensten Gestaltungen! welch aufgeregter Geist der Thätigkeit! welch Aneinanderreihen des Höchsten und Gemeinsten! ...... hier gebieten Palläste Bewunderung dem Staunenden; dort bettelt mit ihrem schwülstigen Anschlagzettel die arme Holzhütte eines homme de lettres — hier rasseln hundert Karossen, als trügen sie die Könige aller Welten; da ziehen sechs murrende Hunde an dem Wagen eines Fleischers. Alles spricht, ruft, schreit, Männer, Weiber, Häuser, Säulen; da im tiefsten Basse der Wasserträger, hier der allezeit fertige Savoyarde; dort verkündigt eintönig das Weib die **Ordonnances du Roi** pour 2 sous; da deklamirt mit den wüthendsten Geberden einer den Moniteur — hier in der Ecke ein zweiter in Extase den Messager .... Thüren, Fenster, Bettler, Hanswurste mit Schellenkappen, Weiber mit Zuckerwasser läuten — Wagen, Pferde, Menschen lärmen. Ungestört in diesem ewigen Tumulte sitzen in dem Schatten der Bäume Hunderte mit tiefdenkenden Mienen und durchwühlen die Journale; Gaukler produciren drei Schritte davon ihre einfältigen Künste, und empfangen das Beifallgeklatsche einer müßigen Menge; Musiken aller Arten spielen und tönen durch einander, — aber kein Gelärm stört das andere. Leichtsinnig lächelnd, froh, heiter und zart, hüpft am Arme des gesprächigen Parisers die Pariserin auf zierlichen Füßchen vorüber; ihre schwarzen Augen grüßen die Welt, unter dem Busen pocht das muthwillige Herz, der weiche Arm umschließt fest den des Begleiters. An den Café's sitzen die Damen und kühlen das jüngere Blut mit Eis, aber

es verkühlt die Gluth ihrer Blicke nicht. Offiziere, Soldaten aller Nationen gehen, reiten, fahren durch die Straße — der düstere entlassene Franzose, der reinliche Engländer, der Bergschotte ohne Hosen, der prächtige Belgier, der siegstolze Preuße, der ordenbekränzte Russe, der starke, ruhige Oestreicher, der königliche Gardist mit dem römischen Silberhelme!... Der Luxus hat seine Schimmer ausgegossen; alles ist geziert wie eine Prachtausgabe!.... Der Franzose sieht sich gerne in seiner schönen Welt; der Blick auf sie hebt ihn empor aus seinem Unglücke; seine Siegesmale geben ihm Trost, Stolz und Hoffnung auf eine zahlende Zukunft!....

Welch ein Erwachen! Ich bin in Paris! Dem Garten, wo der Freiheit Blume aus dem seit Jahrhunderten vergrabenen Keime aufsprossen sollte.... dem Tummelplatze, wo ein ganzes Volk raste, aber einstimmig raste.... dem Tempel, wo die Kunst aller Länder freiwillig und gezwungen ihre Schätze niederlegte;... in der Werkstätte, wo die Zeit Gesetze für Sitte und Empfindung prägte und Schwerter schliff und Ketten hämmerte für das irre Europa.... in der Residenz, wo Heinrich IV. ermordet wurde und Ludwig XI. mordete; wo Ludwig XIV. sich in den Werken seiner Minister bewundern ließ und vergöttert wurde; wo Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste starb!.... Der Tumult der Straßen verdrängte die Bilder der Geschichte; ich eilte hinaus, um mich hinein zu stürzen in das brausende Leben. Planmäßig die Hauptstadt zu durchwandern, war zwar mein Wille, heute aber wollte ich weiter gar nichts sehen, als das Ganze. Offen gab ich Geist und Herz dem Eindrucke des Gesammten hin. Mein Weg führte mich durch die Rue de petit carreau und Poissonière nach dem Boulevard, wo das Verschiedenste sich trifft, die Men-

schenströme sich zusammen gießen und der Kaufmann ewig Messe hält. Wie ein Band mit eingewobenen Bäumen ziehen sich diese Boulevards im Kreise durch Paris. Mit frohem Sinne, bald rechts bald links mich in die Perspective der Straßen hineinsinnend, zog ich über sie hin bis zur herrlichen Rue de la paix, die so schön als ihr Name ist. Pallast an Pallast gebaut bis an ihre Gränze, dem Platze Vendôme; Prachtstücke der Baukunst gereiht in breiter Doppellinie, und am Ende der majestätischen Perspective die Siegessäule Napoleons, von der die weiße Fahne flatternd im Dunkelblau des Himmels aufschwebte! — Sieg und Friede so nahe an einander? — Von dem Siege geht der Friede ja aus, schön, reich und erhebend.... Durch die Rue St. Honoré kam ich nach einigen Umwegen wieder auf die Boulevards, wo ich im Café anglais dinirte.

Der Tag war schön und angenehm. Um den Eindruck des Ganzen zu gewinnen, bestieg ich den Montmartre. Ungeheure Stadt! Ehrwürdig durch die dunklen Massen ihrer Riesengebäude, durch die endlose Ausdehnung — durch die bedeutungsvolle Vergangenheit! Die ganze Geschichte Frankreichs ging in grauen Gestalten, in gedrängtem Putze vor meinem Innern lebendiger als jemals vorüber, denn ich stand ja auf ihrem Boden .... Wie hebt sich prächtig in der westlichen Sonne die vergoldete Kuppel des Thurmes der Invaliden empor, wie ein Sonnentempel, wo die Brust rein, hell und groß fühlt! Wie schauerlich schwarz ragen die Obelisken der Notre-Dame aus der tiefen Insel herauf, Gerippe begrabener Jahrhunderte! — Wie könnt' ich das Chaos enträthseln, das zu meinen Füßen liegt, lösen das dumpfe brausende Getöne, als schwängen sich werdende Sphären, beschreiben das Verrin-

nen der erhabenen Kaiserstadt in die weiche Umgebung!... Die Hügel gegen Südwest und Ost liegen doch ein wenig zu nahe; sie drängen; aber wie freundlich ist die weite Ebene gegen Nord mit ihren schattigen Alleen, wie lieblich sind die grünen sanften Höhen gegen West! St. Dénis mit seinen dunkeln Thürmen schwimmt in magischen Schatten; tief neigt sich der dunkelblaue Himmel zu ihm herunter, langsam, in Sehnsucht gleichsam, zieht die Seine durch das geliebte Thal, vorüber am Neuilly, vorüber am schattigen Clichy, am stolzen St. Ouen; bei St. Dénis wendet sich die Scheidende rasch und steigt hinunter nach St. Germain, und fort, wohin die Zeit sie reißt! — Könnt' ich mit ihr! immer fort — immer! — ohne Weilen, ohne Ende! mich in das Meer stürzen mit ihr, es durchziehen in schwellender Kraft, und nach blauen Fernen streben so lange noch die Sonne in Osten heraufsteigt und im goldenen Westen versinkt! O, nur ein unendliches Leben kann die Unendlichkeit durchwandern; kaum einige Schritte machen wir Menschen vor und um uns; was der Planet, der uns trägt, in einer Stunde durchfliegt, das kann der Mensch mit seinem längsten Leben nicht durchziehen; nur zum Grabe reichen unsere Schritte aus. Lebten wir ein Jahrtausend, wir würden ferne Monde durchreisen! — Ein Glas Limonade kühlte meine äußere und innere Hitze. Ich nahm es in dem auf dem Gipfel befindlichen Garten, von dem sich die ganze Stadt den Blicken darbeut. Noch einmal sah ich nach St. Dénis hinüber und kam, verloren in die abendliche Gegend, nach und nach in die Ebene gegen la Chapelle, von wo ich nach der Stadt zurückkehrte, und mich bald wieder auf der allgemeinen Orientirungslinie, den Boulevards, befand. Ich überließ mich ihnen auch ganz; über die des Italiens, des Capucins, de la

Madeleine gelangte ich in die prächtige Rue royale, in die von Ferne herein die Sonnenkuppel der Invaliden leuchtete, und in deren Hintergrunde sich Menschenbesäet der Bogen der Brücke Ludwig XVI. und die Säulenfaçade des Pallastes Bourbon erhebt. Der herrlichste Platz breitet sich, noch ehe man die Brücke erreicht, vor den Blicken aus; es ist der Platz Ludwig XV. zwischen den elysäischen Feldern und den Gärten der Tuillerien. Eine zahllose Menge Menschen aller Stände und Völker ging, ritt, fuhr, weilte, besprach, begegnete sich auf diesen majestätischen Spaziergängen; die Alleen waren gefüllt mit Neugierigen und ein englisches Armeekorps kampirte in denselben; Karossen rasselten, tausend Reitende flogen auf und nieder; die Eitelkeit, die Koketterie, der Luxus, die Elegance, die Gleichheit hatten in diesen Spaziergängen ihre Bilder ausgestellt. Einer halben Stunde bedurfte ich, um im Schritte den Triumphbogen Napoleons zu erreichen. Welch eine Aussicht von diesem gehobenen Punkte auf die wandelnde Welt gegen die Gärten des Königspallastes hin! ... Um 7 Uhr war ich wieder auf dem Platz Ludwig XV. und überblickte die Gardes-meubles, die Quais, alle die von Leben überfüllten Prospecte. Gewiß war dies (was die Henker nicht dachten) der menschlichste Ort in Paris, wo man Ludwig XVI. hinrichten konnte! Diese Umgebungen mußten Kraft in seine Seele gießen und groß zu dem Herzen sprechen, das bald erkalten sollte. Hier mußte seine innere Würde den Tod freudig umarmen lernen, sie mußte erstarken an der äußern, sich unangreifbar fühlen und zur Liebe werden gegen die Verirrten! ...

Das Théâtre de l'Opéra erfüllte meine Erwartungen nicht. Man gab Médéa. Ich muß gestehen, daß in der Ausführung dieser Oper Vieles mich unbefriedigt ließ,

und daß ich den beinahe allgemeinen Beifall des gedrängt vollen Hauses nicht theilte. —

. . . . Ueber den Quai d'Orsai gelangt man in die herrliche Esplanade des Hôtel des Invalides. Der Prospect dieses Riesengebäudes, dessen Grundfläche 17,744 Q. Toisen einnimmt, ist großartig; der Löwe des heiligen Markus, der nun bereits in sein Vaterland zurückgekehrt ist, zierte noch die Fontaine vor dem Eingangshofe, den ein leichtes Eisengitter umzäunt und Gräben umgeben. Der innere Hof dieses Gebäudes war voll der alten Helden, die hier Ruhe nach stürmischen Tagen fanden; er ist ein Viereck; sinnvoll sind die Aufschriften der innern Hofseiten, die blos den Namen der Weltgegend nennen. Den alten Siegern ist der Stolz dieser lakonischen Aufschriften wohl zu verzeihen. Die Einrichtung des Hotels soll vorzüglich seyn; Gärtchen und Alleen laden den Freund der Natur in den Tagen des Frühlings, in den Dämmerungen des Sommers hinaus in die Freie; eine Bibliothek von 20,000 Bänden beschäftigt den Geist in stillern Stunden. Der Dom ist ein majestätisches Gebäude in reichem Style, es verschließt Türennes und Vaubans Grabmale. Ununterbrochene Alleen führen in verschiedenen Richtungen von hier nach dem bekannten Marsfelde, einem ungeheuern Parallelogramm, mit Gräben und Bäumen umschlossen, reichend von der Ecole militaire bis beinahe an die Seine, wo der Pont de Jéna über dieselbe nach dem Quai de Billy und nach einer Anhöhe führt, auf der ein Kaiserpallast Napoleons Namen verewigen sollte. — Die Ecole militaire macht eine bedeutende Fronte von mehr als 200 Toisen. — Ich ging durch sie auf den Platz Fontenay, den die preußischen Husaren in eine Reitschule umgewandelt hatten, und von da durch die Alleen der Avenue de Lo-

venthal, über den Platz Vauban in die Rue de Grenelle, um die dasige Fontaine zu besehen, die wirklich vorzüglich, aber an einem unpassenden Orte ist. Von da gelangte ich in das begeisternde Musée français, rue des petits Augustins. Welch treffliche Anstalt, die jedes Land haben sollte! Welch erhabener, schöner Ort! — Ist die Lauheit so mancher Völker (z. B. der Deutschen) gegen die Erinnerungen ihres Vaterlandes nicht tadelnswürdig und beklagenswerth? Die Kunstwerke und Gebilde der deutschen Vorwelt sind entweder aus Ursache dieser Lauigkeit nicht mehr, oder sie sind in die Kabinete fremder Nationen gewandert, wo sie jeder Brust, die Vaterlandsgefühl in sich trägt, gegen uns zeugen. Wie erhebend ist es, unter seinen Vätern zu wandeln! Wie manchen Jüngling würde in solcher Umgebung der Augenblick der höhern Weihe ergreifen, der ihn, vielleicht vom Abgrunde zurückreißend, auf immer der Tugend verbände! Wie mancher würde hier Muster und Aneiferung finden, nach denen er umsonst so lange gesucht, und den Menschen gerettet zurückkehren! Wie mancher würde den verlorenen Muth zu Thaten, der Unsterblichkeit würdig, da wieder schöpfen, der in der Dürre der Gewöhnlichkeit auch ihm vertrocknet wäre! Ich weiß wohl, was man sagen kann und dies mag die Klage erklären, aber es hebt sie nicht .... Lenoir wurde der Stifter dieses Landesmuseums. Mit nie genug zu rühmendem Fleiß rettete er in der bilderstürmenden Revolutionszeit Frankreichs geschichtliche Merkwürdigkeiten. Selbstbildender Künstler, sichtete er mit Kennerblick das Taugliche von dem Untauglichen; sein unermüdeter Eifer, und die im letzten Jahrzehend ihm von Seite der Regierung dargebotenen Unterstützungen und Auszeichnungen bewirkten den gegenwärtigen Zustand des Museums, über dessen reiche Fülle Je-

dermann staunen muß. Der Gedanke, die Monumente nach dem Alter zu reihen, ist der natürliche und sicherlich der einzig ordnende; denn die Geschichte des Vaterlands sollen die Denkmale lehren. Dunkel fällt das Licht des Tages durch die gemalten Fenster, tritt man in den Saal des dreizehnten Jahrhunderts. Wie liegen diese Klodwige und diese alten Könige da in ihren langen, hagern Gestalten! — Die Krone drückt sie nimmer schwer — die starren Augen sehen ernst in die Nachwelt — die gefalteten Hände liegen auf der stillen Brust. Ihr lebt wieder auf, ihr lang vermoderten Formen, aber in Tod gehüllt! .... Abälard und Heloise, in Stein gehauen, Brustbild; die Zeit hat viel genagt daran, sie, der Feind des Lebens und der Liebe; aber Ernst spricht aus diesen steinernen Zügen noch und Trauer! Ausgekocht hat der Vulkan der Brust, getrocknet ist die lange Thräne des Lebens und die Palme hat sich zum Kranze gewunden über dem gemeinschaftlichen Grabe! —

Frankreichs Helden von Eudes bis Bertrand du Guesclin, von Tannegui du Chatel bis auf den großen Condé und Coligny und Turenne; seine Könige von Clovis dem ersten, bis auf den hingerichteten Louis — seine Fredegunden, so wie seine edlen Königinnen, hier stehen sie beisammen, wie in den Auen der Schattenwelt; die Jahrhunderte, die sie trennten, sind zu Sekunden geworden; nicht Leidenschaft, nicht Vorurtheil, nicht Religionswuth zücken die blutigen Dolche mehr unter ihnen; das Irdische ist gesunken, der Zeit ihr Zoll bezahlt, das Vergängliche geopfert! .... Johanna d'Arc (salle du 15. siècle) hebt empor ihr kühnes Rettungsschwert; der Sieg, die Flamme Gottes ist in ihren Zügen! die Zeit, die sie als Ungeheuer verbrannte, ist versöhnt; als Heldenmädchen lebt sie wieder

auf! — Jean de Boulogne — Freminet — Boileau — la Fontaine — Molière — Raçine — d'Alembert — der sanfte Fénélon — Corneille — Voltaire — der tiefe Rousseau — Fontenelle — Helvetius — Bossuet u. a. m.; auch unser Gluk, Heydn und Winkelmann — hört es Deutsche! — auch diese stehen hier im erhebenden Vereine neben einander! Welches Herz sollte nicht mächtiger schlagen in solcher Umgebung, wie mancher zagende Geist nicht gestärkt sich fühlen für die schwere Bahn seines Strebens! In achtender Erinnerung wohnt ja der größte Lohn (wenn es Lohn gibt außer dem Bewußtseyn) für den siegenden Ringer. Das Vaterland hält die Lorbeerkrone über seinem Haupte!.... Ihr werdet nicht vergessen ihr glücklichen Franken, und wie du, Elise Jolie, im Todesschlummer da liegest und lebst — in tausend Herzen, so lebt ihr alle in der Achtung der Nachwelt!... Im Schatten der Cypressen und Weiden, die in Gruppen den Garten des Museums bedecken, stehen die Male des ernsten Louis de Lusignan, Königs von Jerusalem, des Contenable Anne de Montmorency, Molières, Descartes, Lafontaines (mit der Aufschrift: Jean s'en alla comme il était venu) u. a. m.; auch der Sarg Abelards und Heloisens, der was das Leben trennte, im Tode vereinigt hielt. — Unendlich schön ist ein Gemälde auf Marmor im Saale des 16ten Jahrhunderts von Charles Lebrun, diesem ausgezeichneten Meister der ;französischen Schule. Es ist das Bildniß seiner Freundin Henriette Selineart. Sie stirbt, die Augenlieder sinken leise an einander; schwach blicken die Sterne noch durch, wie Strahlen des Mondes; tiefer Schmerz wandelt über die himmlischen Züge; aber es ist kein Schmerz der Schuld, es ist Mitleid einer sterbenden Heiligen für den zurückgelassenen Geliebten. Die Aufschrift heißt: „Hen=

riette Selineart, gemalt im Augenblicke des Sterbens von Charles Lebrun, ihrem Freunde." — War ihm das Gefühl zu heilig oder der Augenblick zu groß, um zu sagen, was sie ihm gewesen? — Wie mag es in der Brust gezittert haben, während die kunstgerechte Hand die leisen, weich verschmolzenen, wie mit Thränen benetzten Farben so sicher auftrug! Rührendes Meisterstück, wie oft wirst du vor meinem Blicke in deiner lichtvollen Schönheit, in deiner tief erschütternden Trauer schweben! du bist das Bild eines Engels, der dahin deutet, wo nichts mehr zu verlieren ist!

Der Pallast der Künste und Wissenschaften, Quai Conti, eines der schönsten Denkmale Mazarins, gewährt eine herrliche Ansicht, kömmt man über den Pont des arts auf das linke Ufer der Seine. In diesem Pallaste halten die Mitglieder des Instituts der Wissenschaften ihre Sitzungen, entweder in Gesammtheit oder vereinzelt nach den vier Klassen der Mathematik, der französischen Litteratur, der Geschichte und der schönen Künste. Nur flüchtig besah ich die Schulen für Malerei, Sculptur und Architektur, so wie die zahlreiche Bibliothek; mit Vergnügen bemerkte ich die Säle voll Studierender. — Das Hôtel des monnaies war verschlossen; ziemlich gleichgültig darüber, flog ich nach dem Pantheon, dessen majestätische Kuppel hoch über die Vorstadt St. Marcel emporragt; aber der Gott ist aus den heiligen Hallen geflogen; leer, bestäubt, beschmutzt stehen sie da, und warten vergebens der großen Todten. Etliche Bürger übten sich in den Waffen vor den Säulenfaçaden dieses Prachtgebäudes. Bei meinem Heraustreten begegnete ich einem preußischen Offizier, den ich in Mainz kennen gelernt hatte; wir grüßten uns innig und kurz und schieden auf gleiche Weise. Mir gefällt dieses ungebundene leichte Seyn auf dieser kleinen Erde, dieses Nichtachten der Raum=

und Zeitverhältnisse! — Bereits war es 4 Uhr geworden, die Stunde des Mahls. Dieses zu suchen, ging ich durch das Louvre in das Palais royal, wo ich bei Very in einer wahren Weltgesellschaft mit Offizieren aller Länder und Waffen speiste. Dieses so oft genannte berühmte und berüchtigte Gebäude ist ein großes Parallelogramm, das einen verwüsteten Garten umschließt. An den inneren Seiten sind Säulengänge mit einigen hundert Arkaden, wo Mode, Geschmack und Reichthum alle ihre Schätze ausstellen, wo für ewiges Vergnügen, für ewig wechselnden Sinnengenuß gesorgt ist. Wenn in den Salzbergwerken zu Wieliczka Menschen nie aus ihren unterirdischen Wohnungen in die Oberwelt steigen, und alle Bedürfnisse unten erfüllt sehen, so könnten wohl auch hier, in diesen Höhlen des Pluto, Hunderte das ganze Leben zubringen, ohne von Bedürfnissen nach weit ausgedehnterem Begriffe etwas entbehren zu müssen, was ihre Zunge oder ihre Eitelkeit wünscht. Hier vereinen sich die besten Restaurateurs und Conditors, die vorzüglichsten Café's, die der Magen und Gaumen des Fressers nur irgendwo hoffen darf; — hier hat der Gott des Spieles seine grünen Tische aufgeschlagen, an denen Tag und Nacht mit lächerlichem Ernste gearbeitet wird — hier hat der Wollüstling seine Wahl aus Tausenden, die Alles aufbieten, seine lungensüchtige Tugend in Schlaf zu wiegen und den armseligen Popanz seiner Kraft aufrecht zu erhalten. Alles was Kleidung ist, hält jeder Tag mit seiner Mode fertig, nach allen Größen und Farben; alles, was Putz, was Waare genannt werden kann, hier ist es in seiner vortheilhaftesten Ausstellung, gereiht von der Grazie der Ordnung, ich wollte sagen, nach einer Stufenfolge der Tinten, wie Mosaik, und gehoben von dem Glanze der Umgebung der Gemächer. Den ganzen Tag hindurch ist

das Palais mit Menschen gefüllt, doch erst Abends nach dem Theater strömt die größte Menge dahin. Jetzt erhellt der Glanz von tausend Lampen die Nacht; die Gewölbe werden erleuchtet und spielen die lebendigsten Farben; hundert verschiedene Musiken, vermischt mit Toben, Lärmen und Singen, tönen laut rauschend aus den unterirdischen Kammern herauf, wo die gemeine Klasse ihre Orgien feiert. Alles lebt und treibt sich fröhlich herum, als sey es ein ewig jubelndes Leben; alles drängt sich bunt durch einander im Garten, in den Arkaden, in den Café's, in den Sälen der Restaurateurs; überall Genießende; hier in den Buden eine Menge Kaufbegieriger, dort in den Lesezimmern das hagere Geschlecht der Politiker und Journalisten, da in den Buchläden die geringere Zahl der Wißbegierigen. Wie ein leichter Flötenton ziehen die Freudenmädchen durch die Menge, bald halb nackt wie griechische Nymphen, geschürzt wie flüchtige Horen, oder mit Guitarre und Gesang in theatralischer Haltung und Mimik; sie locken die Thoren in ihre Gemächer, aus denen die Freude in tausend Leuchten über den spiegelnden Lastersälen der Spiele herunterschaut. Da sind alle Leidenschaften rege, alle Sinne gespannt; hier ist die Welt, jedes andere Seyn wird verdrängt, der Augenblick herrscht und der nächste Eindruck. Nur die Franzosen können ein solches Haus haben, und in diesem kann man sie beurtheilen! —

Da es gerade noch Zeit war, so eilte ich über den Marché des Innocens nach der Halle aux blés. Ich machte diesen Umweg, um die Fontaine auf diesem Platze zu besehen, die nach korinthischer Ordnung von seltener Schönheit und Leichtigkeit ist, aber Schade, daß sie durch eine Umgebung von Holzhütten, worin man Gemüse und dergleichen verkauft, beinahe verhüllt wird, und eine unzäh-

lige Menge schreiender Weiber den Anblick vergällt. Doch zur Getreidehalle, ein kühnes Gebäude! Der Umfang desselben beträgt 377 Fuß, die Höhe der Mauern 100 Fuß. Kein Gerüste verdeckt den freien Bau der Kuppel, der erst im Jahre 1802, nachdem das Feuer die frühere zerstört hatte, entworfen und ausgeführt wurde. Stangen aus gegossenem Eisen, so gefügt, als wären sie geflochten in einander, bilden diese Kuppel; Platten von Kupfer decken dieselbe. Da, wo die Berme ist, auf der die Stangen liegen, läuft ein leichter Gang, ebenfalls von Eisen, im kecken Kreise herum. Das Licht fällt durch eine einzige kreisförmige Oeffnung von 37 Fuß Durchmesser, am Gipfel der Hohlkugel der Dachung; dieser Lichtkreis ist mit Glasfenstern geschlossen und über der Mitte derselben ein Sonnenzeiger. Ein energischer Geist spricht aus diesem Baue; man athmet leichter darin, und hätte man einen Entschluß zu fassen, so sollte ich meinen, er könnte hier nicht gemein ausfallen.

Aus der Halle aux blés kehrte ich durch die Rue St. Honoré nach dem Palais zurück, um einen hanoveranischen Offizier, eine Bekanntschaft von heute Mittag, nach dem Théâtre français abzuholen. Man gab la Coquette corrigée de Lannoue (oder Marivaux); es wurde trefflich gespielt; Mad. Mars und Monf. Fleury erhielten den ausgezeichnetsten Beifall von dem gedrängt vollen Hause. — Nach dem Theater besuchte ich nochmals das Palais und unterhielt mich dort mit mehreren alten und neuen Bekannten bis gegen Mitternacht. Es ist das Palais der bequemste Bestellungsort im Gasthofe zu Paris auf dem Marktplätzchen von Europa. — Ich traf mich unter Anderen da mit einem Engländer, mit dem ich, es sind eben erst vier Wochen, auf dem Rheine von Mainz nach Bingen

gefahren war, einem wackern Mann, den ich damals liebgewonnen hatte. Wir schwatzten viel über Sidney Smith und Tunis, und über den lichten Orient, dem Lande meiner Sehnsucht. Unsere Namen frugen wir uns nicht ab, und doch weiß ich, wenn wir uns nach Jahren wieder finden, werden wir uns als alte Freunde die Hände schütteln.

Auf meinem Wege durch die Insel de la Cité besah ich die ehrwürdige Notre-Dame, ein gothisches Gebäude, schon im Jahre 1010 angefangen, aber erst im 14. Jahrhundert beendigt. 120 Pfeiler, 108 große Säulen stützen die düsteren Gewölbe, in denen Geisterschauer wehen. Wie oft mag Abälard, wie oft seine fromme Geliebte, in diesen damals noch unvollendeten Mauern sich hingeworfen haben vor dem Bilde der Jungfrau im hohen Glauben, im hohen Schmerze! Wie oft ist hier dem Gekreuzigten des Weihrauchs Opferwolke emporgestiegen, wenn die feierlichen Töne der Orgel, wie Gottes-Stimmen im Dome wogten, und die Lieder der Gläubigen in einfach erhabenen Weisen in das große Lob einstimmten! Wie manche Thräne ist hier getrocknet, wie manche tiefere der Reue geflossen! Wie manche zerrissene Brust fand hier den Frieden, die Hoffnung und den Trost, den sie auf der verarmten Erde nimmer zu finden glaubte! — Nun sind sie ausgestorben diese Hallen, kahl, lautlos, ohne Zierde; der Blick schaudert über die Leere zurück, und über die Einförmigkeit, aus der ein vergangenes Jahrtausend, eine versunkene Welt spricht ... Ueber den Pont neuf, auf dem ein wahres Königsbild, Heinrich IV. zu Pferde, aufgestellt ist, eilte ich nach dem Louvre, um das Höchste, was Paris hat, zu beschauen, das Musée Napoléon. —

Die Palläste der Tuillerien zu beschreiben und die des Louvre, bin ich wahrlich nicht gesonnen. Das letztere unter

Dagobert eine Hundshütte, unter Philipp August ein Staatsgefängniß, unter Karl V. eine Bibliothek, wurde unter dem IX. dieses Namens ein Königs-Pallast. Schon Ludwig XIII., den das blutige Bild seines Vaters jagte, vertauschte es wieder für die Tuillerien, die bis auf unsere Tage die Residenz der fränkischen Herrscher blieben, und nur von Napoleon abermals dem Louvre untergeordnet werden sollten. — Die Fronte der Tuillerien sieht gegen Nordwest, sie hat den bekannten Garten vor sich; die Flanken aber laufen parallel der Seine und der Straße St. Honoré. Die Fronte des Louvre ist gegen Südost; seine Flanken haben gleiche Richtung mit denen der Tuillerien, und die beiden Palläste sind durch Gallerien verbunden, die schon unter Ludwig XIII. angefangen, aber erst in den neuesten Zeiten geendet worden sind. Prachtvolle Plätze liegen im Innern dieser ungeheuern Residenzen, worunter der vorzüglichste der Karoussel-Platz ist, auf dessen von Napoleon errichteten Triumphbogen die vier venetianischen Pferde prangen. Die Gallerien gehen gegen die Seine, wo ihre Länge 222 Toisen mißt, ein Prospeet, der gewiß unter die schönsten Europa's gehört. Die Façade des Louvre, die unter Napoleon geendigt wurde, ist eines Kaisers würdig. — Zu einer der schönsten Straßen, die von dem Portal des Pallastes bis an die Barrière von Vincennes in gerader Richtung führen sollte, war der Plan entworfen; die Umgestaltung der Dinge hat die Ausführung künstigen Zeiten und kommenden Herrschern überlassen.

In diesem Louvre nun ist das Musée Napoléon, das ist der Ort, wo alle die Meisterstücke der Bildhauerei und des Pinsels, die die letzte Weltherrschaft der Franken im Vaterlande Italien, so wie in jedem Lande fand und

mit sich nahm, zusammengestellt wurden. Ich will es nicht wagen, den Eindruck schildern zu wollen, der jedes Gemüth ergreifen muß in dieser Götterwohnung. Es ist kein steigendes Gefühl, kein Erkennen des Verstandes, kein Finden der Begeisterung, es ist ein Schritt aus dem Nichtseyn in das Seyn! So muß der Geist feiern, wenn er, wie Plato lehrt, von der Welt Gränzen hinüberschaut in die Regionen, wo der Sitz der Unsterblichen ist, über den Himmeln!

Skulptur.

Ich trat zuerst in den Saal der Berühmten. Es kann nicht meine Absicht seyn, ein Verzeichniß der Kunstschätze zu geben, aber ich hebe die Stücke heraus, die mir besonderen Eindruck machten. Zeno und Demosthenes, vorzüglich aber Menander und Posidippos fesselten meine Blicke. Herrlich ist die Statue eines Kriegers, bekannt vormals im Vatikan unter dem Namen Phocion. Welcher Ernst, welche Kühnheit in Gestalt und Haltung! Einfachheit im ganzen Wesen, der Sieg im kräftigen Haupte. Von da trat ich in den Saal der Römer. Eine Ceres aus parischem Marmor (dieselbe, die Clemens der XIV. aus der Villa Mattei in den Vatikan bringen ließ) fesselte mich durch Feinheit und Reichthum der Draperie. Dann ein Priester, die Opferschale in der Hand, durch den tiefsten Ernst in den Zügen. Auch er war durch Clemens in den Vatikan gebracht worden. Weiter Germanicus, ein Werk des Atheniensers Cleomenes, aus parischem Marmor; vormals in der Gallerie zu Versailles. Antinous, Statue aus parischem Marmor; aus dem Schlosse Richelieu. Theseus, im Jugendalter; gleichfalls aus parischem Marmor,

aus Griechenland gebracht. Mars, Statue aus pentelischem Marmor, die man erst durch die Ergänzung zum Kriegsgotte gemacht hat. Die Inschrift daran, wenn sie anders ächt ist, nennt uns die Bildhauer Heraklides von Ephesus und Harmatius. Urania, auf einem Felsen sitzend; unweit Tivoli im Landhause des Cassius gefunden, von parischem Marmor. Augustus, Statue von pentelischem Marmor; aus Venedig nach Paris geschleppt. Eine Priesterin der Isis aus parischem Marmor, gekannt im Kapitol unter dem Namen der Vestale. Julia Pia, Gemahlin des Kaisers Sept. Severus; aus pentelischem Marmor; gefunden in Afrika. Der Antinous vom Kapitol; Marmor von Luni; schöne geistvolle Jugend! aber in den Zügen irrt ein Sehnen ohne Heimath, ohne Gränzen; aus dem Museum des Kapitols. Venus im Bade, parischer Marmor, weich und zart; vielleicht eine Nachahmung des Polycharmes. Eine Römerin, wahrscheinlich nach dem Kostüme aus den Zeiten Hadrians; parischer Marmor. Tiberius, parischer Marmor; herrlich! aus dem Vatikan. Der Torso vom Belvedere-Fragment einer Herkules-Statue; aus dem Vatikan. Welche Kraft! welche Muskulatur! welches Leben in den Biegungen der Haut! — Wenn Winkelmann glaubt, der Meister habe Herkules Apotheose auf dem Berge Oeta vorgestellt, so weiß ich mit ihr die deutlich gezeigte Anstrengung der physischen Kräfte nicht zu vereinigen. Ich halte dieß Stück für Theile einer Gruppe, und wenn wir irgendwo das Original dazu suchen, so sollte dieß auf Medaillen seyn, denn es scheint mir unbezweifelbar, daß diese uns häufig berühmte Standbilder der antiken Zeit, damals verehrte und weit bekannte Gegenstände, geben, die sich am natürlichsten zur Bezeichnung des Ortes oder der Landschaft schickten. Dieses Mei-

sterstück der Skulptur ist, nach der Inschrift, von Apollonius, dem Sohne Nestor's des Athenienſers; es wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Rom auf dem Campo de' Fiori entdeckt und durch Julius II. in die Gärten des Vatikans gebracht, wo es seither den größten Künstlern Italiens zum Studium diente. Der sterbende Fechter; aus dem Kapitol. Solche Ruhe im Tode enthält die Geschichte eines ganzen Lebens. Er stirbt auf seinem Schilde.

Es sind in diesem Saale auch Büsten aufgestellt: Luc. Jun. Brutus, Marc. Jun. Brutus, zweier Faunen, des Sept. Severus, Palemons und eines königlichen Jünglings. Die beiden ersten aus dem Museum des Kapitols genommen, sind vortrefflich. Man gewahrt den heiligen Ernst des Einen, wie er dem Rächer Lucretiens, dem Befreier Roms ziemt; man fühlt sich überzeugt beim Anblicke des Andern, daß unter dieser engen, knochigen Stirne der Gedanke sich feststellen konnte, Rom durch den Opfertod des Vaters zu retten. — Beide Faunen sind aus der Villa Albani. Ein leichter Metallglanz dämmert auf der Wange des Einen, so wie auf der rechten Schulter; — ein unnachahmbar weicher, leichter, feiner Meisel! Die Büste des zweiten Fauns, so wie des Jünglings mit dem königlichen Stirnbande, sind aus Bronze. —

Nun folgt der Saal des Laocoon, nach der Gruppe so benannt, die früher in den Gärten des Vatikans stand. Dieß Meisterstück ist der Triumph des Ausdruckes. Wer kann es sehen und sich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit der Darstellung? . . . Wie schmiegen sich qualzerrissen die Söhne an den Vater, der sie nicht retten kann! In welchen scheußlichen Krümmungen wenden die ergrimmten Schlangen ihre giftgeschwollenen Leiber um die Unglücklichen, um den kühnen Priester, der es wagte, die Götterlist

zu durchschauen, und den Speer in das Troja verderbende Roß stieß, zur Warnung gläubiger Ilier! — Sein Haupt ist aufwärts geworfen vom Schmerze nicht bloß, auch von der Erkenntniß der Götterrache; seine Augen treten heraus, seine krausen Haare sträubt das Entsetzen; Zorn, Wuth falten die Stirne; alle Muskeln sind bis zum äußersten Grade gespannt. In der wehrlosen linken Seite wühlt der Zahn der Schlange; umsonst versucht Laocoons Hand sie abzudrängen; der Schmerz raubt ihr die Kraft. Aber die rechte ist emporgestreckt, als wolle sie das Unthier herausreißen aus seinen gierigen Wendungen und zerdrücken in den Lüften. — Ohnmächtig sinkt der jüngere Sohn zurück, dreifach umwunden hat ihn die andere Schlange; mit schwacher Hand drängt er ihren Kopf von sich, aber nicht mehr der sich bewußte Wille, die Natur leitet seine Hand. Der ältere Knabe, am rechten Arm und linken Beine umwunden, aber noch unverletzt, schreit erschrocken auf; Kindesliebe so sehr, als Angst, veranlassen diesen Jammerruf. —

Dieser Triumph der Kunst wurde nach Plinius von den drei Rhodiern, Agesandros, Polydores und Athenodoros geschaffen. Winkelmann setzt das Werk in das Zeitalter Alexanders, einige Neuere in das der römischen Kaiser. Julius II. ließ die Gruppe, die im Jahre 1506 auf dem esquilinischen Hügel in den Ruinen des Pallastes des Titus aufgefunden worden, in den Vatikan bringen. Der rechte Arm des Vaters und zwei Arme der Kinder, welche mangelten, sind durch Girardon in Gips hergestellt.

Dieser Saal enthält schöne Statuen, z. B. Jason, eine Amazone, einen Paris, Meleager, den Besieger des kalydonischen Ebers, einen Adonis, den Diskuswerfer, der wahrscheinlich eine Kopie nach Myron ist; auch schöne Hermen, wie die der Tragödie und Komödie und des Vaters

Oceanos; alle aus dem Vatikan herbeigebracht; mehrere Kaiserbüsten aus der Villa Albani; die herrliche Gruppe Amor und Psyche aus dem Kapitol, endlich die Venus von Medizis: dieß Wunderwerk des Meisels, von Cleomenes, wenn anders die Inschrift ächt ist, der Welt gegeben, von eben dem Cleomenes, von welchem Plinius erzählt, daß ein römischer Ritter sich einst in eine seiner Statuen, eine Thespiade, verliebt habe. In vielen Trümmern, wie bekannt, wurde das Bild der schaumgeborenen Liebesgöttin zu Rom aufgefunden, von florentinischen Künstlern ausgebessert und in die berühmte Gallerie nach Florenz gebracht, wo sie als Ideal der Schönheit von der Nachwelt angestaunt und von den Künstlern angebetet wurde. Was soll man, nach allem dem, was geschrieben wurde, über die heilige Jungfräulichkeit dieser Gestalt, über die Höhe, Weichheit und Wärme der Formen, über die Reinheit der Verhältnisse, über den Glanz der Schönheit sagen, der Alles durchdringt und in sich vereint, — was, als etwa: O! daß man Pigmaleon wäre und Leben einhauchen könnte dem theuren Bilde der Liebe! —

Würdig folgt diesem Saale derjenige des Apollo Der Gott rief mir entgegen — ich trat ein —

„Es schauderte durchs Herz, die Kraft sich aufzuringen,
„Sich los zu retten von den Dingen,
„Und freier sah der Geist ins Ewige hinaus!
„Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
„Vom hohen Unsichtbaren aus!“ ....

In langen reichen Locken rollen die Haare den Nacken hinab — an der rechten Schulter hängt der Köcher, über die linke der Mantel, der auf die schöne Hand geworfen, und zurückgeschlungen, die reinen Formen des Körpers nicht verdeckt. Reiche Sandalen zieren die Füße. Ein ewiger

Reitz, eine unsterbliche Jugend ist ausgegossen, ist, unbegreiflich wie, verbreitet über dieß Meisterstück. Eine Würde, die Anbetung fordert, spricht aus dieser Stirne. Die Kraft eines Gottes tritt kühn hervor aus dieser Haltung. ... Apoll, der pythische Sieger, kann nie herrlicher gedacht worden seyn, als er hier gegeben ist. ...

Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde diese Statue am Ufer des Meeres in den Ruinen des alten Antium, 12 Stunden von Rom, gefunden, und von Julius II. in das Vatikan gebracht. Giovanni Angelo da Montorsoli, Michel Angelo's würdiger Schüler, ergänzte den mangelnden rechten Vorder-Arm, so wie die linke Hand. Meister und Zeit sind uns unbekannt. — Ich stimme denen bei, welche die Arbeit, nach einem älteren Muster, in Hadrians Zeitalter setzen. Ueber den Marmor hat man sich gleichfalls nicht vereinigen können; er ist glänzend weiß, wie Alabaster; ältere Künstler halten ihn für eine Gattung des altgriechischen Marmors; unser Mengs dagegen für Marmor von Luni, oder kararischen; diesem stimmt, auf beträchtliche Gründe bauend, auch Dolomieu bei; dennoch wollen die neuesten Franzosen auf einige uns unbekannte Gänge im asiatischen Griechenland, Syrien u. s. w. hinweisen, und daher diesen seltenen Marmor geholt wissen.

Dieser Saal enthält auch den Antinous vom Belvedere, Merkurius von den französ. Antiquaren genannt. Statue aus parischem Marmor. Würdig neben Apollo zu stehen. Poussin glaubte hier die reinsten Verhältnisse der männlichen Gestalt zu finden. Ferner einen Mars als Sieger; eine Urania und eine Isis; die schöne Gruppe der Leucothea, die den Bachus nährt, voll Einfachheit und Ausdruck, aus der Villa Albani; die Venus von Arles; den Sardanapal; den Herkules mit Tele-

phos; den Apollo Lycius, aus den Gärten von Versailles; den ägyptischen Antinous aus dem Kapitol; einen Bachus in Ruhe; den Antinous aus rothem Marmor, aus der Villa Albani; die Juno vom Kapitol, kühn und majestätisch; die Ariadne vom Kapitol, ein Kopf voll reiner Grazie; ferner viele Büsten von Römern und Griechen, zwei Sphinxe aus rothem Granit, mehrere interessante Basreliefs, Candelabers u. s. w.

Der nächste Saal heißt der der Diana nach der herrlichen Statue, wo sie als Jägerin dargestellt ist. Dann folgt derjenige der Jahreszeiten mit der schlummernden Ariadne, die in Trauer und Erschöpfung am Felsengestade ruht, mit einer blühenden Flora, mit der schönen Gruppe des Kindes mit der Gans und mehreren vortrefflichen Büsten und Köpfen. Im Saale der Kaiser steht der schöne Faun Winkelmanns; in demjenigen der Ströme die liebliche Venus vom Kapitol; dort auch die borghesische Gruppe der Venus mit dem Amor, mit einem Delphin zu den Füßen, und der schlummernde Hermaphrodit, der wahrscheinlich ein Nachbild des Meisterstücks in Bronce von Polycles ist. Dann der Centaur, eine gar anmuthige Gruppe; der Bonus Eventus, eine Statue Alexanders des Großen, und die Gruppen des Nils und der Tiber; das Mädchen mit den Beinchen spielend; die Venus mit der Muschel; eine andere aus dem Bade steigend; Livia als Muse; viele griechische Hermen, römische Köpfe, Vasen, Altäre, Thierfiguren.

Im Saale Silens sind neben Statuen und Gruppen auch sehr schöne Basreliefs: Diana und Endymion, Vulkan und die Cyclopen; Aeneas Waffen schmiedend; ein griechischer Choros; Meleagers Tod; Eskulapius und Hygieia; Bachus Geburt u. s. w.; andere im Saale

des Gladiators, dieser kühnen Heldenstatue, die ein Werk des Agasias von Ephesus ist. Gar lieb nimmt sich daneben ein junger Faun aus, der die Flöte spielt, und durch Ausdruck ansprechend ist eine verwundete Amazone.

Der letzte Saal ist derjenige der Musen; dann tritt man in den Vorsaal, wo zwischen Altären, Sarkophagen und Statuen eine herrliche Diana steht. Auch viele Vasen und Urnen schmücken diesen Raum.

Hier endet die Sculptur. Die Treppen zur Gallerie der Gemälde lagen vor mir, aber wenn man im Olympe ist, und alle Götter um sich in hehrer weiter Versammlung hat, so scheidet man nicht so leicht, und am wenigsten wirft man, von Ambrosia berauscht, sich in neue Genüsse. Ich ließ weislich eine Nacht dazwischen treten und nachdem die lebendigen Bilder des Lebens die steinernen des Olymps wieder in die gehörige Ferne gerückt hatten, besuchte ich den anderen Theil dieses Schatzhauses der Kunst. Im Vorsaale der Gemäldegallerie sind Bilder älterer Meister aufgestellt, eines Giusto di Alemagna, Pomponio Allegri, Niccolo Alunno, Christoph Amberger, Peter Bruegel, Cimabue, Cranach, Dürer, Culmbach (Dürers geliebten Schüler), auch von Murrilo, Vanni u. a. m., an 120 Stücke, meist religiösen Inhalts, warm, streng, weihevoll. Die Gallerie selbst, in ihrer beträchtlichen Länge in neun Theile durch Bogen, auf denen das Gewölbe ruht, getheilt, ist prachtvoll verziert; ein Geländer führt rings in unverhindernder Entfernung an den Wänden hin; Zeichentische, Ruheplätze erleichtern und regeln die Betrachtung. Das Licht fällt theils von oben, theils von der Seite; nach meiner Meinung nicht immer sehr vortheilhaft, weil, z. B. in den Stunden von 2 bis 4 Uhr Nachmittags, die Strahlen sich schneiden, und blenden. 1240 Gemälde decken die Wände.

Der Blick durch die Gallerie betäubt mit Glanz; man glaubt das Prächtigste zu sehen, was man auf Erden sehen kann. Ich will zuerst die französische Schule an mir vorüberwandeln lassen; sie hat den vordersten Platz in der Gallerie. Aus dem Vielen nenne ich nur, was mich besonders ansprach.

Sebastien Bourdon. Sein Portrait. Er sitzt; auf seinen Knieen hält er einen antiken Kopf. — Des h. Petrus Kreuzigung. Zwei Engel bringen ihm Krone und Palme des Friedens.

Charl. Le Brun. St. Stephan, niedergestürzt durch die Steine seiner Henker, fühlt des Todes Nahen. Er hebt seine Hände zum Himmel; seine Blicke, von mildem Feuer erleuchtet, blicken zum Vater; er betet für seine Feinde.

Das Zelt des Darius. Alexander besucht mit Hephestion die gefangenen Frauen des Perserkönigs. Sysigambis, dieses Königs Mutter, hält den letzteren für Alexander — der, als er ihren Schrecken bei Entdeckung der Verwechslung gewahrt, mit ruhiger Stimme zu ihr spricht: „Nein, meine Mutter, ihr irrtet nicht; auch dieser ist Alexander!“ — Ganz vorzüglich schön ist Darius Gemahlin, die dem Mazedonier ihren Sohn empfiehlt.

Der Uebergang über den Granikus. Alexander setzt über den Strom im Angesichte der Perser, die es zu hindern suchen. Mit kräftigem Arme tödtet er Spithrobates, dicht im Gedränge — Rosaces, des vorigen Bruder, eilt ihn zu rächen, das Beil glänzt geschwungen in seiner Hand — aber Clitus haut die drohende Feindeshand mit leichtem Schwerte durch. Des Führers Geist durchglüht seine ganze Truppe; unaufhaltsam dringen die Mazedonier vor; wie Geopferte sinken und weichen die Perser.

Die Schlacht von Arabella. Das gewagte Spiel

schwankt; die Kühnheit des Mazedoniers scheint sich nutzlos zu verlieren in der Menge der Feinde; da springt, kühn und schön in seinem weißen Kleide, Aristandros unter die Zagenden, er weiset mit einem Lorberreise nach dem Adler, der zum guten Zeichen über Alexander schwebt! — Die es sehen, drängen sich ermuthigt um ihren Herrscher, der indessen den Perserkönig auf seinem Schlachtwagen gefunden hat. Die Größten der Heere kämpfen an diesem Orte — hier scheint die Schlacht ihre Entscheidung finden zu müssen. Alexander über sein sich bäumendes Roß weithin vorgebeugt, stößt mit dem Wurfspieße den Pferdeführer des Königs vom Wagen — verzweifelnd glauben die Perser zur Linken, der König selbst sey gefallen, und panischer Schrecken ist bereits unter ihnen sichtbar. Man begreift, daß die Schlacht nun entschieden ist.

Porus. — Alexander hatte am Hydaspes gesiegt; bedeckt mit Wunden brachte man Porus vor ihn, der Indier König. „Wie soll ich euch behandeln?" fragt ihn Alexander — „als König" antwortet Porus. „Aber ihr wolltet nicht mehr, als das?" frägt ihn Alexander wieder — und Porus antwortet: „Nein! dieß Wort enthält alles!" — Da umarmte ihn Alexander, gab ihm seine Staaten wieder und zu diesen noch andere Länder.

Charl. Alph. du Fresnoi. — Eine h. Margaretha.

Claude Gelée (Lorrain). — Ansicht des Campo Vaccino zu Rom. Prospekt eines Seehafens bei sinkender Sonne. Das Gestade ist geziert mit Pallästen; freundliche Gondeln und Schiffe decken das Meer. — Bezaubernd schön! —

Nicol. Poussin. — Die Sündfluth. — Thermutis stellt den geretteten Moses ihrem Vater dar. — Jesus setzt das h. Abendmahl ein. — St. Erasmus stirbt.

Jean Bapt. Santerre. — Susanna im Bade, belauscht von den Greisen.

Joseph Vernet. — Ein Seehafen. Der Mond scheint hell. Matrosen schmelzen am Ufer Theer bei großem Feuer. — Eine Flotte, kaum sichtbar im Nebel der sinkenden Sonne. Fischer mit ihren Barken beschäftigt. Ansicht eines Seehafens im Nebel.

Vouet, (Simon). — Charitas romana. Die Tochter ernährt mit der Milch ihrer Brust den gefesselten Vater.

Flandrische Schule.

Crayer. Der Rabe bringt das Doppelbrod für St. Paul und St. Anton.

Ant. van Dyck. Sein eigen Portrait. — Jesus sinkt unter der Schwere des Kreuzes; schmerzhaft sieht er auf zu St. Veronika. — Die Jungfrau, Johannes und Magdalena weinen am Kreuze. Christus stirbt. Franz von Assise umfaßt zitternd des Heilands Füße; Longinus, zu Pferde, entflieht bestürzt. Welche Kraft des Ausdruckes! Mariens und Magdalenens Schmerz ist unübertrefflich. Die letztere lehnt sich, preßt sich an Marien — ihre blonden Haare rollen den Nacken regellos hinab — über die Wangen, über das schöne Gesicht fließen reiche Thränen. Nie habe ich den Schmerz wieder in solcher Wahrheit gemalt gefunden! — Christus stirbt am Kreuze. Magdalena und die Jünger geben sich trostlosem Schmerze hin — die Mutter sieht in stiller Begeisterung zum Himmel; sie sieht ihres Sohnes Größe, und hört die Jubel der tausendmal Tausend! — Longinus steht in sich gekehrt in der Ferne; — der Henker schaut ehrfurchtsvoll auf die Leiche des Gottmenschen.

— Jesus, umgeben von den Schaaren und dem Glanze des Himmels erscheint dem heiligen Augustin.

Gerard Honthorst. Eine Magd des Oberpriesters deutet auf Petrus mit den Worten: „Auch der war mit Jesus, dem Nazarener.“

Jak. Jordaens. Der König trinkt. Zwei Stücke zu 15, und 10 Halbfiguren.

Rembrant. Sein Portrait. Seinen Kopf deckt ein Baret, den Hals ziert eine goldene Kette. Merkwürdig ähnlich meinem geliebten Lehrer, Julius Schneller. — Ein Greisenkopf, halb kahl. Sehr ehrwürdig! — Portrait von Rembrants Frau; en profil. Ein sammt'nes Baret mit Federn ziert diese schöne Figur voll Adel und Geist, voll würdiger Haltung. — Dalila flieht mit Samsons abgeschnittenen Haaren; die Philister werfen den Entkräfteten zu Boden, fesseln ihn, und durchbohren sein Auge. — Eine trauliche Landschaft mit Figuren und Lämmern im Vordergrunde.

Pet. P. Rubens. Jesus widerlegt Thomas Unglauben. Welche Ruhe, welche Größe, welcher Ernst in des Erlösers Antlitz! — Die Flucht nach Egypten. Der Mond scheint hell. — Die Anbetung der Weisen; Fackeln erhellen einen Theil der Scene. — St. Johann der Evangelist, getaucht in einen Kessel siedenden Oehles. — Die Kreuzerhöhung. Kraftvoll und wahr. — Magdalena, die Mutter, St. Johannes und die Jünger am Kreuze. Der Henker sticht in die Seite des Gekreuzigten. — Die Jungfrau, Magdalena, Johannes und Joseph von Arimathia beweinen den vom Kreuze genommenen Heiland. — Jesus erscheint dem heiligen Rochus, und setzt ihn zum Patron der Pestbehafteten ein. — Allegorien. Der Janustempel ist geöffnet; ein Weib in tiefer Trauer streckt ihre Hände zum

Himmel, der sie nicht erhört; nicht die Liebesgötter, nicht Venus selbst halten den Kriegsgott zurück, den die Zwietracht gierig schleppt, den die Schimären locken. Sein Fuß zertritt den Handel, die Künste; sein Schwert ist getaucht in Menschenblut. — Adonis und Venus Scheiden. — Eine Wolfsjagd. Rubens mit seiner Gemahlin und seinem Sohne Albert auf muthigen Rossen.

Dav. Teniers, der jüng. — Ein Tanz bei einer Sackpfeife. — Zwei Tabaksraucher sitzen vergnüglich in einer Kneipe. — Der Raucher. Eine Magd öffnet eintretend die Thüre. Am Kamine sitzen zwei Spieler; ein Dritter, mit einem Glase in der Hand, sieht in ihre Karten. — Der Scheerenschleifer. — Abendliches Fest vor einer Hütte im Freien. Zerrissene Wölkchen schwimmen am Himmel, wie Ahnungen im Blau des Auges. — Das Innere einer Kneipe. Fünf Landleute an einem Tische; zwei spielen mit Karten; im Hintergrunde schreibt der Wirthsknabe mit Kreide die Rechnung.

Theod. van Thulden. Eine Kreuzabnehmung.

Holländische Schule.

Gerhard Douw. Sein Portrait als Jüngling. In seiner Hand ist ein kleines Gemälde, das einen Greisen darstellt, der zwei andere Personen belehrt.

Jean le Duc. Wache. Es ist Nacht.

Phil. van Dyck. Ein junges Weib die Guitarre spielend. Sehr lieb!

Adam Elzheimer. Die Flucht nach Egypten. Nacht. Der Mond webt schauerliche Helle; ein Feuer glänzt scharf.

Joh. van Huysum. Trauben, Zwetschen, Melo-

nen, Pfirschen und Aprikosen mit Blumen. Frisch, als wie zum pflücken und essen.

Carl du Jardin. Marktschreier predigen von ihren Bühnen dem Volke.

Heinr. van Limburg. Eine heilige Familie. Gar zart und still.

Gabriel Metzu. Ein Cavalier bietet einer Dame Erfrischungen dar.

Aart van der Neer. Eisbelustigung mit Schlitten und Schlittschuhen.

Gasp. Netscher der Vater. Portrait seiner Familie. Er selbst begleitet mit der Guitarre den Gesang seiner Tochter; die glückliche Mutter horcht zu. — Die böse Nachricht. — Das geliebte Bild.

Adrian van Ostade. Der Schullehrer, den gefürchteten Scepter in der Hand, in der Mitte seiner Schüler. — Ein alter fröhlicher Geiger wandelt singend in einer Hütte auf und nieder, und begleitet sich selbst auf dem Violon. An der Thüre stehen Bauersleute, die auf ihn horchen.

Paul Potter. Auf einer großen Weide grasen ein Stier, eine Kuh, ein Widder, ein Schaf, und Lämmer. (Gemalt in natürlicher Größe).

Jak. Ruisdael. Ein Gewitter.

Gottf. Schalken. Magdalena in ihrer Grotte; eine Fackel erhellt das Dunkel. — Vergebliche Warnung. Sehr lieblich.

Pet. van Slingelhard. Ein Weib zankt mit einem alten Schuhflicker, der ganz ruhig auf ihr Gewäsche hört. — Portrait eines Jünglings, in Schwarz gekleidet; sein Kopf ist unbedeckt.

Joh. Steen. Die Freuden jedes Alters. Der Greis liest; die bejahrte Frau spielt mit ihrer Enkelin. Männer

und Frauen singen, rauchen und lachen eines kleinen Jungen, der mit dem Flageolet einen Sackpfeifer begleitet; neben ihm spielt ein Mädchen mit einer Katze; im Hintergrunde stehen zwei Liebende, gegenseitig versunken in ihre Blicke.

Gerh. Terburg. Ein Offizier, sitzend neben einer jungen Frau, gibt einem Trompeter Befehle. — Ein Soldat bietet einem Weibe Geld dar.

Adrian van der Werff. Adam und Eva beweinen den erschlagenen Abel. — Die Keuschheit Josephs. — Seleukus, der Syrer König, überläßt Stratonicen seinem Sohne Antiochus. — Paris und Oenone, die Nymphe des Berges Ida. — Zwei Nymphen tanzen vor einem flötenden Faun.

Phill. Wouvermanns. Ein Reitergefecht. — Eine Brücke, vertheidigt von Fußvolk, von Reitern angegriffen. — Ein Reiterangriff auf eine Schanze.

Deutsche Schule.

Barth. Böhm. Jesus wird auf den Golgatha geführt mit den beiden Mördern. Johannes und die heiligen Frauen stützen die ohnmächtig hinsinkende Jungfrau.

Joh. Franz Duven. Susanna und die Greise.

Joh. Holbein. Portrait des Dirius Erasmus, profil. Portrait eines Mannes, in seinen Händen hält er Handschuhe.

Spanische Schule.

Carreno de Miranda. Magdalena in ihrer Grotte zu den Füßen eines Krucifixes; in ihrer Hand ist ein Tod-

tenkopf — ihre Blicke schauen mit heiliger Weihe zum Himmel.

Bart. Estévan Murillo. Ursprung der St. Marienkirche zu Rom. — Zwei Gemälde. — Ein junger Bettler.

Espagnolet (Giuseppe Ribera). Die Mutter der Schmerzen.

Italienische Schulen.

Florentinische.

Cristofore Allori. St. Julian, zur Buße für den unfreiwilligen Vatermord, macht den Fährmann über den gefahrvollen Strom.

Baccio della Porta (Fra Bartolomeo). Der Evangelist Markus. Ein stolzer, strenger Pinsel. — Der Erlöser mit den vier Evangelisten.

Leonardo da Vinci. Portrait der wegen ihrer Schönheit berühmten Mona Lisa, Gemahlin des flor. Edelmanns Francesco del Giocondo. (Franz I. kaufte dieses Gemälde um 4000 Thaler in Gold, d. i. 45,000 Francs.) — Johann der Täufer; in der einen Hand das Kreuz; die andere zum Himmel empor gehoben.

Benedetto Luti. Magdalena in der Grotte, besucht von den Engeln.

Matteo Rosselli. Die Jungfrau und die Engel bringen dem Kinde Jesus, das auf den Knieen Josephs sitzt, Blumen und Früchte.

Römische Schale.

Federigo Barochi. Zwei Jünger weisen den halb vom Kreuze genommenen Körper des Erlösers dem heiligen Johannes — ein dritter Jünger hält die Dornenkrone, und die Zangen. Nicodemus löst die rechte Hand des Gottmenschen vom Kreuze. Die Jungfrau liegt ohnmächtig in den Armen der heiligen Frauen. Hinter ihr steht Bernardin von Sienna.

Domen. Feti. Ein Schutzengel. — Die Melancholie, sinnend über das Schwinden des menschlichen Hoffens.

Raphael Sanzio. Perugino's großer Schüler, und dieser Schule Meister. Die Gallerie besitzt von ihm 26 Stücke; 17 derselben will ich nennen. — Sein Portrait verbunden mit jenem seines Fechtmeisters. Ein schöner genialer Kopf. — Portrait seines Freundes, Balthasars von Castiglione, Bischof zu Avila. — Portrait Julius II., dieses um die Kunst so verdienten Pabstes. Feurig, stark und lebenvoll. — Portrait des Kardinal von Bibiena. — Portrait eines Jünglings, sein Arm stützt den Kopf. — Portrait eines andern Jünglings; die Hand des auf dem Tische gestützten Armes deckt die Faust des anderen. — Portrait der Johanna von Aragonien, Vizekönigin von Neapel. Wohl das schönste Weib, was sich der Mann aus irdischem Stoffe geschaffen denken kann! Raphael malte an dieser Königin nur den Kopf — Julio Romano das Uebrige. — Die heilige Familie. Jesus auf dem Arme der Jungfrau, in derem Blicke ein himmlisches Lächeln schwebt, angebetet durch Elisabeth, und den kleinen Johannes. Joseph steht im Hintergrunde, mit ihm zwei Engel, wovon der eine Blumen über den Gottessohn streuet. (Gemalt i. J. 1518

für Franz I.) — Eine heilige Familie, gekannt unter dem Namen la bella Giardiniera. Die Madonna sitzt in einer stillen Landschaft, vor sich die Kinder Jesus und Johannes. Den zarten Leib deckt einfache Bekleidung, wie die einer florentinischen Bäuerin. (Das azurne Oberkleid hat Rudolph Ghirlandajo vollendet, als Raphael Florenz verließ.) Christus blickt zur Mutter auf; in seinem Blicke lebt seine tiefe, göttliche Seele; Johannes wendet sich zu Christus. Etwas Unbegreifliches, etwas unendlich Hohes spricht aus diesen Kindern, das auf die große Zukunft deutend weißt. Ruhe und Andacht ist der Charakter dieses Meisterstücks. Gemalt 1508. -- Madonna della Sedia. Die himmlische Mutter umschlingt mit innigster Liebe den Gottempfangenen; ihr Kopf wendet sich sanft gegen ihn. Ambrosisches Gewand verhüllt reizend den schöngeformten Arm; der Schleier fließt die edle Schulter hinab, und ründet das zarte Oval; unter dem Tuche, in das der kleine Christus sein Aermchen steckt, schwellt die volle reine Brust empor. Johannes schaut mit andachtsvollem Blicke nach dem Gottessohne, sein Blick ist Gebet. Vor dieses Bild führe man den Spötter des Bilderdienstes; da mag er lernen, ob das Göttliche in Irdisches sich kleide. Ich sage mit Körner:

„Lange hab' ich vor dem Bild gestanden,
Mich ergriff's mit wunderbarem Siegen,
Schönre Welten sah ich vor mir liegen,
Und ich fühlte frei mich aller Banden!

Wehe denen, die den Gott verkannten,
Wem die innre Stimme hier geschwiegen!
Ahnung dämmert in Mariens Zügen,
Wehe, wer die Liebe nicht verstanden!

Heilig, heilig! tönen Seraphlieder;
Lichte Engelchöre stürzen nieder,
Und umschweben ihres Gottes Braut!

Und der Geist erhebt sich aus dem Staube,
Und lebendig wird dem Lieb' und Glaube,
Der sie reines Herzens angeschaut." —

Eine heilige Familie. Gemalt für Franz I. im J. 1518. Maria sitzt und empfängt mit offenen Armen ihr geliebtes Kind, das ihr lächelnd zuläuft. Die fromme Elisabeth heißt den Johannes die kleinen Hände falten. Joseph stützt seinen Kopf sinnend in den Arm. Zwei Engel, himmlische Jünglinge, stehen im Hintergrunde, von Andacht begeistert; der eine streut Blumen. — Maria, gekrönt von ihrem Sohne. Gemeinschaftlich von Raphael mit P. Perugino gemalt im J. 1500, also in seinem 17ten Jahre. Maria ist dem Irdischen enthoben; erstaunt schauen in das offene Grab hinein die Apostel, aber Blumen nur, die Bilder der ewigen Reinheit, sind zurückgeblieben, und himmlischer Duft. — Madonna di Foligno. Die Himmlische erscheint mit ihrem Kinde in dem Blau des Aethers, umgeben von den Dienern ihrer Macht. Ruhe und Güte ist in ihrem Blick, und unendliche Liebe. Hieronimus schaut zur Königin auf, und empfiehlt ihr einen Betenden; Franziskus kniet, das Kreuz in der Hand, betend im glühenden Eifer. Hinter ihm steht Johannes der Täufer, streng, ja beinahe rauh, in Haltung und Ausdruck. In der Mitte, unter dem Vollmonde, auf dem die Himmlische schwebt, ein Engelsknabe mit einer Weihtafel. — Die Himmelfahrt Mariens; ausgeführt und vollendet von Francesco Penni. Die Jungfrau schwebt empor auf einer abendlichen Wolke; die schwarzen, großen Augen blicken auf den geliebten Sohn; die dunkelblonden Haare rollen unter dem grünen Schleier hervor. Christus setzt ihr mit leicht gehobenem Arm den Kranz auf (die Färbung zu roth gehalten, stört). Ein Engel mit Blumen glänzt in Schönheit. Die Apostel stehen staunend

betend unten. — Glaube, Liebe und Hoffnung. Grau auf Grau. Der Glaube, eine stille, heilige Figur, hält den Kelch mit der Hostie in der einen Hand, die andere ist aufs Herz gelegt. Zwei Engel, der eine ein Kästchen (Geheimnisse des Glaubens), der zweite die Bibel tragend, neben ihr. — Die Hoffnung, mit ruhigem Blicke zum Himmel, in eine bessere Zukunft schauend, steht mit flatterndem Gewande zwischen ebenfalls zwei Engeln; der eine hat die Hände über der Brust gefaltet, es ist die Ergebung — der andere sieht mit festem Blicke vor sich hin, als säh' er das Nahen des Gewünschten schon. — Die Liebe umarmt an dem treuen Herzen mehrere Kinder; — ihr einer Engel streut Geld aus einer Schale, denn Liebe gibt ja alles! — ihr anderer trägt einen Korb mit Seelenbildern, um die reine Flammen schlagen, nicht zehrende, sondern wärmende. — Der Erzengel Michael besiegt den Teufel. Kühn und groß. Gemalt 1517. — Cäcilia. Wollte ich Stufen in Darstellung weiblicher Schönheit nehmen, so würde ich diese Himmlische auf die erste Stufe setzen. Dieser große, aufwärts gewendete Blick, voll Feuer, Ruhe, Kraft und Emfindung; diese Reinheit der Züge, diese Anmuth der Haltung, dieser schlanke, edle, jungfräuliche Leib spiegeln die Seele der Heiligen ab. Im schönsten Körper muß ja die schönste Seele wohnen! — Ein Engelschor singt das Lob des Höchsten; Cäcilia horcht diesen Tönen; die Hand ist der Orgel entsunken; die Stimme der Heimath ergreift ihr Herz und macht ihren Körper bewegungslos. Maria Magdalena, Augustin, der kühne Paulus und der blonde liebende Johannes stehen zu den Seiten. Ein reiches Kleid ziert Cäcilien — ihre Sprachwerkzeuge mit dem Himmel, Musik-Instrumente liegen am Boden. Gemalt im J. 1513. — Die Verklärung Christi. Raphaels Schwanengesang. Im

Azur der Lüfte, auf glänzenden Wolken schwebt der Erlöser; sein Blick ist aufwärts zum Vater gerichtet, ein leises Sehnen knüpft sein Antlitz noch an das Irdische, aber der Schmerz ist gefallen, sein Wesen ist verherrlicht. Der Ernst des Gottes thront auf der breiten Stirne; frei fliegen die Locken; Liebe und Größe sprechen aus den Zügen. Das weiße Kleid flattert in den Lüften. Neben dem Gottessohne, und mit ihm, schweben auf Elias und Moses. Lächeln blüht im Antlitze des ersteren; ernster ist Moses, der Retter und Gesetzgeber. — Darunter zunächst, auf dem Gipfel des Berges, sind Petrus, den Schlummer aus den Augen sich reibend, Jakobus, der mit gefalteten Händen erstaunt dem Himmlischen nachblickt, und der weiche Johannes, der geblendet von dem Glanze und ergriffen von der Größe des Augenblicks, die Hand vor das schwache Auge hält. Zur Seite des Berges sind zwei Knaben; unter Jakobus zwei Apostel, denen ein dritter die Nachricht des Vorgegangenen zu geben scheint — der eine breitet erstaunt die Hände aus, der andere horcht sinnend zu. Ein Greis voll Ruhe und Würde steht vor beiden; er deutet nach oben; diesem zur Linken ein blonder Jüngling, voll Liebe im Antlitz, und ein anderer Greis. Hinter diesem sind noch zwei dicht am Berge; der eine deutet nach dem Vorfall, der andere starrt vor sich hin, es ist Judas. Vorwärts steht Andreas, der Bruder Petrus, überrascht emporfahrend. Einen schauerlichen Gegensatz bildet ganz unten am Berge die Gruppe des Besessenen. Vater und Mutter jammern um das unglückliche Kind — die Schwester, mit dem schönsten Auge im perlenvollen Gesichte kniet vor dem Rasenden — mehrere Anwesende zeigen ihre Theilnahme. Dieß Gemälde wurde 1520 vollendet. Bald darauf verschied der große Künstler. Er ging wie ein Gestirn am Horizonte auf und

leuchtete weithin, und an demselben Tage, da es aufgegangen war, sank es nach den 37 Minuten, die wir Jahre nennen, wieder hinunter.

Sachi Andrea. Gregor der Große durchsticht die mit den Körpern heiliger Märtyrer berührte Leinwand vor den zweifelnden Gesandten, und Blut quillt aus ihr. — St. Romuald erzählt seinen Jüngern den Ursprung der Kamaldulenzer-Mönche.

Venetianische Schule.

Giorgio Barbarelli (Giorgione). Neben einem jungen Manne, bedeckt mit schwarzem Baret, spielt ein Benediktiner das Klavier, und wendet sich zu einem regulirten Chorherrn, der ein Violoncello hält.

Jacopo Palma, der ältere. Portrait Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Paolo Veronese. — Die Pilger von Emaus am Tische. Unter den Umstehenden seine Gemahlin.

Giov. Antonio Licinio (Pordenone). Laurentius mit dem heiligen Augustin, dem Bischof Hippo, Franz von Assise, St. Bernard und Johann dem Täufer.

Fra Bastiano de Piombo. Portrait Baccio Bandinelli's, florentinischer Bildhauer. — Die Heimsuchung der Jungfrau. — St. Agatha stirbt.

Andrea Schiavone da Sebinico. Maria, umgeben von Ruinen, zeigt ihr Kind den Hirten.

Titiano Vecellio. Sein Portrait mit dem seiner Geliebten; er sucht die theuren Züge durch zwei Gegenspiegel zu vervielfältigen. Wie schön ist sie! die rechte Hand faßt die blonden lockichten Haare, die über Brust und Schulter

rollen; wie weich und zart ist diese Hand! — Das grüne Kleid, worüber das Hemde vorsteht, läßt halb die schöne Brust und Schulter bloß. — Ein anderes Portrait seiner Geliebten, im blauen Kleide. — Die Krönung Christi. — Laurentius, nackt, und schon auf den Rost gelegt. Seine Blicke schauen zum Himmel — ein stilles Leuchten geht aus diesem aus, und gießt Ruhe auf den Dulder. — Zwei Engel bringen dem gemordeten Dominikaner und Großinquisitor Petrus die Märtyrerkrone; sein Begleiter, der Bruder Dominikus flieht. Ein riesiges Bild.

Alessandro Turchi (Veronese). Dalila verräth Samson. — Antonius stirbt an Kleopatras Seite; auch sie wählt den Tod durch den Biß einer Natter. Dieses berühmte Weib konnte nicht schöner gewesen seyn, als sie der Maler hier gab.

Lombardische Schule.

Michel-Angiolo Amerighi (Caravaggio). Christus Körper zu Grabe getragen durch Johannes und Nikodemus. — Die Jungfrau auf dem Todtenbette, beweint von den Aposteln.

Antonio Allegri (Correggio). Jesus Leichnam liegt im Schooße der ohnmächtigen Mutter, der Johannes und Salome beistehen. Magdalena weint voll des heftigsten Schmerzens. Joseph von Arimathia steigt vom Kreuze. — Kopf des heiligen Johannes des Täufers als Kind. — Hieronimus. Die Jungfrau sitzt mit ihrem Kinde auf dem Schooße; im Entzücken der Andacht und Liebe küßt Magdalena das Füßchen des Heilands. Hieronimus, gefolgt von seinem Löwen, übergibt einige seiner Schriften einem

Engel, der sie Jesus bringt. Gewiß unter den größten Bildern, die je gemalt wurden. — Placidus, des Senators Tertullius Sohn, Benediktiner. — Antiope, zu ihren Füßen Amor schlummernd auf der Haut eines Löwen. Jupiter, verwandelt in einen Satyr, hebt den Vorhang und belauscht die Nymphe.

Gaudenzio Ferrari. St. Paulus in Betrachtung versunken.

Oratio Lomi (Gentileschi). Die Verkündigung. — Maria nährt das Kind; Joseph schlummert.

Bernardino Luini. Die Jungfrau sitzend zu Annas Füßen hält in ihren Armen den kleinen Gottessohn, der dem Johannes, der neben Joseph sitzt, seinen Segen gibt.

Criole Procaccini. Mariens Vermählung.

Andrea Solari, Leonardos Schüler. — Herodes Tochter empfängt das Haupt des Johannes.

Bolognesische Schule.

Francesco Albani. Das Feuer; eines der Gemälde der vier Elemente. — Jupiter mit dem Blitze, darstellend das Elementarfeuer; Vulkans Schmiede, das materielle; Venus, die brennende Fackeln unter ihre Kinder austheilt, jenes der Liebe.

Augustino Carracci. Die Mutter gibt Jesus die Brust.

Annibale Carracci. Franz von Assise, die Jungfrau, Magdalena und zwei Engel beweinen den Erlöser, der vom Kreuze herabgenommen ist. Die Jungfrau in himmlischer Ruhe, Jesus und die vier Evangelisten erscheinen dem heiligen Lukas, und Catharinen von Alexandria.

Antonio Carracci. Das Feuer, dargestellt durch Pluto. Sein Haupt deckt eine Krone von Eisen — er sitzt auf einer dunklen Rauchwolke, stützt sich auf den Höllenhund. Er hält den Szepter und die Schlüssel zu den Pforten des Lebens.

Ludovico Carracci. Jesus sieht Mathiam am Zollhause, und ruft ihm: folge mir. Dieser steht auf und folgt.

Jacopo Cavedone. Die Jungfrau mit dem Jesuskinde erscheint, von Wolken getragen, den heiligen Petronius und Eloa. — Cäcilia singt das Lob des Herrn.

Domenico Zampieri (Dominichino). David spielt die Harfe. Seine Blicke schauen zum Himmel — er singt die Wunder der heiligen Schrift, die ein Engel ihm darreicht. — Hieronimus stirbt am Altar. — St. Agnes, gemartert in ihrem 13ten Jahre unter Diokletian. Bewundernd sehen die christlichen Frauen die Kraft des Kindes im Leiden; die Engel und die Heiligen feiern ihren Triumph; Jesus sendet ihr die Palme. Vorwärts liegen die Leichen der Henker, die es gewagt hatten, ihre frevelnden Hände aufzuheben, um Feuer an den Scheiterhaufen zu legen, auf dem Astasius Agnesen lebend verbrennen wollte. — Die Einsetzung des Rosenkranzes.

Cesare Gennari. Maria säugt den Gottempfangenen. — Magdalena beweint in der Wüste in tiefem Schmerze ihr vergangenes Leben; ein Engel scheint ihr die Verzeihung zu bringen.

Gior. Francesco Barbieri (Guercino). Lazarus steht auf des Herrn Wort in Gegenwart der Martha, Mariens und der Jünger, vom Tode auf. — Christus erscheint Marien. Sie liegt auf den Knien, und hält ihre Hand zur Versicherung auf der Wunde. — Die geraubten

Sabinerinen treten in die Mitte der streitenden Heere, und versöhnen die Väter mit den Geliebten.

Guido Reni. David, gestützt auf den Schaft einer Säule, hält in seiner Rechten die Schleuder, in der Linken Goliaths Haupt. — Der Mord der unschuldigen Kinder. — Die Ruhe der heiligen Familie. — Christus mit der Dornenkrone. Kopf. — Magdalena zu den Füßen des Gekreuzigten. — Der englische Gruß. — Magdalena, die Augen zum Himmel gekehrt, die Hände auf der Brust. So rührend und vertrauend. So sich bewußt im kindlichen Herzen, daß sie rein vor dem Allgütigen stehe, der ihr alle Sünden genommen, und der ja in die fehlerlose Brust sieht. — St. Rochus; der treue Hund an seiner Seite. — Herkules kämpft mit Achelous, dem Verlobten Dejanirens. — Herkules töttet mit Pfeilen den treulosen Centaur Nessus. — Paris entführt die schöne Gemahlin des Menelaus.

Francesco Primaticcio. Scipio sendet dem Allucius die junge Prinzessin, die ihm verlobt war, zurück, und gibt ihr das Lösegeld, das die Eltern dem Sieger sandten, zur Aussteuer mit.

Leonello Spada. Das verschwenderische Kind erbittet die Gnade des Vaters.

Allessandro Tiarini. Joseph bittet Marien den Zweifel an ihrer Tugend ab; sie ruft den Himmel zum Zeugen ihrer Unschuld; die Engel erfreuen sich dieser Versöhnung.

Gennesische Schule.

Bartolomeo Biscaino. Die Anbetung der Hirten.

Neapolitanische Schule.

Salvator Rosa. Die Zauberin von Endor ruft vor Saul den Geist Samuels herauf, daß er ihn befrage über den Ausgang des Krieges gegen David. — Erlöste Seelen aus dem Fegefeuer kehren gereinigt zum Erlöser zurück. — Eine Schlacht am Ufer; in Flammen stehen die Schiffe.

Schule von Sienna.

Francesco Vanni. Die Jungfrau ruht von den Beschwerden der Reise. — Jesus sitzt zu den Füßen der Mutter. — Joseph bietet ihm Früchte dar.

Hier ende ich die Wahl. Ich ging im Scheiden die Säle der Skulptur nochmal durch, die Schulen, wo, wie ein Engländer meinte, man Männer erziehen sollte, so wie in jenen der Gemälde die Frauen. — Es war gerade die Stunde des Lever des Königs. Gedrängte Haufen eilten hinauf, um im Saal der Marschälle seiner zu warten; auch ich folgte dahin. Dieser Saal hat seinen Namen von den in Lebensgröße gemalten Marschällen des Kaisers, die hier aufgestellt sind, seltsamer Hausrath für die Bourbone, den sie aber dulden müssen. — Der König kam nach einer Weile von seinen prachtvollen Garden umgeben — man übergab ihm Bittschriften in Menge, die er gütig selbst nahm — sein ganzes Wesen sprach Sanftmuth und Güte, aber das Wesen eines Königs sollte mehr sagen. — Da es die Zeit noch erlaubte, so eilte ich nach der Bibliothèque royale, rue de Richelieu, die die reichste in Europa ist, und über

358,000 Bände, und 72,000 Handschriften besitzt. Große Stille herrschte in den weiten Bücherhallen — die Tische waren besetzt mit Studirenden, belegt mit Volumes — einige Engländer brachen durch ihre schweren Schritte die Ruhe, was die fleißigen Franzosen mit finsteren Blicken zu rügen schienen. Ich schloß mich an die ersteren, und wir besichtigten gemeinschaftlich den Erdplan der Pyramiden von Ghisé, und die ungeheuren Coronellischen Globen, die mir außer ihrer Größe nichts außerordentliches zu haben schienen. — Im Kabinette der Münzen und Alterthümer beschäftigten mich vorzüglich die sehr vortrefflichen Steinschnitte; ich sah auch gerne so manche schöne Bronce-Antiken, und die vielen geschichtlichen Alterthümer, als: das Testament einer Spartanerin, Epictota, in vier Steinplatten — die Schilde, die man nach Scipio und Hanibal nennt, beide rund; das erste strahlicht, geziert in der Mitte mit einem Löwen, das zweite mit Darstellungen kriegerischer Begebenheiten in erhabener Arbeit. — Handbracelleten, Ringe, Nadeln, Schreibstticheln, Spielzeuge der Römer; der Kelch der heiligen Agathe; Childerichs Schwert und Beil, auch viele aus seinem Grabe zu Tournai vorgefundene Goldmünzen und Ringe; das goldene Herz, worin sich jenes der Anna von Bretagne befand; — Franz des Ersten Waffen, u. a. m.

Zwei Tage vor meiner Abreise rief mich eine militärische Feier nach den Boulevards, nämlich eine große Revüe über russische Truppen, 12,000 Mann an der Zahl, Grenadiere, Kuirassiere und Artillerie, von ausgezeichneter Mannskraft, Haltung und Schönheit. Friedrich, König von Preußen, durch Ernst und Würde einnehmend, führte das seinen Namen tragende Regiment vor Kaiser Alexander vorüber, der, an Kaisers Franz Seite, von den Großfürsten Nicolaus und Michael, dem Duc de Berry, dem Fürsten von Schwarzen-

berg, dem Herzog von Wellington, so wie von dem großen Generalstabe sämmtlicher Alliirten umgeben war. Der majestätische Zug ging durch die Rue royale nach dem place de Louis XV., wo sich halb Paris zusammengedrängt hatte, und über den pont de Louis XVI. Auch Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême besahen hier aus ihren Wagen die vorüberziehende riesige Truppe. Der ganze Vormittag war in diesem Feste entschwunden. Langsam schlenderte ich in den Nachmittagsstunden aus dem Palais, wo ich bei Very in Gesellschaft von Hunderten von Offizieren gespeist hatte, durch die Rue de petit carreau auf die alten Boulevards, Straßen des Lebens, wo man Gleichnisse für alle Wege der Menschen findet! — Durch die boulevards de bonne nouvelle, vorüber am Triumphbogen Ludwig XIV., St. Denis, St. Martin, wo ich im Fluge ein mittelmäßiges Wachskabinet besuchte, du Temple, de filles de calvaire, St. Antoine und Bourdon kam ich endlich nach manchem Abweichen links oder rechts, so wie mich eben die Perspektive der Straßen verlockte, an den pont d'Austerlitz, das südöstliche Ende der Stadt. Hier öffnet sich dem Auge eine freie schöne Ebene weit hinaus gegen Aufgang, gegen West aber die belebte Seine mit ihren Inseln, und Schiffen und Menschen. Ueber diese schöne Eisenbrücke gelangt man zum Jardin des plantes, dem großen Museum der Naturgeschichte, das Buffons Geist ordnete und hob. Die Quais St. Bernard, de Tournelles und des Augustins hinab, ging ich über die neue Brücke, durch das Louvre und das Palais. Am letzten Abende sah ich noch im Théâtre français den Oedip von Voltaire. Das Haus war gedrängt voll — ich kam in eine Loge, die leider bereits gefüllt war, aber ich hatte mir noch Glück zu wünschen, denn für mein theures Geld war ich doch

hineingekommen, was nicht Allen zu dieser Stunde mehr gelang. Die Nebenlogen waren mit englischen und schottischen Offizieren besetzt. Unausgesetztes Beifallklatschen tobte das Stück hindurch, so daß ich kaum den zehnten Theil davon verstand. Talma und Madame George machten das Entzücken des Publikums. Die Darstellung und der Vortrag Talma's, für mein Gefühl zu überladen, zu knochig, möcht' ich sagen, ließen mich kalt, aber bewunderungswürdig fand ich seine Mimik. Mad. George ist nicht schön — schöner ihr Spiel.

Und nun war der letzte Tag gekommen, den mir das Schicksal für Frankreichs Hauptstadt zugemessen hatte. Der angenehme Auftrag der Braut unseres Palatins, Hermine Prinzessin von Schaumburg, das Brautkleid zu überbringen, führte mich am Morgen zu dem Modehändler Jassois, Rue St. Denis; von dort eilte ich zum Abschied in das Musée Napoléon. Um 9 Uhr Abends hatte ich den Wagen vor meiner Thüre, aber erst am nächsten Mittage überlieferte mir Jassois den zierlichen Schatz, von dem er, wie der Künstler von seinem Werke, mit Wehmuth schied. Nun fuhr ich durch die Riesenstraßen und St. Martin meinem Rheine zu. Es war Nacht als ich La Ferté erreichte, und der Regen floß in Strömen. Im Posthause zu Bussières wartete ich das Schlimmste ab, nahm diesmal den Weg über Montmirail, kam früh nach Chalons, Tags darauf nach Nancy, und nach andern vier und zwanzig Stunden an die deutsche Grenze. Da zwischen Rohrbach und Mühlbach hin und her ritt ich erst noch sieben Meilen, denn, ermüdet wie ich war, hatte ich Geld und Gepäcke in Rohrbach liegen lassen, und gewahrte das Versehen erst, als ich in Mühlbach bezahlen sollte und nicht konnte. Obristlieutenant v. Schulz von der russischen Garde, der mit einer Abtheilung Grena=

dieren dort lag, riß mich aus der nächsten Verlegenheit. Ich setzte mich rasch zu Pferde und ritt nach Homburg, und da ich da nichts fand, weiter nach Rohrbach, wo mir der wackere Posthalter schon von der Ferne tröstend zuwinkte. Gott segne ihn dafür, denn Angst und Scham hatten mich gerecht, aber nicht wenig gefoltert! Mit Freuden begrüßte ich den Donnersberg — mit Freuden die Thürme von Mainz, meiner zweiten Heimath! Paris mit allen seinen Herrlichkeiten that meinem Rheine keinen Eintrag. Das fühlte ich wohl. Aber gerne rufe ich die Bilder dieser nächsten Vergangenheit auf, und halte sie, wie sie kommen und gehen, im lieben Kreise der Freunde für den flüchtigen aber theilnehmenden Anblick fest.

Gedankenspähne.

(Geschrieben in den Jahren 1816 — 1824.)



I.

Gerüche werden mächtige Wecker der Erinnerung. Sie kommen oft ohne zu errathende Ursachen und zaubern mitten in die fremde Gegenwart theure Bilder, theure Menschen aus dem Schatze unserer Vergangenheit. Gärten, Berge, Pfade durch Wald und Flur mit allem, was sie umgab in gewissen uns lieb gewesenen Stunden, unsere eigene damalige Stimmung, unsere Jugend kommen und gehen auf diesen Düften, als wenn ein Geist sie vorüber trüge — und langsam nur rückt die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte ein.

Das Unangenehmste von allem Unangenehmen der Welt sind unangenehme Geldverhältnisse. Die Zifferwelt ist eine ausgestorbene Ruine, eine Mumiensammlung mit übermalten Larven auf Todtengerippen. Und doch drückt gerade die todte Ziffer alle Lebensverhältnisse aus, und insbesondere wird das wandelbare Geld das Sinnbild des Bestehenden. Solche Widersprüche gibt diese beste Welt! —

Wer schon einen gewissen Grad des Einflusses erreicht hat, darf Alles wagen, darf nach Allem seine Hand aus-

strecken. Ehrgeiz ist bei Vielen lächerlich, bei Anderen strafbar; bei Jenen aber nothwendig und vor kein menschliches Gericht mehr zu stellen.

Ob die Uebel sich vermehrten? — Ja. Entfernung von der Natur erzeugt unbefriedigte Wünsche, bringt Unglück. Unsere Bildungs- und Bequemlichkeitsfortschritte führen aber meistens von der Natur ab, und sind größtentheils aus naturwidrigen Quellen entsprungen. Das wirkliche Uebel nimmt in dem Verhältniß zu, als wir nicht mehr mit der Natur leben können.

Gibt es nicht Taubheit aus Grundsätzen, und Blindheit aus Klugheit?

Entschiedene Charaktere sind ehrwürdig, wie und wo sie gehen.

Jede Religion ist für denjenigen, der daran glaubt, die wahre und auch die allein seligmachende.

Gedanken, wie andere Blumen, suchen das Licht. —

Die scherzhafte Behauptung Gozzi's, daß die Gedanken nicht im Geiste erzeugt werden, sondern in der Luft umherfliegen, mit ihr ein- und ausgeathmet werden, ist nicht ganz ohne. Nur ist der Weg durch den Mund für das Auffangen falsch; durch das Ohr saugen die Meisten sie ein und geben sie dann durch den Mund von sich. Dadurch erklärt sich die seltsame und doch so häufige Erschei-

nung, daß aus dem Munde von Thoren verständige Worte kommen. Sie sprechen die Gedanken Anderer.

Es ist kein Traum, daß man besser wirken könne; es ist kein Traum, daß diese besseren Wirkungen ausser dem Eindrucke auf die Gegenwart auch noch ein Same für die Zukunft werden. Denn nichts ist verloren, was einmal geschah, und jede That ist eine positive oder negative Zahl in der Rechnung des Unendlichen.

Wenn man hinausblickt mit dem Jugendauge ins reiche Land des Lebens, und sieht die seltenen unbekannten Bäume, die schönen Hügel, die schwärmerischen Ufer u. s. w. da setzt man sich ein seliges Paradies zusammen, verkettet mit trunkener Phantasie das getrennte Vortreffliche, und vergißt, daß zwischen all diesem glanzvollen Stückwerk meilenlange Sandsteppen, unnahbare Felsenberge, todtaushauchende Sümpfe und Wälder, der Opferherd reißender Thiere, liegen; . . . . vergißt, daß so manche der zauberischen Blumen Gift tragen; daß die romantischen Ströme nicht selten ihrer engen Betten müde, die grüne Flur mit Sand und Schlamm überschütten; daß Stürme und Wetter, verzehrender Brand und eisiger Winter von oben, und Beben und Flamme von unten kommen. Aber nicht dumpfe Gleichgültigkeit, die uns zum Sclaven des Gemeinen macht, soll das Ergebniß derschmerzlichen aber nothwendigen Erkenntniß seyn. Es soll die Achtung für die Wissenschaft daraus geboren werden, die das Wahre von dem Falschen, das Nützliche von dem Schädlichen scheidet und in der Arbeit den Weg des Sieges zeigt.

Freundschaft ist eine Ehe der Geister mit randlosem Vertrage. Wer nicht Alles aufzuopfern im Stande ist; wem nicht jedes Opfer ein freudig gegebenes, ein gleichsam empfangenes Geschenk ist; wer ein solches, und wäre es auch seine ganze Habe, nicht geben kann, ohne nicht einen Lohn, möge dieser auch nur ein Händedruck, eine stille Umarmung seyn, dafür zu begehren; der hat im Herzen die Ehe schon gebrochen.

Wie spielen die Kinder dort unter jenen Bäumen, heiter und froh wie der junge Mai selbst! Daß ihr immer so bliebet, immer so spielen könntet! aber die Zeit furcht mit rauher Hand die Zeichen ihres Eigenthumsrechtes auf eure erblaßenden Wangen, und das Schicksal stellt euch hinauf ohne Wahl auf die armseligen Bühnen, auf daß ihr in erlernten Rollen ein fremdes Seyn nachbildet, und das eure vergesset!

Wenn du das Alter ängstlich im Kreise der Jugend siehst, so erröthe, denn die Unbescheidenheit der Jugend ist die Mutter dieser Angst.

Sich selbst zur rechten Zeit zu beschränken, ist Weisheit. Aber es muß auch Menschen geben, die über alle Schranken hinweg sind, und deren Gebiet die Unendlichkeit ist.

Der Begriff der Tugend ist in seiner praktischen Anwendung einer der schwierigsten. Ist heute in Rom Tugend, was vor 2000 Jahren dort Tugend war? . . Wem sie aber nicht eigenen Werth hat; wer nicht stolz darauf ist,

selbst mit Aufopferungen tugendhaft zu seyn; ja, man möchte sagen, wer nicht nach derlei Aufopferungen geizt, um seine Kräfte daran zu prüfen und zu üben; der steht nicht fest. Wer nur einmal im Leben den Frieden gefühlt hat, der das Gemüth überkommt, wenn man siegreich aus einem schweren Kampfe gegen sich selbst hervorging, dem wird Tugend zum Ziel werden; man leite daher ein jugendliches Gemüth auf solche Kämpfe.

In Stunden, wann das Leben nackt vor uns steht, wann wir keinen Lappen mehr bei der Hand haben, um es damit zu behängen und aufzustutzen: wann alle die Halbheiten, Lügen und Leere der Menschen, womit sie sich selbst und Andere täuschen, mit Eckel uns erfüllen: in diesen Stunden, wo ist noch Trost? In der Wissenschaft und in der Familie. Und in solchen Stunden haben wir auch die Kraft durch die neunfache Hülle von Modetand und angelogenem Werthe, von Eitelkeit, von unreinem Wollen, von Witzelei, von Engbrüstigkeit, von Vorurtheil durchzublicken und das Wahre zu erfassen, das nun, wie die langentbehrte Freiheitsluft dem aus dem Kerker Entlassenen, die Brust mit unendlicher Wohlthat erfüllt.

Das eben ist das Vorrecht guter Menschen, daß sie die guten auf ihrem Lebenswege finden.

Der Mensch bedarf der Aneiferung, wenn er nicht lässig werden soll. Der Einzelne kann große Thaten thun, aber ein großes Leben lebt er nicht. Hiezu bedarf er des Zweiten, bedarf des Freundes, an dem er sich hebt und be-

ruhigt, an dem er sich bildet und stärkt. Darum binde sich der Gleichgesinnte an den Gleichgesinnten.

Schlafen ist besser denn Wachen, wenn man das Letztere nicht auf eine geziemende und nützliche Weise zu thun versteht.

Glückliche Sterbliche, welche die Kräfte zum Guten in sich zu jeder Stunde bereit finden; die nicht erst der Geisel der Leidenschaft bedürfen, um zur That gebracht zu werden; in die nicht ein fremder Geist ziehen muß, wenn sie wirken sollen!

Gemeinplätze sind die verdaulichste Nahrung für schwache Mägen. In gewöhnlichen Verhältnissen reicht man mit dieser Kost auch aus. Es gibt Leute, denen Niemand übel will, weil, von Ihnen verdunkelt zu werden, Niemand zu befürchten hat; Menschen, die ihr ganzes Leben hindurch nichts als gedankenlos Gemeinplätze hergesagt haben, so oft sie ein Urtheil äussern sollten. Sind aber solche Leute für die Trettmühle der Alltagswelt nicht die brauchbarsten?

Hoher Rang schützt nicht vor Gemeinheit im Urtheile und gemeinen Menschen ist jede bessere Empfindung eine überspannte. Sie geben keine andere Beweggründe zu als die erbärmlichen, welche wieder nur für die Gemeinheit gelten. Da sie den Mißbrauch kennen, der mit Worten getrieben wird, so glauben Sie auch an keine Worte mehr und ihr Auge ist für die Unterscheidung zwischen Wahr und Falsch erblindet. Für sie ist Cato ein Thor und Lukrezia eine Buhlerin, und wenn die Römerin ihrem Ge-

mahle den Dolch reicht und sagt: er schmerzt nicht, so hat sie wie eine andere Coquette um die Gunst der Menge gebettelt.

Die Natur ist in ihrer Sprache unendlich manigfaltiger als der Mensch in der seinen. Sie hat für Empfindungen Ausdrücke, für die wir vergeblich ein Wort suchen. Aber man muß Organe für ihre Sprache haben. Wem sie sich offenbart d. h. wer sie vernehmen kann, versteht sie auch.

Wenn die Leute nur ein Blättchen Papier haben, so glauben sie sich mit jeder menschlichen Empfindung abfinden zu dürfen. Sie arbeiten mit Folterwerkzeugen in Seelen und Körpern, wie der Töpfer im Thone; sie richten hin, metzeln nieder; alles, weil auf einem Wische Papier die Anweisung hiezu steht.

Tritt heraus aus dir! Zage nicht! du mußt wanken, bevor du gehest. Laß deine Erde fruchtbar werden, blühen die Blumen auch nur für dich. Die Erde ist groß und trägt zahllose Blumen, die nicht gesehen werden. Wiege dich in deinen Gedanken, sie werden dir stärkenden Schlummer und sanfte Träume bringen. Erzeuge dir in deinen Leistungen Freunde, welche deine künftigen verlassenen Tage bevölkern. Noch in dem Schmucke der Jugend werden sie dann zu dir treten und dir von schöneren Stunden sprechen, wenn Niemand, außer ihnen, diese Stunden mehr bezeugen kann. Kinder werden sie seyn und du ein Greis; aber du wirst ihre Unvollkommenheiten lieben, weil die Hand der Klugheit, jener Klugheit, die nach verlorener Unschuld in unsere Seele zieht, noch nicht ihren Wachsthum gewen=

det und ihnen Hüllen gegeben haben wird. Jugend, Jugend wirst du sehen! Sie aber ist die Blüthe der Schöpfung.

Arbeit ist das Vergnügen des Armen.

Tugend ist Keuschheit der Seele.

Geht mir mit eurer Forderung von Bescheidenheit in dem Sinne nämlich, wie ihr sie meint. Ihr macht mir diese Tugend verdächtig. Ihr fühlt wohl, daß ihr sie braucht, und habt darum gut fordern. Wenn euch kein Mittel mehr zur Hand ist, das Verdienst herunter zu setzen, so muthet ihr ihm zu, es soll sich selber bücken.

Es gibt wenige Menschen, welche das Eigenthümliche Anderer ertragen, denn Jeder hält sich insgeheim für den Klügsten. Wer anders denkt, beleidigt sie. Glänzen wollen, und wirklich glänzen wird manchmal eins für das andere genommen und auf gleiche Art bestraft.

Glücklich diejenigen, die sich handelnd aussprechen können; denen das Schicksal nicht die Hände so gebunden, daß sie keine ihrer Empfindungen durch die That beweisen können, sondern verdammt sind trotz der Fülle ihres Herzens wie Bettler dazustehen! Etwas für Diejenigen, die man liebt, thun zu können, ist doch der größte Genuß auf Erden!

Jedem mißtraue, der zu sehr nach Aussenzeichen

verlangt. Ueber diesem Verlangen geht nur zu oft die Berücksichtigung der Wesenheit verloren. Der Gottesdienst wird ein Götzendienst, und unter dem Schutze der Formen üben, rechtfertigen und vergessen sich die schauderhaftesten Gräuel.

Alles geht Bahnen, Sterne wie Begriffe; aber die Bahnen winden sich in Spiralen fort; das Wiederkehren im Kreislauf ist nur scheinbar; nichts kehrt wieder, nichts betritt denselben Punkt, den es einmal betrat; jede Bewegung hat den Abgrund der Unendlichkeit vor und neben sich. Fasse das Leben an, wo du willst, im Kleinsten wie im Größten; es kommt auf Eins hinaus. Oeffne deinen Augen die Himmel, wo beginnen, wo enden sie? Oeffne ihnen die kleine und doch unendliche Welt, deren Theil du bist, wo kannst du zu zählen anfangen, wo aufhören? Und so jeder Begriff; was ist groß, was klein?

Tadelt die Uebertreibung der Jugend nicht! Bedenket, daß das spätere Leben nur nimmt und nicht gibt. Wie soll der auslangen auf seiner weiten verzehrenden Reise, der anfänglich nicht ein wenig mehr zu haben scheint, als nöthig ist? Wie sollen wir ausreichen mit Vaterlandsliebe, mit Bewunderung für das Hohe und Schöne, mit Aufopferungslust, mit Treue und Liebe, wenn wir dessen in der Jugend nicht so viel haben, daß es übersprudelt? Zehrt doch jeder Tag an diesem theuren Vorrath und sehen wir doch so Viele, die lange damit zu Ende sind, und nun verarmt in trauriger Dürre dastehen! Nein, man spotte des Guten nie, auch wenn dessen zu viel seyn könnte. Solch ein Spott ist ein Abfall von dem wahren Gotte!

Nichts besteht, nichts besiegt den Tod, als der innere Werth des Menschen; und dennoch hängen wir uns nur an die Aussendinge, laufen dem Schimmer nach, der kaum eine halbe Stunde dauert, schmücken uns mit erborgten Lichtern und stolzieren zwischen den Bravos einer urtheillosen Menge einher. O ewiger Widerspruch in der Natur des Menschen, den nur die Ewigkeit lösen wird! Wir fühlen die Schwäche unserer Stützen, die Leere unseres gesellschaftlichen Werthes, den Flitter unserer vermeintlichen Verdienste; wir wissen, daß vor dem Richterblicke des Todes unsere Wahngröße zusammen schreckt, wie jener Assyrer, der mitten im Saufgelage die blaße Hand sah, die in feurigen Zügen sein Ende an die Wand schrieb; und dennoch entscheidet hienieden über Glück und Unglück, über Leben oder Tod der Seele nur ein Fastnachtswahn und die vergängliche Maskengröße tritt die ewige Natur mit Füßen!...

Kraft, selbst im Verbrechen, hat etwas Erhebendes. Sie versöhnt gleichsam das Unrecht durch den Zauber der Stärke, der im Grunde nur der Tugend gehört.

Mittelmäßige Menschen zittern, wenn sie wagen; große werden kühn, wenn der Wurf gethan ist und haben dann für keinen Gedanken mehr Raum, als an das Aeusserste das Aeusserste zu setzen.

Nicht in dem allein, was wir bewußt verschuldet, liegt eine Quelle von Weh; auch das ist schmerzlich, ein Werkzeug zu seyn, womit eine höhere Hand Wunden schlägt!

Worte wechseln ihre Bedeutung, wie Insekten ihre Gestalt. Wir sehen am Nämlichen etwas Anderes als diejenigen gesehen haben, die vor uns waren, und diejenigen sehen werden, die nach uns kommen. Was Wunder, daß wir die Vergangenheit nicht verstehen und die Zukunft uns nicht verstehen wird! So wird auch die Wissenschaft zu einem ewig wiederkäuenden Ungeheuer. Erklären, berichtigen, widerlegen, was unsere Vorfahren erklärten, berichtigten, widerlegten; damit beschäftigen wir uns, aber die Farben wechseln unter unseren Händen.

Es gibt eine Härte gegen die Sünde, die man Tugend nennt, und die eigentlich nur ein gänzlicher Ueberdruß dieser und eine verkappte Sucht nach jener ist.

Die Kunst, an den Menschen das Gute, was sie eben haben, zu schätzen, ist eine der schwersten, und muß nothwendig erlernt werden. Nur zu bald sind wir gestimmt, den ganzen Menschen zu verwerfen, weil die eine Seite, die wir an ihm sehen oder die ihm beliebte, uns sehen zu machen, nicht gefiel. Billigkeit im Handeln, Denken und Reden ist der Grundpfeiler der Gesellschaft.

Sich anlügen können! ach, es ist eine große und nützliche Kunst! Der Himmel verzeihe diese Lästerung, aber wie Manche verkümmerten elend in den Steppen der Wahrheit, trüge sie nicht die Selbsttäuschung hinüber in das glückliche Land.

Wer keine andere Gesellschaft kennt, als die häufigste, das Zusammensitzen oder -Stehen mürrischer, leerer, beeng-

ter, unwissender, anmaßender und unsicherer Leute, der hat freilich Recht, gegen sie zu Felde zu ziehen und die Einsamkeit köstlich zu finden. Aber es gibt eine Gesellschaft, wo man wie auf Blüthenkelchen schwebt, flügelleicht und duftberauscht, die einen eigenen und unersetzlichen Reiz hat. Freilich darf man sie nicht hart anfassen; es handelt sich ja weder um Mein und Dein, noch um Weltregiment, noch auch um die Genüsse von Leidenschaft und Liebe, von Freundschaft, Wissenschaft und Kunst. Diese gehören in engere und engste Kreise. Die Gesellschaft hat eben ihren eigenen Bezirk und Kult. Die Grazien herrschen dort; die Musen und alle andere Götter dienen; aber sie sind anwesend und dienen gerne.

Die Gränze, wo Mißtrauen Fehler wird, umschließt einen heiligen Boden; außer demselben kann ohne Mißtrauen nur ein Gott oder ein Thor mit Menschen leben. Verletzt es aber jenen geweihten Kreis, dann ist es ein vergifteter Pfeil, der, wo er trifft, auch tödtet.

Aussenseiten täuschen bei Menschen, wie in der Natur. Du siehst den Ocean durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer sich ergießen; während unter diesem Strome ein gewaltigerer aus dem Mittelmeer in den Ocean stürzt.

Die große Lehre der Selbstbeherrschung ist der eigentliche Schlüssel zu jedem entschiedenen Wirken, zu allen Kraftäusserungen im thätigen Leben. Wer frühzeitig sich manches versagen lernt, wird späterhin nicht der Sclave seiner Wünsche und Begierden. Er geht unerschüttert durch

eine Menge von zerstörten Hoffnungen, deren Anblick Anderen den Muth und die Lust des Lebens nimmt.

So ist der Mensch! .. Alles wird unter seinen Händen zu einem Anderen, als er es macht.

Wer die Welt ein bischen gesehen hat, und weiß, wie viele tausend Nullen unter den Menschen auf einen einzigen Treffer kommen, dem wird Jeder, der etwas mehr verspricht, merkwürdig.

Gewöhnliche Menschen sind nur, damit sie dienen.

Die Wahrheit und das Glück gehen Hand in Hand. Wer die eine sucht und findet, hat auch einen verhältnißmäßigen Theil des anderen gefunden.

Es ist das Vorrecht der Provinz, daß sie mit dem Menschen in öffentlichen Lebensverhältnissen nichts zu schaffen hat. Der Mensch überhaupt steht ihr vielleicht klarer, als dem im Staatsgetriebe befangenen Großstädter da, aber den Menschen im Einzelnen kennt sie wenig. Der Frieden oder Unfrieden des Hauses, das Treiben um Erwerb, die tägliche Wiederkehr ähnlicher Verhältnisse bilden im Durchschnitte ganz ähnliche Menschen, deren Unterschiede unter demselben Hauptcharakter als Nichts verschwinden. So ändern in einer und derselben Landschaft die Verschiedenheiten, die jeder Frühling hervorbringt, den Charakter des Gesammtbildes nicht. — Gewohnt zu nehmen, wie ihnen gegeben wird; zu gut, um allen Schlangengängen

vermeinter Größe zu folgen; zu bald befriedigt durch optische Vorkehrungen, die zu durchblicken ihnen Stellung und Erfahrung fehlt; noch kindlicher in ihrem Glauben, müssen die Urtheile dieser moralischen Grund- und Bodenbesitzer, sobald sie das Oeffentliche berühren, einseitig, eng und meistens falsch seyn. Für ihre glückliche Beschränktheit des Blickes sind tausend und tausend Verhältnisse unentdeckte Länder; sie bestehen für sie nicht. Es gibt andere Lebenszwecke, es gibt ungeheure Wirkungsmittel für das, was gut und recht ist. Wer nur Wirkungen sieht, ist nicht immer im Stande auf die Ursachen zu schließen, wie sehr er sich auch zum Urtheile berechtigt glaubt. Alle eigentlichen Quellen liegen nicht am Tage, und die kühnste Einbildungskraft des Einzelnen faßt die Kraft der Zeit und der Menge nicht. Was Zufall scheint, ist jederzeit nur Folge und meistens berechnetes Ergebniß. Unsere Zeit ist mehr als jede andere hievon Beweis. Auf der Oberfläche hüpft das ganze Heer gewöhnlicher Ziele, eitler Putzmittel, scheinverständiger Weisheit und halber Urtheile umher. Der Geist wohnt in der Tiefe, man kann ihn ahnen, erkennen, aber ihn sehen wollen, ist eitles Beginnen.

Gewiß, für den Mann gibt es nur in so fern Glück, als er dessen für Andere schafft, und der wärmende Strahl seiner Schöpfung auf ihn, den Schöpfer, zurückfällt.

Eingepackt in das Schiff des Lebens, wie Seefische, wird man freilich mit der Zeit faul an einander, und alle werden es, kämen sie auch noch so frisch in die Tonne. Aber ist man dies einmal geworden, so liegt man recht gut

an seinem Platze, und kömmt noch immer fort, wenn auch nur durch Andere und nur im Raume.

Mit den Tagen wachsen auch die Hoffnungen der Menschen; sie stehen am höchsten im Mai des Lebens wie des Jahres, halten dann eine Weile Stillstand, sinken mit den Tagen wieder, und schauen im Nachsommer nur manchmal von den Früchten auf die Blüthen zurück. Der Kreislauf beginnt dann wieder, so mit dem Jahre, so mit dem Leben, denn Alles ist Ring und Alles ist Kette.

Mit keiner Art von Menschen ist der längere Umgang ertragloser und leerer, als der mit Salonsmenschen, mit welchen er anfänglich so angenehm anspricht. Sobald die Neugierde an ihren vielversprechenden Gesichtern einmal abgemüdet ist und die gesellschaftliche Eitelkeit den Höflichkeitsweihrauch eingesogen hat, so ist's auch am Ende mit ihnen. Jeder Schritt ist ein Wink, jeder Blick ein Versprechen, jede Verbeugung eine Verpfändung; aber dabei bleibt es. Sie erregen nur, sie geben nicht. Sie gleichen Büchern, die ansprechende Titel und ein empfehlendes Aeussere haben, bei denen man noch die erste Seite mit Erwartung lieset, aber die man bei der zweiten in den Schrank stellt. Sie gleichen Früchten, in Wachs gearbeitet, deren treffende Bildung und Färbung man nicht genug loben kann, während man sich ungereizt von ihnen wegwendet. Ihre höchste Ausbildung besteht darin, so treu als möglich zu scheinen, was sie nicht sind, und doch durchblicken zu lassen, daß sie nur scheinen. Nur darin besteht ihr Triumph; nur auf die Fähigkeit zu scheinen, sind sie stolz. Wer sie für wahr nimmt, beleidigt sie. Dies gegenseitige Täuschen,

Errathen, Zeigen und Verbergen, daß man sich erräth, dies Doppeltgehen und Doppeltsehen würzt ihre Gesellschaft, aber es ist auch das tägliche Brod derselben und dient zum Frühstück, zu Mittag und zu Abend.

Nur ein unendliches Leben kann die Unendlichkeit durchwandern. Kaum einige Schritte können wir Menschen vor und um uns machen. Was der Planet, der uns trägt, in einer Stunde durchfliegt, das kann der Mensch in einem Leben nicht durchziehen. Ach, nur zum Grabe reichen unsere Schritte aus. Lebten wir ein Jahrtausend, wir würden ferne Sonnen durchreisen.

Jeder Mensch hat eine schönste und eine häßlichste Miene, über die seine Physiognomie nicht hinaus kann. Keiner aber kennt diese Endgrade selbst. Er bemerkt nur einige Mittelgrade. Ueberhaupt hängt die Schönheit des Antlitzes sehr von dem ab, was wir denken, und was wir öfters denken. Wie sehr können es nicht bloße Gedanken verschönen! Unsere Gedanken sind der Geist unserer Mienen.

Die Natur ist die treueste aller Freundinnen. Sie allein hat für so manche Empfindung, die eines menschlichen Wesens Nähe nicht vertragen würde, Mitgefühl, Mitsprache. Denn nicht alle Sprachen bedürfen der Worte: wie Blick und Miene oft mehr sagen, als jedes Wort, so ist auch in Thälern und Bergen eine lebendige Physiognomie, die uns vertrauend oder zurückstoßend anregt, und zum Glück auf jene Weise weit öfter als auf diese. Nicht Jedermann begreift diese Physiognomik. Man muß sich, so zu sagen,

an den Gesichtern der Menschen schon satt gesehen haben, bevor man jene zu fassen beginnt und dann plötzlich mit Erstaunen einsehen lernet, daß, was todt schien, nicht todt ist, und daß der Geist überall Leben gibt, Leben weckt, Leben findet. In den engen Kreis selbstischer Betrachtung gezwängt, in dem Schacht alltäglicher Bedürfnisse abgemüdet, durch Lichtmangel und Enge des freien, starken Blicks schon früh beraubt, mißkennen wir die Schöpfung, indem wir um sie unsere Gedankengränzen ziehen und nun mit Worten spielen, für die wir keine Begriffe haben. Alles ist Leben, alles Empfindung auf seine eigene Weise, was da ist, vom Organism eines Sandkorns bis zum Organism eines Sonnensystems, vom Theile bis zum Ganzen! alles nur der millionenfach gebrochene Strahl des einen Lebenslichtes!

Drei Fragen gibt es, die jeder Mensch sich stellen und beantworten muß. Wer dies nicht thut, ist keiner. Wer, wenn er sie beantwortet hat, nicht darnach handelt, ein schlechter. Was ist meine Pflicht als Mensch? als Mann? als Glied der bürgerlichen Gesellschaft? Die erste beantwortet sich durch die Moral und sie bezeichnet meine Stellung im Universum. Die zweite bezieht sich auf das Verhältniß des Geschlechtes, bezeichnet die Stellung als Glied einer in's Unendliche fortlaufenden Wesenkette, und macht Ehe, sobald sie möglich ist, zur Pflicht; die dritte, nächste aber schwierigste Frage enthält die Erfüllungsmöglichkeit aller übrigen Pflichten in sich. Diese zu erleichtern, ist die große Aufgabe für die größten Menschen gewesen, und an diesem Bau, der immer weiter schreitet, aber immer neue Werkthätigkeit fordert, zu arbeiten: das ist Lebenszweck! Weg mit allen Spielereien, weg mit allen Rangstreitigkeiten,

weg mit allem Pharisäerthum in Purpur und in Lumpen! Aufrichtiges Streben im Geiste, Treue im Herzen und das Ziel fest vor Augen, so muß man seyn.

Alles ist gewöhnlich in der Nähe, aber das Gewöhnliche bleibt es auch in der Ferne.

Geht nicht Alles Bahnen in der Welt, und kommen wir über Vieles vielleicht nur darum nicht ins Klare, weil wir die falsche Voraussetzung der Beständigkeit der Elemente machen? Haman sagt: „Die Migrationen der lebendigen Sprachen geben uns Licht über die Eigenschaften, welche die todten mit ihnen theilen, und über das wandelbare Schema aller Sprachen überhaupt.“ Leidet das nicht allgemeine Anwendung?

Die Fesseln, womit der Luxus die Menschen umschlingt, sind freilich auch Ketten, doch Rosenketten, gleich denen der Liebe. Warnen mögt ihr mit tausend Stimmen gegen ihren Druck; ihr ruft das Verlangen nur wach, sich ehestens dieser reizenden Sclaverei zu ergeben.

Das Leben verspricht viel und hält wenig. Große Städte sind mehr geeignet als kleine, diesen Erfahrungssatz in seiner ganzen Wahrheit uns einzuprägen, weil aus der kleinen uns immer noch Hoffnung und Wahn nach der größeren verlangen machen und dahin begleiten. Hier aber, wo gleichsam Alles zu finden, was das Leben erhöhen, vergnügen, beleben soll, sinkt eben dieses Alles zu gar Wenigem herab. Man kann als richtig annehmen, daß die

Menschen im Verhältniß der Menge, die sich zusammenfindet, fremder und einsamer werden. Das Schlimmste an der Sache ist, daß über dem unablässigen Wachestehen bei sich selbst, was nun nöthig wird, die Fähigkeit, Vertrauen zu erregen und Vertrauen zu empfangen, beinahe gänzlich verloren geht.

Jeder Glaube hat seine Anhänger und unter diesen seine Märtyrer und Opfer. Es gibt eben so wenig eine Thorheit, als es eine Wahrheit gibt, für die nicht Menschen als freiwillige Märtyrer gestorben sind.

Es gibt eine gewisse Ruhe, eine Ruhe, die alles trägt, eine Windstille im Leben, die keine Welle mehr bewegt. Wenn Alles aus ist, wie ein fades Marionettenspiel, da tritt die Seele frei wieder hervor, und sieht sich regungslos um auf dem Leichenfelde. Wer einmal den Glauben begräbt, begräbt auch die Wünsche mit.

Der Mensch bedarf des Antriebs, wenn er in seiner Thätigkeit nicht ermüden soll. Wer darf ihm zumuthen, daß er immer gebe, ohne jemals zu empfangen? Der Muth und die Lust bedürfen so gut der Nahrung als der Körper und der Geist.

Der Mensch hat vielleicht in der Welt ganz andere Zwecke seiner Existenz, als er sich einbildet; Zwecke, die er vermöge seiner Existenz (wie das Schwere drückt) erfüllt.

Laßt mich mit euren Enthusiasten, mit euren Vielwissern und Vielrednern! Nach Handlungen wird der Mensch gewogen, und Worte, auch die glühendsten, sind selten Handlungen. Unterhaltend mag der Schwätzer seyn, brauchbar auch im Nothbedarf der Alltäglichkeit, ein Nachschlagebuch, ein Merkblättchen, eine Marktschelle, ein Zettelpfahl. Der Gelehrteste, der Doktor aller Wissenschaften, die da sind und die da kommen, kann dabei ein elender Wicht seyn. Achtungswerth ist im Menschen nur der Charakter.

Eine der gefährlichsten Klippen der Erziehung mag wohl diese seyn, sein Kind gleichsam als Werkzeug der älterlichen Eitelkeit, als eine Prachtausgabe vor die Augen der Welt hinzustellen, damit sie es bewundere. Schmeichelei und Lob verderben selbst noch das schon gestählte Gemüth des Mannes, welchen Einfluß müssen sie nicht auf das weiche Herz des Kindes nehmen? Die große Aufgabe der Erziehung dürfte seyn, das Kind nicht zum Märtyrer des Wissens, sondern ihm das Lernen lieben zu machen; übrigens auch das nur als Nebensache, die Charakterbildung aber als Hauptsache zu behandeln. Treffliche Charaktere sind weit seltener als Vielwisser. Uebrigens wirkt auch wahres Wissen nothwendig gut auf den Charakter ein; jenes spekulative Scheinwissen aber, das mit jedem Tage wechselt und nie Beruhigung gewährt, wäre der Mühe des Lernens nicht werth, wenn man es nicht kennen müßte, eben um es zu verwerfen.

Ach, wir gestehn uns nur selten, wie sehr uns Jahre und Menschen verschlechtern; und selbst, wenn wir uns

dies Bekenntniß machen, glauben wir zwei Augenblicke später nicht mehr daran. Unseliges Schwanken der menschlichen Natur! Der Mann nach Tische ist ein anderer, der er vor Tische war; eine Stunde Schlaf abgebrochen oder zugegeben, macht eine Sache wichtig oder nicht wichtig, unangenehm oder angenehm, läßt uns mürrisch oder heiter, hart oder weich seyn. Mache das Blut schneller wallen, und alles fassen wir, alles faßt uns und alles scheint uns möglich. Verrücke eine Faser im Gehirn und Zeit, Raum, Maaß und Wahrheit sind nimmer dieselben. Das Sinnen auf diesem Wege führt zu einem wenig tröstlichen Materialism; was nützt es aber dem Denken zu sagen: bis hieher und nicht weiter!

Die höchsten Güter des Lebens sind untheilbare. Sie können nicht zur Hälfte gegeben, nicht zur Hälfte genommen werden. Ganz zu seyn, das ist ihr Vorzug.

Es ist freilich wahr, wenn man den Menschen in seiner tiefsten Erniedrigung sehen will, so muß man zu den Schmeichlern der Großen gehen. Der grausamste Barbar hat noch eine eigene Meinung, hat ein Gefühl von Würde und Werth, ist einer Neigung fähig, aber für diese Leute gibt es keine Wahrheit, keine Tugend, keine bessere Empfindung, keine Meinung, keinen Glauben und keine Liebe. Wie Mistkäfer scharren sie im Unrath, um ihre Körner zusammen zu tragen. Sie würden Vater und Mutter, Gattin und Kind verläugnen, um einen Augenblick Gunst zu retten. Sie kennen keine Scham weder vor andern, noch vor sich selbst, und selbst die Angewöhnung übt keine

Gewalt über sie, denn sie verläugnen ohne Zaudern den, dem sie durch dreißig Jahre gehuldigt, wenn er von der Höhe herabfällt, auf der seine Gunst eine gültige Münze ist.

Was nennt Ihr die Ansichten eurer früheren Jahre Irrthümer? Habt Ihr sie damals dafür gehalten? Jedes Alter hat seine Wahrheiten. Mit den Jahren rücken auch andere Zeichen auf den Tafeln unserer Erinnerung heran; die früheren kommen in anderes Licht, in andere Lage; nehmen andere Farben an, bieten in der Verrückung andere Gestalten. Wir selbst endlich ändern die Stellung, und unser Sehvermögen wechselt an Kraft und Weise. — Wir begreifen nun gar nicht mehr, wie wir das so und jenes anders nehmen konnten; wir bedauern, mit nicht klügerer Weisheit unsere einstige Weisheit; und doch haben nur wir, hat nur die Ansicht, welche die Zeichen bieten, sich anders gestaltet; ihr Inhalt blieb, aber wir haben keinen Schlüssel mehr dazu.

Welchen Jüngling, der, über Berge wandernd, Zugvögeln nachblickt, ergreift nicht eine unbeschreibliche Sehnsucht, aus dem Zimmer hinaus und in die weite Welt zu eilen. Die Erde ist ohnedies klein; warum drängen wir sie noch auf den engen Raum einer Stadt, eines Landes zusammen? — Aber ach! auch der Mensch ist eine Pflanze, die am Boden haftet und deren Haupt der Wind nur etwas hin und her bewegt. Nur unsere Thaten, in Worten oder Werken, werden wie abgefallene Blätter von dannen geweht und helfen in der Ferne, unbewußt wo, den Boden zu neuem Leben düngen.

Wann sollte einem ruhiger und stiller ums Herz seyn, als an einem Sonntag Nachmittag, wenn die Glocken aus der nahen Stadt, die man sammt ihren Sorgen verließ, heraustönen und ihre Bewohner in Feierkleidern und mit heitern Gesichtern durch die langen Alleen wandeln; wenn man weiß, daß heute Niemand arbeitet, sondern Alles ruht, und die Gärten voll Vergnügter sind und voll Kinder und die Sonne, wie jetzt, schon gegen die Berge sich neigt .... O, daß ein solcher Nachmittag niemals aufhörte! aber die Sonne sinkt, die Nacht naht; und folgt gleich ein weicher Montagsmorgen voll Erinnerungen, so kommt doch auch eine Woche voll Schweiß und Mühe.

Warum lachen und erstaunen wir über das Naive? Weil es uns überrascht, daß ein Mensch wirklich so spricht als er denkt, während wir gewöhnlich die Worte zum Deckmantel der Gedanken brauchen.

II.

Keine Partei spricht mehr von Preßfreiheit und keine duldet sie weniger, als die revolutionäre. Sie thut darin nur, wie sie thun muß, denn eine völlig ungebundene Presse ist in jedem gebundenen Zustande, wie er immer heißen möge, Unsinn. Ehrenwerthe Regierungen wissen, daß der Hauch der Wollust auf den Spiegel des reinen Herzens geworfen, dort Flecken zurückläßt, die zwanzig Sittenbücher nicht wieder austilgen; daß das Wort der Verläumdung gegen die Ehre des Einzelnen vorgebracht, durch Widerlegungen und Tribunale nicht wieder gut zu machen ist; daß Witzeleien gegen die Religion dem Gläubigen nicht selten einen Trost rauben, den keines Priesters Predigt ihm wieder gewähren kann; daß die Bosheit des Wortes die heilsamsten Bestrebungen lähmen und in Gift verwandeln kann. Und so wissen auch Parteien, daß sie, um zu bestehen und zu gedeihen, dem Gegner den Mund zuförderst schließen müssen. Nicht darin liegt Tyrannei, daß man auch die Presse mit Schranken umgebe, sondern darin, wenn man dieses Mittel zu schlechten Zwecken mißbraucht.

Anarchie im Erziehungswesen bezeichnet den Verfall eines Staates. Nirgends war man unfreier in Bezug auf Erziehung, Religion, Sitten und Wort als in den Staaten des Alterthums, die man uns als Muster freier Staaten aufführt. Gerade deßhalb waren diese Staaten stark. Nicht

in Ungebundenheit und Trotz liegt die Freiheit des Bürgers. Der Staat wie das Haus wollen Unterordnung des Einzelnen unter das allgemeine Gesetz.

Die Lehrer der Revolutionstheorie pflegen in jedem Souverain einen Nero vorauszusetzen. Sie sprechen von der Herrschsucht und Eigensucht der Menschen nur in der Anwendung auf den Souverain; daß aber diese häßlichen Eigenschaften auch in dem Unterthan liegen können, davon scheint ihnen nichts vorzuschweben. Wenn sie den Menschen für so schlecht ansehen, so sollen sie billig der Wahrscheinlichkeit nachfragen, in wem dieselben mächtiger wirkend vorauszusetzen sind, in dem Besitzenden, dessen Interesse auf die Erhaltung hinweiset, oder in dem Nichtbesitzenden, dessen Interesse auf das Erlangen gerichtet ist. Sie lehnen sich gegen den Ausdruck auf, daß die Herrschaft von Gott komme, und sagen, wie Rousseau, daß auch die Pest diesen Ursprung habe. Aber was beweisen sie damit, als daß das Uebel wie der Segen seine Quelle in der ewigen Weltordnung habe. Sie gestehen also zu, was sie zu widerlegen meinen. Daß es schlechte Regenten gebe, wer zweifelt daran? Wer aber möchte hieraus schließen, daß die Revolution ein Heil sey? Das Zwangsrecht gegen die Regierung bleibt in jedem Falle ein Unsinn, wo nicht im Grundvertrage der Verfassung die Fälle der Befugniß hiezu eigens angegeben sind und der Richter ausgemittelt ist, der über das Wann und Wie abzusprechen Berechtigung hat.

Die Republik, wie wohlfeil sie sich auch immer anpreisen mag, kann doch nicht umhin, damit anzufangen, dem

Nichtbesitzenden die freie und ungehinderte Plünderung des Besitzenden zu versprechen. Auf dieses Handgeld wirbt sie heutzutage ihre Helden. Der Krieg der rohen Masse gegen die gebildete Minderzahl, das ist die Hoffnung ihrer Vorfechter. Erst niedergerissen und Salz darüber gestreut, sagt sie, dann wollen wir weiter reden.

Man schreiet so viel über religiöse Heuchelei, als wenn heutzutage etwas damit zu gewinnen wäre. Aber der politischen Heuchelei gedenkt man nicht, die ein reiches Feld von Ehren, Lob und Gewinn vor sich hat. Seitdem die Zeit gegen den Erwerb der Vergangenheit, gegen die Erfahrungen langer Jahrhunderte sich aufgelehnt hat, sind für die Wortheldcn und Schönredner überall Tribünen erbaut, und man schwätzt sich hinein in Ehren und Aemter. Der Mittelmäßigkeit ist die Regierung gesichert, und der Oberflächlichkeit die Krone des Verdienstes. Die geschmeichelte Menge klatscht für ihr Geld, und der denkende Patriot verhüllt sich in seinen Mantel.

Der Staat ist keine zufällige, sondern eine nothwendige Erscheinung. Er ist die Bedingung der Entwicklung eines Volkes. Er kann besser oder schlechter organisirt seyn; aber dessen Organisation ist die Bedingung seines Lebens. Was dieser Organisation entgegen wirkt, bereitet und befördert seinen Tod. Nach den Eigenthümlichkeiten des Volkes und Landes muß die Organisation des Staates verschieden seyn. Die ängstliche Nachbildung der Verfassung eines Staates nach dem Muster anderer Staaten, ob sie nun von dem Volke oder von der Regierung ausgehe, führt je-

derzeit zur Krankheit, und wird sie bis zum Angriffe der Grundlagen fortgesetzt, zum Tode des Staates.

Daß neben der edlen, reinen Bestrebung, neben dem heiligen Eifer für Recht und Wahrheit, der Uebermuth, die Lüge, die niederträchtige Absicht so nahe liegen! — Werfet auf den verlockten Jüngling keinen Stein! — sein Glaube hat ihn verloren. Wenn er schlechter, wird er klüger seyn. Wie sie daher schreiten mit ihren Fahnen, auf denen Freiheit und Gleichheit geschrieben steht, und in ihrem Herzen ist nichts als Herrschsucht, Unterdrückung und Gier nach Vorrang und Besitz. Sie dulden keinen Zweifel. „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich," so heißt es, und unbekümmert darum, ob der nächste Morgen ihre Lehre von heute zu Schanden mache, thun sie deßgleichen, als wäre die Wahrheit vom Himmel gestiegen und hätte sich ihren unreinen Händen anvertraut.

Wer kann in dieser Welt, wo alles wandelt, die Unwandelbarkeit der Gesetze als vortheilhaft, oder wohl gar nothwendig, behaupten und vertheidigen wollen? — Die Geschichte zeigt uns, wie die weisesten Einrichtungen nach und nach zu Landplagen wurden. Die klügsten und erfahrensten Männer, die eigentlichen Feinde des Gewaltsamen, riethen daher den Regierungen, von Zeit zu Zeit und immer mit den Bedürfnissen des Volkes fortschreitend, Aenderungen in der Verfassung einzuführen. Locke setzte zur Bedingung in seiner für Caroline entworfenen Verfassung, daß sie nach einem Jahrhundert verändert werde. Filangieri schlug die Einführung eines hohen Rathes vor, der,

aus den Weisesten gewählt, über den nothwendig werdenden Aenderungen wache und sie veranlasse. Selbst die Alten gingen uns auch hierin mit Beispielen vor. Athen hatte eigene Beamtete, welche jährlich an einem bestimmten Tage die Gesetze dem versammelten Volke vorlesen und die Aenderungen berathen mußten. Das Einreißen aber als Pflicht aufzustellen und statt der Weisen di: Thoren zu Schiedsrichtern über das Wann und Was zu mache::, ist eben so thöricht und auf jeden Fall gefährlicher.

Das gefährlichste Spiel, welches Regierungen treiben können, ist dasjenige mit dem Rechte, der einzigen sichern Grundlage alles Bestehenden und jeder gesunden Entwickelung. Wenn die heilige Fahne des Rechtes auf den Raubzügen gegen dasselbe vorangetragen wird, so wird der Arm der ewigen Gerechtigkeit diesen Mißbrauch strafen. Aber die Sünden der Regierungen werden an den Völkern, deren Führer sie sind, gestraft, und in diesem Bewußtseyn der Völker liegt einer der Gründe der traurigen Spaltung zwischen Volk und Regierung, von der die Geschichte uns Beispiele genug an die Hand gibt.

Die Revolution kämpft das historische Recht an und ist darin folgerecht. Die Regierungen können keine andere Aufgabe haben, als das historische Recht aufrecht zu halten, und die täglich neu entstehenden Rechtsverhältnisse demselben anzuschließen. Im historischen Rechte liegt alle Sicherheit des Besitzes und des rechtlichen Verkehrs. Diese aber sind die Grundlagen aller rechtlichen Thätigkeit der Gesellschaft Das Erstarren in dem Bestehenden ist unmöglich. Keine

Regierung ist so unvernünftig, dieß zu wollen, und die Gegner, wie oft sie dasselbe auch der einen oder der andern Regierung vorwerfen, haben gewiß nie an diese alberne Beschuldigung geglaubt. Die Reformen aber können und dürfen nur von der Regierung ausgehen, und es ist ihre Pflicht, diese Umwandlungen nur auf die schonendste Weise, ohne Beeinträchtigung der rechtlich Besitzenden, vorzunehmen.

Daß heutzutage unter allen Völkern die Franzosen sich am meisten selbst loben, mag wahr seyn. Daß aber die Deutschen dieß auch nicht unterlassen, ist nicht minder wahr. Es ist dieß eine kleinstädtische Gewohnheit, die nebenbei ihr Gutes haben mag. Das Wort gilt späterhin für das Beispiel.

Wir haben die Vandalen nicht außen, sondern unten. Sie fallen nicht ein; sie steigen herauf.

Die ihr die Fürsten tadelt, und ihnen Schuld gebt, sie begreifen das Leben nicht, ist euer Standpunkt umfassender als der ihre? seyd ihr desselben Tadels minder werth als sie?

Die eigentliche Despotie ist weder die Herrschaft eines Einzigen, noch die Willkür. Republiken können so gut als Monarchien Despotie seyn. Despotie herrscht dort, wo die Regierung alles zu regieren sich anmaßt, jeden Einzelnen nur als Ziffer betrachtet und behandelt, mit der Masse der Einzelnen Rechnungsexempel aus Wahn, Eitelkeit, Tollheit oder Pedantism ausführt, ihre negative Stellung vergißt, die natürliche Entwicklung der Kräfte der Einzelnen hemmt

und das allgemeine Wohl aus dem Elend aller konstruiren will.

Der erste, der in das römische Staatsgebäude die Brandfackel des Ackergesetzes warf, der Konsul Spurius Cassius, erlitt dadurch den Tod. Aber von diesem Zeitpunkte an, in welchem mit Recht himmlische Schreckzeichen die Bürger ängstigten, ward die Zwietracht geboren, an der Rom erkrankte und nach Jahrhunderten fortwährender Krämpfe endlich starb. Sechs und dreißig Jahre nach dem ersten Bürgertribun wurden deren zehn gewählt. Die Ackervertheilung und die Ansprache an das Volk waren ihr Schwert und ihr Schild. Damals zum erstenmale gab es Römer, die nicht gegen den Feind dienen wollten, und römische Heere, die sich geflissentlich schlagen ließen. Das Streben der Tribunen, dem Gesetze zum Trotz in ihren Aemtern zu beharren, führte zu den Decemviren und zu den Gräueln ihrer Tyrannei. Die Saat des Ungehorsams wurde immer ausgebreiteter, immer mächtiger wuchernd. Schon begannen die Feldherrn Triumphe ohne Zustimmung der Väter zu halten. So wurde der Uebergang zur Gewaltherrschaft vorbereitet, die nun mit Naturnothwendigkeit über den Staat hereinbrach.

Die Römer haben den Kunstgriff gebraucht, sich gleich anfänglich überall auf den ersten Platz zu setzen; dadurch wurde es nach und nach herkömmlich, sie dort sitzen zu sehen.

Je kleiner ein Mensch war, desto größer muß seine Grabschrift seyn, damit sie der Nachwelt verständlich bleibe. Auf Cäsars — auf Newtons — auf Washingtons Grabe reichen „Cäsar“ — „Newton“ — „Washington“ aus.

Wie leicht es ist, selbst die Verständigsten durch Schmeichelei zu täuschen, geht über jeden Ausdruck. Schmeichelei übt einen Zauber, der das Urtheil befängt und das schärfste Auge erblinden macht. Es gehört eine große Unabhängigkeit des Charakters und eine große Kraft der Demuth dazu, um ihr zu widerstehen. Kein Eitler und wäre er ein Cäsar an Geist, zerreißt ihre Schlingen.

Der Glaube an eine unwiderstehliche, vorherbestimmte Nothwendigkeit verträgt sich schlecht mit Dank und Erkenntlichkeit. Wenn Jemand Wohlthaten spendete, so trieb ihn hiezu eben so gut das Schicksal, als es den anderen trieb die Wohlthat zu empfangen. Wenn Marius, von Metellus aus dem Staube gehoben und diesem Alles, was ihm Werth hatte, verdankend, ein Beispiel der schändlichsten Ungerechtigkeit und des häßlichsten Undanks an diesem Manne lieferte, was beschwichtigte sein Gewissen darüber? — Im Jugurthinischen Kriege sprach er es aus: er glaube nichts dafür dem Metellus zu danken zu haben, daß ihn dieser mit sich nahm; er sehe hierin nur eine Gunst des Glückes, das ihn auf den Schauplatz großer Thaten rufe. Darnach sein Benehmen regelnd, warf er seinen Wohlthäter rücksichtslos bei Seite, als dieser seiner Ehrsucht in den Weg trat.

Wie nach und nach, im Verlaufe der Zeiten und Geschlechter, die Gegenwart immer höher überbaut wird und ihre Erscheinungen Gebilde der Vorwelt werden, so wechseln und schwinden allmälig Licht und Farben, und die Entwicklungen der jetzt noch lange ungeborenen und dann neuen Zeit haben einen Grad der Fremdartigkeit erreicht, daß diese Zeit

die Thatsachen der Vorwelt als unmöglich verwirft und die Ueberlieferungen davon für Fabel erklärt, weil sie nicht mehr geeignet ist, sie aufzufassen. So wechselt alles, nicht nur das außer uns Bestehende, sondern das Vermögen der Auffassung selbst, und darum kann und muß die Grenze der Fabelzeit verrückt werden, aber die Fabelzeit selbst wird immer bestehen.

Die Eintheilung in antik und modern geht durch alle Zeiten und Geschlechter. Was aus sich heraus wird, ist antik. Was dieser inneren Nothwendigkeit der Aeußerung entbehrt, sondern als ein Erlerntes wirkt, ist modern. Die römischen Dichter beinahe alle modern. Perikles ebenfalls. Ossian dagegen antik. Peterskirche modern. Das Münster antik. Alle Bauten aus den Zeiten der römischen Kaiser modern. Die älteren italienischen und deutschen Maler antik. Michel Angelo schlug die antike Kunst todt. Er riß sie aus dem Menschen heraus, und stellte sie neben ihn.

Sylla wurde nicht erzürnt darüber, daß man seine Thaten dem Glücke zuschrieb. Diese Bescheidenheit war gewiß ein hoher Grad von Klugheit. Einmal beleidigt Glück weniger als Verdienst; dann vertraut man auch dem Glücke lieber als dem Verdienste.

Phocion war nicht Genie genug, um Athen zu retten, aber seine Tugend und Kraft reichten aus, um für dasselbe und durch dasselbe zu sterben.

Ueber Demosthenes kann nichts Treffenderes gesagt werden, als was die Athenienser auf seine Denksäule setz-

ten: „Wäre, Demosthenes, dein Herz deinem Verstande gleich gewesen, niemals hätte Macedoniens Mars die Griechen beherrscht."

Alexander, ungeheure Naturkraft, durch das Glück und durch Schmeichelei bis zum Wahnsinn mißleitet.

Sertorius und Eumenes größer als ihr Geschick. Crassus und Lucullus, Leute wie heutzutage.

Der Kampf des Marius mit dem Sylla gibt ein trauriges Bild, wie weit die Ehrsucht Menschen erniedrigen könne, die von der Vorsehung geadelt sind. Es ist nicht unbegreiflich, daß Menschen, die sich so weit an Geist und Kraft über die Menge erhaben wissen, daß sie es für Anmaßung halten, störend in ihre Pläne einzugreifen, erzürnt das Gewürme niedertreten, das auf ihrem Wege zu wühlen wagt; daß aber eine Lust an Mord und an Zerreißung der heiligsten Bande sich in ihnen erzeugen könne, ist ein Gericht, das der Himmel schon hienieden über diese Veruntreuer seiner edelsten Gaben hält.

Pyrrhus, ritterlicher als Marius und Sylla, aber ihnen Unterthan an Geistesgewandtheit und Fähigkeit das öffentliche Leben zu erfassen. Es ist der kühne Achill, der in seinem Nachkommen wieder auflebt. Aber die Ungeduld seines Geistes läßt ihm nirgends Ruhe; er muß fort und fort — dorthin — dahin; — die Welt hat keine Weite, die Orte sind ohne Entfernung für ihn; er hält die Schwerkraft des Stoffes für nichts, und überall durch dessen Trägheit gehemmt, bricht er überall im halben Werke ab, sieht

hoffend und verlangend auf ein neues, bis ihn der Tod überrascht und fortreißt. Wahr, aber ungenügend ist, was Antigonus von ihm sagte: er gleiche einem Brettspieler, der glückliche Würfe thut, aber die Steine nicht zu setzen weiß.

Alcibiades ist vielleicht der Mensch, der am vollkommensten aus der Hand der Götter hervorging, denn Geisteskraft und Körperkraft nennt uns die Geschichte in keinem Mann in solchem Ebenmaße vereinigt. Die schönste Gestalt vermählt mit dem kühnsten Geiste! Was immer der Mensch als Mensch zu werden vermag, er hätte es werden können, wenn ihn die Menschen nicht verdorben hätten.

Lysandern unterscheidet von einem persischen Tyrannen nichts, als daß er zu Sparta geboren und erzogen wurde.

In Cato ist schon Manier nicht mehr die Schöpfung des freien Geistes. Solche Männer spielen nur die zweiten Rollen auf der Bühne der Welt.

Cicero, größer als seine Zeit, aber nicht stärker als sie.

Marius, rohe Naturkraft, welche gesetzlos und ohne Rücksicht, nur von dem Sturmwinde der Ehrsucht getrieben, fortströmt, und Freund und Feind zerschmettert. Sylla, überall Sieger, weil kein Gesetz der Natur, keine Einrichtung des Staates, kein geheiligter Glaube ihm nur der geringsten Schonung würdig schienen, sobald sie in Widerspruch mit seinen Absichten traten. Weder der eine noch

der andere wußten, wie weit sie gehen würden. Sie wirkten mit gleicher Nothwendigkeit fort, mit welcher der Blitz tödtet, die Fluth verheert, der Sturm niederreißt.

Unter den großen Männern der Alten gibt es nur einen einzigen, dessen Liebe zum Staate die für seinen Ruhm noch übertraf, und der die Gerechtigkeit auch dann liebte, als sie nicht in seinem Vortheile lag, dieser Mann ist Pelopidas.

Wie die Zeit nach und nach alte Münzen mit Farben überkleidet, so breitet sie auch über die Namen des Alterthums einen geheiligten Glanz. Genannt zu werden, wird schon zum Verdienst; gemein ist nichts mehr, selbst nicht das Verbrechen. Tolmides läßt sich neben Perikles nennen.

Wer es versteht, die Schwäche der Menschen als Krafthebel zu gebrauchen, wird auch eine kaum geahnte Menge von Kraft in Bewegung setzen. Philopömen wandte die Prachtliebe der Achäer auf Pferde und Waffen, und das unscheinbare, sich selbst mißtrauende Heer wurde ein furchtbares und siegendes.

Selbst Voltaire, der die Ausartungen der Menschen so genau erkannte, zweifelt an der Wahrheit der meisten Erzählungen von öffentlichen Lastern und Verbrechen, welche diese oder jene geschichtliche Person begangen haben soll. Ihm scheint unmöglich, daß nicht Schamgefühl auch die zügelloseste Begierde wenigstens mit einem Schleier bedecke. Aber er urtheilt zu günstig von unserem Geschlechte. So lange die Menschen Verbrechen für Verbrechen und Laster

für Laster ansehen, betreiben sie das Werk freilich nur im Dunkeln; aber wenn ihre Verwahrlosung und Ausartung bis zum Wahne geht, als seyen Tugend und Laster nur Ammenmährchen; als sey nur für die Menge derlei Fabel nothwendig, für sie, die Erleuchteten, aber nicht; dann tritt die ungezügelte, müßige Begierde nackt hervor und verübt mit Blicken, welche um Beifall fragen, das Gräßlichste und Eckelhafteste.

Geschichte zu studiren, ist äußerer Gottesdienst, den man der Wissenschaft wie den Menschen schuldig ist. Man treibe es eben so gut, als es geht. Aber nie kann man zu scharf darin seyn, die Namen, die in ihr aufbehalten sind, zu wiegen und nach Verdienst entweder zu verwerfen oder fortzunennen; dadurch wird eben die Andacht gegen die wirklich Hohen bezeigt.

Thorheiten sind beinahe immer glücklicher als Wahrheiten. Als Anaximander lehrte, die Erde gleiche einer Säule mit platter Oberfläche, die mitten in der Himmelskugel schwebe; — als Anaximenes sie mit einer runden Tischplatte verglich; — als Klenates sagte: sie sey eine unterwärts gekehrte Pyramide; — so war die Welt voll von ihrer Weisheit. Als aber Aristarch von Samos bewies, daß sie eine Kugel sey, daß die Sonne still stehe und die Erde sich um sie bewege, so spöttelte man und seine Lehre fand wenig Anhänger. Es scheint der Fluch der Wahrheit, daß auch sie mit Schmerzen geboren werde.

Nacht bedeckt die Vergangenheit. Einzelne Sterne leuchten für eine künftige Ewigkeit dort; Wolken verhüllen, aber erlöschen sie nicht; der Spott und die Anmaßung der Ge-

genwart blitzen wie Sternenschnuppen unter ihnen hin, ziehen länger oder kürzer fort und erlöschen; eben so der Witz der Halben. Es gibt ein Reich des Unvergänglichen neben dem der Vergänglichkeit. Was wahrhaft groß und hervorgetretreten ist, nimmt dort seinen Sitz; einfach, aber ewig. Die Prunkgebäude, aus Verwesung gebaut, sinken in Verwesung.

Die Erscheinungen in beiden Welten, der körperlichen und der geistigen, haben so viele Aehnlichkeit unter sich, daß sie mit aller Wahrscheinlichkeit für nichts als Erscheinungen, d. h. scheinbare Veränderungen des einen und selben Urstoffes oder Urwesens angesehen werden können, die keine objektive Wahrheit haben, sondern mit dem Wechsel des wahrnehmenden Subjektes wechseln.

Geschichte soll man lesen? — Ja freilich! aber soll daraus ein Trost erwachsen? -- Ist es doch, als habe bei jedem Blatte das Vorurtheil Wache gestanden, damit ja die Wahrheit nicht erscheine. Wer eine Geschichte der Geschichte schreiben wollte! Was für einen traurigen Stand der Menschheit gäbe das, und wie armselig und niederträchtig erschiene nicht das Trachten und Sehen der Historiker!

Wo Körperkraft, Kraft des Gemüthes, Stärke des Geistes sich vereinen, da wird ein wahrhaft kriegerischer Charakter hervorgehen.

Es ist eine der größten Gefahren der Civilisation, daß nach und nach das Gebräuchliche mit dem Sittlichen verwechselt werde, und sich endlich ganz und gar an dessen

Stelle schiebe. Ist diese Falschmünzerei gelungen, so gibt es keinen Damm mehr gegen das einbrechende Verderben.

Was nützen zeitweise Vorkehrungen gegen die Sittenlosigkeit, wo es Grundeinrichtungen gibt, die darauf abzwecken, sie zu befördern? Diese mit den Gesetzen der Natur nicht in Widerspruch zu bringen, ist die mächtigste Gewähr für die Sitte.

Die Aristokratie hat zu allen Zeiten und in allen Staaten bestanden. Sie ist die Blüthe der Nation und schließt in ihrer wahren Bedeutung alle Gipfel der Gesellschaft in sich. Was man auch sagen mag und wie übel es vielen Ohren erklinge, den Wenigen gehört die Welt, nicht den Vielen, und am allerwenigsten den Allen. Die Weltgeschichte von ihrem ersten Blatte bis zum letzten ist Beweis dafür und diese Regel ohne Ausnahme.

Die Größen unter den Menschen haben ihre Bezeichnung in der bürgerlichen Welt; ob durch Geburt, ob durch Verdienst, gilt gleichviel; es sind Größen. Sie greifen ins Getriebe als Größen, nicht durch die Art, wie sie es wurden.

Große Gelegenheiten reifen große Menschen; kleine vertragen dieß Klima nicht und gehen dabei zu Grunde.

Die Zeiten bauen und wenn sie ihr Werk bis zu einem erklecklichen Stande gebracht, so fangen sie an zu zerstören. Dieselben Beweggründe, dieselbe Emsigkeit, aber nicht derselbe Lohn gehören beiden Epochen an. In bauenden Zeiten herrscht in den Gemüthern mehr Befriedigung als in zerstörenden.

Wie sehr ist das Recht von den Rechten verschieden, wie selten sind die Rechte auch recht! Ueberall und zu allen Zeiten ist, was recht ist, in jeder Menschenbrust gleich empfunden worden; und überall und zu allen Zeiten waren die Rechte verschieden. Die Gränzmark zwischen Ländern ist nicht selten auch eine solche für Gesetz und Recht. Was diesseits mit Lohn und Ehren überhäuft wird, hat jenseits nur Kerker und Verfolgung zu erwarten. Was hier öffentlich als nachahmungswerth ausgerufen wird, wird dort öffentlich als abscheulich verworfen. Zwischen zwei Rabensteinen läuft oft nur ein Bach, aber wie weit von einander liegen die Gründe, welche auf beiden die Opfer fallen machen —

Es liegt so wenig daran, ob man diesen oder jenen Namen auf der Bühne des Lebens trage! Wie Schauspieler die ihrigen nach vollbrachter Darstellung ablegen und unter einander alle gleich sind, der König und sein Sclave, der Feldherr und sein Wächter, Hamlet und der Todtengräber; so legen wir die unseren ja auch weg, wenn die Rolle am Ende ist, und es fragt sich nicht, wer die erste hatte, sondern wer die seinige am besten spielte.

Bei großen Völkern thut man gewöhnlich nur ihrer Fehler Erwähnung, da man bei kleinen im Gegentheile die Tugenden aus einem gewissen Mitleidsgefühle heraushebt; wie soll nun die Nachwelt über beide entscheiden?

Pridaux behauptet, daß Mahomed seine Religion gegründet habe, um eine freie Bahn seinen Lüsten zu bereiten. Was das für lächerliche Menschen sind! — Alles, glauben

sie, treibe sich um diese Armseligkeiten des Pöbels herum. Als wenn eine große Seele gemeine Bedürfnisse hätte! — Mit ihren Maulwurfsaugen glauben sie, man baue einen Berg auf, um in Sommerabenden unter seinem Schatten schwelgen zu können, und sehen die See nicht, die hereinzubrechen und das blühende Land zu überschwemmen droht.

Was wundert Ihr euch, daß große Menschen oft abergläubisch werden? — sie, welche die Hand Gottes an sich lebendig fühlen und kräftig, — die, nicht in den allgemeinen Schäffel geworfen, sich einzeln und ausgezeichnet behandelt sehen; was wundert Ihr euch, daß diese Menschen sich bis zum Glauben verirren, die Räder der Natur gehorchten ihrem Worte, und der Geist, der dem Gemeinen verborgen bleibt, gäbe sich Ihnen, den Erwählten, kund?

Kühnheit ist eine Tochter der Kraft, Tollkühnheit eine Erzeugung der Schwäche. Wer in Sparta den Schutz des Schildes verschmähte, und die entblößte Brust dem Feinde bot, wurde bestraft. Nicht durch nutzlose Opfer gewinnt das Vaterland. Nur wer alle Waffen des Verstandes und des Körpers benützt, hat genug gethan für den Sieg.

Der Sieg kann der Maßstab des kriegerischen Verdienstes nicht seyn, aber wohl der Kampf. Es hat Völker und Feldherrn gegeben, die größer als ihr Geschick, selbst durch ihren Fall ein Denkmal der Unsterblichkeit sich setzten, und die Blicke der Nachwelt von den prunkenden Siegessäulen des Gegners auf ihre ruhmwürdigen Gräber zogen.

III.

O Liebe! Nur wer dich gefühlt, begreift dich! — Jahrhunderte wechseln — Völker sterben aus; du aber wandelst durch alle Geschlechter und Zeiten gleich dem Allgegenwärtigen, dessen Verkünderin du bist!

O Glauben der Liebe! du bist die Sonne, die Leben schaffet, und der alles Leben huldigt! Alle Sinne feiern ihr Brautfest. Das Auge sieht schärfer, das Ohr greift in weitere Fernen und holt sich Stoff für jubelvollen Beitrag. Die Schöpfung liegt wie ein aufgeschlagenes Buch der göttlichen Liebe vor unseren Blicken, und was wir daraus lesen, bringt Wonne, Frieden und Treue in unser Herz! Selbst die Klage wirkt als Freude; sie ist ein warmer Schatten im Gemälde.

Welcher Himmel kann in des Weibes Busen liegen welche Seligkeit daraus erblühen! Kennst du ein höheres Glück hienieden, als das häusliche, an der Seite eines geliebten, liebenden Weibes, das durch ihre Schönheit deine Poesie zur Religion erhebt; durch ihre Liebe dich hinausträgt aus den beengenden Kreisen der Welt; mit ihrem Geiste deinen Flug begleitet, wenn er sich aufschwingt, bewahrt, wenn er irrte, stärkt, wenn er sinken sollte; das ihre Treue zur Friedenssonne in deinem All macht? Was sind alle Seligkeiten, die ein Thron, die Ruhm, die Ehre versprechen, gegen diese? Ueberall ist Unruhe, ist Sturm; an

der Brust des Weibes ist der Port des Friedens! — Was ist ein Lobesblick des Monarchen gegen das Liebelächeln des Kindes? was das Zujauchzen Hunderttausender gegen den Dank im Kusse des Weibes?

Gibt es denn ein Glück auf Erden außer dem häuslichen? Was ist aller Glanz der Geburt, aller Stolz des Ranges, aller Ruhm großer Thaten neben der Stille eines glücklichen Hauses? und ersetzen denn alle Herrlichkeiten, welche die Eitelkeit ausbrütet und der Müßiggang groß zieht, ein einziges versäumtes Lächeln eines lieben Kindes, in welchem die erfinderische Zärtlichkeit die Züge des Vaters oder der Mutter zu sehen glaubt? Was kann in den letzten Augenblicken des Lebens, wo jede Maske, wie gepuzt sie auch seyn mag, abfällt, und die Nichtigkeit vermeintlicher Größe wie ein Vorwurf vor unsere Seele tritt, uns tröstender und würdiger erscheinen, als ein dankbares Kind, für das wir keine Pflicht versäumten, und in dem wir der Nachwelt ein nützliches Erbe hinterlassen? Eine Ehe, welche die Liebe schließt, ist die oberste Pflicht des Menschen, und der größte Segen des Himmels!

Manchen höheren Menschen hat die verzehrende Sonnengluth der Liebe zum Wahnsinnigen gemacht; aber Gewöhnliche kocht jenes Küchenfeuer, das sie Liebe nennen, nur zu Gecken.

Thränen im Auge der Schönheit! man möchte euch nie trocknen, um nicht einen Mord an seinem eigenen Entzücken zu begehen.

O ihr egoistischen Stürmer! die ihr nur dann Ent=

zückung fühlt, wenn ihr selbst und diejenige, die ihr liebt, von euren Händen bluten: glaubt ihr denn nicht, daß es eine höhere reinere Liebe gibt, als die verlangende? begreift ihr nicht, daß ein Herz, das nicht raset, schon eben darum tiefer leidet? habt ihr denn gar keine Ahnung einer Resignation, die sich nicht zur Schau trägt, die nicht zugleich Rache seyn will, und die nicht nach Fluthen und Stürmen verlangt, um sich selbst zu vergessen? ..

Jedes Alter hat seine Weisheit. Warum soll des Jünglings schöner Glaube an Reinheit der Liebe, an ihren übersinnlichen Ursprung, worüber der Mann im Klaren ist, Thorheit seyn?

Wie begeisternd ist nicht der Anblick der schlummernden Unschuld! Da heben sich die reinsten Züge des Schönen heraus; kein Schleier, übergeworfen gegen die unheilige Welt, verhüllt die jugendlichen Reize; wie eine Rosenknospe blühen sie auf, und spenden den Duft, den süßen Hauch des Lebens! Die Reinheit, die im Herzen wohnt, überzieht das Antlitz mit zauberischer Verklärung. Ruhe wiegt sich auf der zarten Wange; keine Sehnsucht zittert auf den himmlischen Lippen; keine Erinnerung furcht die reine Fläche der Stirne. Unberührt, unentweiht sind die herrlichen Formen des Körpers, noch ein Tempel, in dem der Gott wohnt! Alpenschnee, den der Morgen röthet, ist ihre Farbe.

Wie wahr sagt Lavater: „der Schlaf, wie der Tod, stellt die wahre eigentliche Form deutlicher dar.“

Diejenigen sind vielleicht die tiefsten Leiden des Gemü=

thes, welche ihre Quelle in dem Anblicke und in dem traurigen Bewußtwerden der Unbeweglichkeit haben, womit die todte Masse des Stoffes, was auch immer geschehe, in ihrer Trägheit beharrt. Unter den Krämpfen der bangen Hoffnung, womit die empfindsame Seele an diese Masse rührt und sie zu bewegen meint, nahet endlich die Resignation, und besiegt nach grausamer Erschöpfung alles Glaubens, nach langsamer Ertödtung des edelsten Wollens und Meinens das Herz. Auf dieser Folter haben die größten Menschen gelegen, sie, die mit dem Aufgebot der ausserordentlichsten Opfer, welche den Himmel zu überwinden berechtigt waren, das Edle versuchten, und unter dem Gemeinen schmählich zu Grunde gingen. Ob der Erlöser stirbt; ob die siegende Tirannei das Ebenbild Gottes zum Teufel stempelt; ob mitten durch den hohnlächelnden Pöbel die größte Seele und mit ihr alle Edlen von Pranger zu Pranger bis zum Schafotte geschleppt werden: die Sonne geht dennoch auf und unter, die Vögel fliegen so wie vor, die Natur hat keine Stimme des Antheils. Wohlthätiger Tod, sey in solcher Lage unser Helfer! Komm' zuvor dem schmerzlicheren Tod der Seele! damit wir nicht zum Bewußtseyn der Vergeblichkeit jeder Kraftanstrengung, der letzten, höchsten Demüthigung, in angstvoller Ohnmacht gelangen!

O Zeit der Hoffnung, so schnell bist du vergangen! Sehe man nicht täglich, wie die Natur so wenige ihrer Versprechungen erfüllt; wie sie den Baum mit Blüthen überkleidet, und kaum den hundertsten Theil davon zur Frucht werden läßt; sehe man nicht, daß mit gleicher Nothwendigkeit der Frühling in unserem Lebens- wie in unserem Sonnenjahre durch den Sommer verdrängt wird, dieser wieder

dem Herbste Platz macht, und zuletzt der Winter Alles endet; so könnte man in Klagen über die Flüchtigkeit, über die trügende Fülle jener Zeit der Liebe und der Hoffnung ausbrechen! .. Aber ist der Mensch nicht desselben Stoffes wie irgend ein anderes Geschöpf? Gibt es ein Recht des Anspruches auf Ausnahme? ....

Die Stimme des Verführers ist kräftig. Er kommt in Gold und Seide — ein Baldachin wird über ihm getragen — Lächeln schwebt auf seinen Lippen und seine Hände werfen Gold aus. Blicke ihn mit Verlangen an und schon wirft er seine Schlinge durch dein Auge in dein Herz; zwinge ihn, sich des Pompes zu entlasten, und du siehst den Satan.

Es gibt zwei Schmerzen, die wie Vampyre am Leben hangen, das sie einmal gefaßt; die die Zeit weder mehrt noch mindert; die einzeln genommen schon für eine ganze Ewigkeit von Trauer ausreichen; der eine ist: mit all' seinem Sehnen kein Herz, würdig seiner Liebe, gefunden zu haben; der andere: ein geliebtes durch eigene Schuld zu verlieren.

Man sollte sich wirklich, soviel es angeht, mit Andenken umgeben, und damit das liebste Zimmer seiner Wohnung bevölkern. Wenn dann Einer nach dem Andern von dieser Erde geht, die Gegenwart ungerecht gegen die Vergangenheit wird und manche schöne Stunde der Erinnerung begräbt; so werden Andenken Schriftzüge der Geschichte unseres Lebens. Sie nennen uns liebe Namen, und, nur uns lesbar, verrathen sie dem ungeweihten Blicke unseren schöneren Glauben, unsere edleren Empfindungen nicht.

Nur Liebe braucht der Mensch auf dieser Erde; sonst wenig, und dieß Wenige nicht lange. Man mag sich durchbringen mit seinen Formen, man mag sich überreden und täuschen, man mag sich nähren eine Weile an den Surrogaten wahrhaftiger Neigung; aber es muß eine Zeit kommen, da die Täuschung sich löset, die mühsam gehaltenen Blenden weichen, und die Oede des Lebens in erschreckender Wahrheit da liegt. Liebe allein ist der Gehalt des Lebens, so wie seine größte, umfassendste Lehre. Wer nennt die Erde eine Wüste? Wer nur sich selbst liebt. Und dennoch führt der ausgedorrteste Mensch, der das Wort Liebe mißbraucht, ohne zu fühlen, daß er einen Betrug an der Schöpfung begeht, es doch wenigstens im Munde, und thut sich etwas zu Gute darauf, wenn er es ausspricht! So tief ist Liebe von der Natur in unser Herz gepflanzt, gleichsam als die eigentlichste Religion desselben! Ja, Religion selbst, was ist sie anders, als eine Stimme der Liebe?

Wer, der auch nur einmal in seinem Leben höheres Entzücken genoß, begreift, wie dann noch die Gewöhnlichkeit kommen, und die zarte Besaitung der Seelen für ihre gemeinen Tänze stimmen kann? — Aber so ist der Mensch! ein Kunstwerk aus Koth geformt, eine Münze mit dem Bild einer Gottheit und einer gemeinen Kehrseite, die treffendste Satyre auf sich selbst!

Macht euren Kindern eine glückliche Jugend; sie ist die zweckmäßigste Vorbereitung für ein glückliches Leben.

Es ist, als wenn jeder Mensch von der Vorsehung einen und denselben Zehrpfennig auf die Lebensweise er-

halte, mit dem Unterschiede, daß sie den Einen mit Gold und auf einmal, den Anderen mit Kupfer und daher zu öfteren Malen zahle. Wer seine Goldmünze verlor, hat keinen Ersatz mehr hienieden; wer sein Kupfertheil anbrachte, erhält immer wieder, denn es braucht manches Stück, bis seine Summe voll ist. Aber dennoch wird Kupfer niemals Gold, und nur der ist reich, welcher im selben Augenblicke beisammen hält und sein nennt, was für das ganze Leben genügt.

Es ist eine traurige Mitgabe für den Menschen, daß größere Freude die geringere unfähig des Eindrucks macht, sie gleichsam tödtet. Dieselbe Wonne, die Diesem der Gipfel des irdischen Glückes ist, berührt Jenem, der ein Mehr kennt, nicht. Es gibt kein Herunter-, sondern nur ein Hinaufsteigen. Je höher der Berg, auf dem wir stehen, desto beträchtlichere Höhen platten sich zur Ebene ab und verschwinden in ihr. — Wir scheinen mit unseren Klagen oft undankbar gegen die Vorsehung und sind es nicht, denn der größte Feind des Guten bleibt nun einmal das Bessere.

Ist nicht das höchste Glück am nächsten der Wehmuth, wie Sonnenuntergang der Dämmerung?

Sinnengenuß trägt einen Stachel in sich, den wir mitten im Taumel der Wollust fühlen. Wer ungetrübtes, ungetheiltes Glück genießen will, entferne sich vom Trieb. Der Weg zur Gottheit kann nicht durch die Thierheit gehen. Je ferner hier, je näher dort.

Die weite Kluft zwischen Wunsch und Ziel ist keine

andere, als die zwischen Ideal und Leben. Jugend wächst und will. Die Blume schließt sich gegen den Himmel gewendet auf, und möchte mit dem Strahle des Morgens, dem sie ihren reinen Busen öffnet, sich vermählen. Die Frucht muß zur Erde sinken.

Gewiß, man ist nicht allein durch Gaben wohlthätig; man ist es noch auf tausend andere Arten, die im Durchschnitt alle ein feineres Gefühl, einen höheren Begriff von dieser Tugend voraussetzen. Wer vor dem weniger Glücklichen mit Gaben des Glückes glänzt und prunkt, und ihn dadurch nothwendig zu Vergleichungen zwingt, die dessen Innerstes verwunden, ist nicht wohlthätig, und wenn er zu gleicher Zeit aus vollen Säcken Geld ausstreuen ließe.

Das Gefühl der Wohlthätigkeit ist eines der reinsten Gefühle, und gewiß dasjenige, welches wir am längsten rein zu fühlen im Stande sind, auf welches Jahre, Verhältnisse, Freuden und Leiden am wenigsten Einfluß zeigen. Wohlthätigkeit trägt ihren Lohn in sich. Der nur um des Dankes willen wohlthätig ist, mißversteht diese Tugend.

Daß die meisten Menschen ihr Heiligstes zu Grabe tragen müssen; daß die größten Anlagen unausgebildet bleiben, in ihrer Entwicklung aufgehalten oder verdreht werden und im Sande der Gewöhnlichkeit versiegen; daß die schönsten und reichsten Empfindungen auf dem Markte gewogen werden und im Herzen absterben müssen: das ist ein trauriger Anblick, für den es keinen Trost hienieden gibt!

Die meisten Leute lesen nur aus Langeweile. Sie sind eben müde geworden, den Sprüngen ihres Pudels zuzusehen; da fesselt nun auf dem dürren Boden ihres Gesellschaftszimmers nichts als irgend ein Buch ihr Auge. Sie nehmen es zur Hand, blättern vom Ende gegen die Mitte, gähnen eine Viertelstunde über der Sylbenrevue, und kehren dann, gestärkt durch die Entbehrung, zu ihrem früheren und lieberen Zeitvertreibe zurück.

Alle Erscheinungen hienieden sind vielleicht nur verschiedenartige Ansichten des Einen und All, begründet durch den Standpunkt, durch die Sehfähigkeit und Sehart des Sehenden. Daher Vergleiche erhaben, die durch das All greifen. J. Paul gehört unter diejenigen, die oft das scheinbar ganz verschiedene vergleichen, und man tadelt ihn oft deßwegen. Aber seiner Seele ist der allgemeine Bund der Wesen näher; er hat Recht.

Kätchen von Heilbronn! Herrliche Dichtung! Mögen sie allen Spott über dich häufen: sie wissen nicht, was sie thun! — Reiner wie du, ist nicht der Schnee der Lilie! annehmlicher nicht der Hauch des Frühlings! ernster nicht das dunkle Blau des Himmels!

Die Wahlverwandtschaften gründen sich auf eine tiefe Wahrheit, wovon uns das Leben täglich die Beweise gibt. Nichtsdestoweniger ist Eduard der fortgesetzte Werther. Vielleicht daß Göthe dadurch, daß er Eduards Gemahlin Charlotte nannte, darauf hindeuten wollte; aber Werther, trotz seines überschwenglichen Gefühles, hätte so wie Eduard werden können, und wäre es wahrscheinlich geworden. In

Szenen, wie jene, da Eduard Ottilien im Wirthshause überrascht, so wie in seinem Tode tritt die ganze Jugendwärme nochmals vor; und selbst, daß sich ihr Geschick so ähnlich gestaltet, beweist ihre innere Aehnlichkeit.

Die Poesie muß auf der Gränze zwischen dieser und jener Welt spielen; so, daß sie bald hinüber, bald herüber tritt, und ihre Füße oft in beiden wandeln. Lüfte jener Welt müssen in diese herüber wehen; Wünsche dieser Welt in jene hinüber schauen; und die Gränze muß so fein genommen werden, daß man kaum unterscheiden kann, in welcher von beiden man sich befinde.

Dichtkunst ist gleichsam der Verein aller übrigen Künste. Lebendiger glüht das Leben der Farbe in der Malerei; bestimmter tritt die Gestalt durch die Sculptur an's Licht; ausschließender greift uns die Musik an's Herz: aber dieß vereinzelte Wirken auf Sinn und Geist und Gemüth erscheint in der Dichtkunst im Bunde. Farben, Formen, Töne, alles versammelt sich in ihr, und obwohl sie in jedem Einzelnen übertroffen werden kann, so muß doch ihr Gesammteindruck alle übrigen überwinden.

Wer nur einmal im Leben eine Stunde des Aufschwungs gehabt hat, ahnet zum wenigsten, begreift vielleicht die Kunst. Aber es gibt eine weit größere Zahl von Menschen, als man gewöhnlich annimmt, deren ganzes Leben nur eine Summe von Gemeinheiten und ein Produkt aus solchen, nur eine ununterbrochene Stundenkette konventioneller Langeweile ist. Für diese gibt es keinen Schlüssel

zu jenen höheren Segnungen, zu jenen bezaubernden Geheimnissen; keinen zum höheren Menschen überhaupt.

Byron! Wer dich erkennt, beklagt und bewundert dich! Dieses mitleidslose Zusammenstellen des schönen Einst mit einem höhnenden Jetzt; diese menschenfeindliche Huldigung der Kraft, auch wenn sie zerstört und das Edelste bricht; diese furchtbare Gleichstellung der Tugend und des Lasters, die kein Wort mehr für das Lob der einen, und für den Tadel des anderen hat; diese reiche Aussaat, diese übermüthige Verschwendung des edelsten Saamens auf Fels und unwirthbaren Boden, betrogen um jede zugesagte Hülfe der Natur und bloßgegeben leichtsinniger Zerstörung; dieses nahe Beisammenwohnen des Herrlichsten mit dem Gemeinsten, des Engels mit dem Teufel; dieser Adel der Empfindung im Verbrechen, wodurch die gräßlichste That Entschuldigung begehren und finden darf, und selbst der Unschuld begreiflich wird, daß Engel in den Schmutz der Sünde sich tauchen können und dennoch Engel bleiben; diese traurige Lehre der Unabwendbarkeit des Schicksals endlich: was beurkunden sie als den gefallenen Abandonna?

Im Erlkönig, von Schubert gesetzt, ist die Stelle: „Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn, meine Töchter sollen dich warten schön!“ überaus treffend. Der Wiegenzauber, der sich in der Melodie ausspricht, und doch dabei das Unheimliche, was, wenn jener zu frommen Frieden lockt, unbegriffen warum zurückstößt, klingt lebendig in die Seele, und dramatisirt die ganze Geschichte.

Wenn man Beethoven hört, ist es einem nicht, als öffne sich eine Folterkammer nach der anderen, in welchen das Verhängniß die glaubende Unschuld, die edelste Liebe, die reinste Güte unter ewig neuen Martern zu Tode fördert. Die ersten vertrauungsvollen Schritte auf der Bahn des Lebens, die mächtige und reiche Sprache der Hoffnung und der Sehnsucht, das entfernte Wüthen der heranziehenden Gemeinheit, das ahnungsvolle Aufhorchen der Seele, die ersten Stöße, der Kampf, die Krämpfe der Verzweiflung, die Zuckungen des vergeblichen Wiederauflebens, das Ersterben des Glaubens, die Todesohnmacht, der Tod selbst und endlich der Hohn des Verhängnisses machen das einzige, hundertfältig veränderte, ewige Thema seiner Schöpfungen aus. Kaum hat je ein Weltweiser die Lehre des Verhängnisses klarer ausgesprochen, als Beethoven in seinen Tönen; und um so erfolgreicher ist seine Lehrweise, als sie nicht durch den Verstand, sondern durch das Herz geführt wird.

Es gibt vielleicht keine Musik, wo, wie in der Oper „der Freischütze," die Wehmuth so nahe an die Freude gestellt wäre; beide sind so wahr und doch in ihren Elementen so ähnlich geschildert, daß man die eine für die andere nehmen möchte.

Wenn man sieht, wie die Kunst bei dem Vorurtheil und bei dem Müssiggang ihren Lebensunterhalt betteln muß, einen Unterhalt, den ihre wahren Jünger tausendmal fahren ließen, wenn nicht eben die Seligkeit des Schaffens sie verlockte, oder die Noth sie zwänge, den Stolz der Tugend aufzuopfern; begreift man dann den traurigen Abschied nicht, den der Künstler von jedem seiner Werke nimmt, das

er hinausstoßen muß in die Fremde? Die heiligste Sprache wird zum Kitzel der müssigen Wollust mißbraucht! Das Geschöpf, in einem Wandel durch die Geisterwelt, in einer Brautnacht mit der Natur selbst, erzeugt, wird auf den Pranger gestellt! Hunderttausende gaffen hinauf, und vielleicht ist nur ein Einziger darunter, der es erkennt.

Ueppige Fülle von Tönen geziemt dem Ausdrucke des höchsten Wehes nicht. Armuth an Lauten, Trockenheit der Quellen des Wohlklanges, das ist seine Sprache.

O Musik! Wer so glücklich war, den Schlüssel zu deinen Geheimnissen, das Wort für deine Räthsel zu finden, dem springen die Thore der Zaubergärten auf, wo ewiger Frühling herrscht und ewiger Friede! Die Welt mit ihren Verheerungen und Kämpfen, mit den Leichenzügen des Glückes und der Tugend, mit der Despotenpracht der Gewalt, mit den Schlangenwendungen der Leidenschaften, mit Hoffnungen, Glauben, Träumen und Genüssen zieht wie ein Schattenschauspiel in gebundener Freiheit vorüber; Gestalten, halb verschwommen selbst in dem Augenblicke ihres lebendigsten Seyns, wandeln sie, gute wie böse, vorbei, und sind nicht mehr, wenn wir uns ihrer erinnern. Wir aber erwachen mit gestärkten Sehnen, grüne Fluren und blaue Berge um uns und auf allen Hügeln Sonnenglanz!

Die Musik läßt die Zwischensätze fallen, und hängt die Enden aneinander. Sie ist ein Wandeln über Gipfel und Kronen. Sie berührt nur das Höchste und Edelste, und nur dieses allein ist empfindlich für ihre Berührung.

Die Seele spricht sich oft in unscheinbaren Zeichen aus. Ja, man könnte sagen, sie ziehe vor, in unbewachten Augenblicken und im Gewöhnlichen sich zu entfalten. Ihre Züge gleichen den Buchstaben, die an sich klein und werthlos im geringen Vereine doch das Größte und Würdigste ausdrücken. Wer dieser Zeichen Inhalt fassen will, muß zunächst sie zu lesen verstehen. Jeder Wink nach Aussen deutet zurück auf die eigene Brust.

Unsichtbar wirkt etwas Heiliges. Warum ist die Stille feierlich?

Göthe's Wanderer gleicht einem Reisenden, der sein Vaterland in träumender Kindheit verließ, und der nun in einem freundlichen, ruhigen Thale durch die Stimmen der Natur von unendlicher Sehnsucht und süßer Wehmuth ergriffen wird, und an sein entferntes Mutterland, an sein stilles Dörfchen, an seine blauen Berge denkt.

Wer den Sturm der Leidenschaften nie in eigner Brust empfand, mag von den weichen Polstern gemächlichen Friedens Krieg und Ueberwindung predigen. Der Sturm, der tausendjährige Eichen entwurzelt und Maste bricht, wie Rohr, muß dem Kinde unbegreiflich bleiben, das nur Abendlüftchen in den Büschen säuseln hörte.

Theater in Leipzig.

(Geschrieben im Jahre 1820. — Wiener Zeitschrift.)



Leipzig.

Eine Vorstellung von Kabale und Liebe gelang nicht. Es war mir, als wenn an diesem Tage kein Schauspieler an seinem Platze gestanden hätte. Dagegen gab Dlle. Christine Böhler die Lady Milford mit vielem Verstande, mit Feinheit und Schärfe.

Auch Wilhelm Tell gehört hier nicht unter die Vorstellungen, welche man gelungene nennen darf, obwohl Mad. Miedke die Rolle der Hedwig, Dlle. Böhler jene der Bertha von Bruneck, Hr. Stein den Arnold vom Melchthal, Hr. Genast den Junker und Wohlbrück den alten Attinghausen sehr brav geben. Tell, die Hauptrolle, ward nicht mit Wahrheit aufgefaßt; der Zwang, der das Spiel dieser Rolle bezeichnete, berührte den Zuschauer unangenehm.

In der Braut von Messina wurden die Chöre gut gesprochen. Mad. Miedke beurkundete in der Rolle der Mutter, die sie mit edler Würde gab, hohes Talent. Dlle. Böhler als Beatrice und Hr. Stein als Don Cäsar gefielen mit Recht.

Dlle. Hanf entwickelte als Jungfrau von Orleans Talent im Vortrag, aber ihre Stimme ist leise — sie unterbricht die Sätze zu oft durch schwere Athemzüge — ihre Stellungen sind nicht aus reiner Schule. — Das Sce-

narium am Schlusse des vierten Aktes war bei dieser Vorstellung vortrefflich, so wie der Krönungszug mit Pomp ausgestattet und sehr zweckmäßig geordnet.

Im Hausfrieden von Iffland war Dlle. Böhler (wie ich höre, soll sie sich in den nächsten Tagen mit dem Schauspieler und Sänger Hrn. Genast vermählen) ohne Widerrede die Dame im Spiel. Gestalt und Anmuth sind gewaltige Fürsprecher, aber auch ohne diese würde ihr Fleiß, ihr richtiges Auffassen, ihr verständiger Vortrag das größte Lob verdienen. Die angenehme Stimme, die ihr zu Gebote steht, würde durch Uebung im Tonwechsel ohne Zweifel noch viel gewinnen. Auch diese Stimme kränkelt manchmal, wenn sie klagt, aber sie ist edel und voll, wenn sie weibliche Würde vertheidigt oder Geist verkünden soll. Ich habe die Gewalt dieser Stimme bei der oben erwähnten Aufführung von „Kabale und Liebe" bewundert, während Dlle. Hanf als Luise ganz im Gegensatze mit dem Gebrauche der ihrigen stand. — Der Fehler, im ersten Akte des Trauerspiels den fünften zu spielen, ist einer von denen, der, gleich der Erbsünde, unter dem Geschlechte der Schauspieler als einheimisch zu betrachten ist; er bleibt auch den Dichtern nicht fremd, und ist überhaupt im Leben in mancherlei Beziehungen zu finden. Es gehört eine eigene Taufe dazu, ihn los zu werden. Wenn der Schauspieler mit den Aeußerungen des Gefühles nicht sparsam ist, wenn er die Züge, welche der Dollmetsch der Regungen sind, die in der Seele vorgehen, zu verschwenderisch spielen läßt — wird er ausreichen in der Steigerung, welche der Dichter, welche die Wahrheit fordert? Große Schauspieler haben von jeher hausgehalten in Miene, Ton und Bewegung, überhaupt in Allem, was das unmittelbare Hervortreten der Seele schildert; sie bedachten, daß die Bühne das Leben

wieder geben soll; selten aber trägt man in diesem außen grell auf, was innen vorgeht; daher das erschütternde Durchgreifen des Meisters in den Momenten der Entwicklung, daher die belebende Wahrheit seines Spiels, die jedes empfängliche Wesen zur Theilnahme zwingt und in ihrer Siegesbahn selbst die Zerstreuung überwindet!

Leipzig.

Sie wissen, daß mich der Zufall nach Leipzig brachte, und erwarten wohl, daß ich Ihnen über die Schaubühne dieser Stadt etwas sage. Sie hat mir manchen frohen Abend gegeben. Das Haus ist geräumig und in jeder Beziehung zweckmäßig gebaut, das Scenarium ist gut geordnet, meistens mit Einsicht gewählt, oft vorzüglich und immer erträglich gemalt, das Orchester ist zahlreich und durch Fr. Schneider vortrefflich geleitet. Der Unternehmer, Hofrath Dr. Küstner, so wie der Regisseur Wohlbrück, sparen keine Mühe, um im Verhältniß der Mittel, die zu Gebote stehen, möglichst vollendete Darstellungen zu geben. „Alles nach Maßgabe der Möglichkeit!" — habe ich Ihnen aus einem anderen Orte einstens zugerufen, wo ich die Forderungen des Publikums mit den Mitteln zu ihrer Ausführung, wozu es sich verstand, im größten Widerspruche sah; ich thue es wieder, um den Maßstab nicht zu verrücken, wornach ich jederzeit messe.

Der Oper möchte ich, im Ganzen genommen, hier den Vorzug vor dem Schauspiele geben. Mehrere Opern unsers großen Mozart wurden mit vorzüglichem Fleiße, mit Genauigkeit und Liebe durchgeführt; vor allen gelang Don Juan, worin Herr Genast den Part des genialen

Verführers, Herr Klengel den des Octavio, Mad. Neumann-Sessi die Donna Elvira, Mad. Werner aber die Donna Anna sang. Aschenbrödel, Joconde, das Rothkäppchen hört man mit Vergnügen. Othello gelang in der ersten Aufführung weniger, und es begleiteten überhaupt auch die späteren Aufführungen Umstände, die den Haupteindruck störten. Dagegen bewies in der Vestalinn das Orchester ganz seine Vortrefflichkeit, und Neumann-Sessi stand im vollen Glanze ihrer Kunst. Sobald ich Sie zum Schauspiel führe, so muß ich zunächst auf eine Erscheinung aufmerksam machen, die unter die selteneren gehört — eine vorzügliche Darstellung des Käthchens von Heilbronn. Sie wissen, wie sehr ich diese Dichtung liebe, die — (irre ich?) — stiefmütterlich von unseren Geschmacksrichtern behandelt wurde. Ich wüßte zum wenigsten nicht, wo und wann sie öffentlich so gewürdiget worden wäre, wie sie es — nach meiner Ansicht — verdient. O du, wie nenn' ich dich? — ich will eine eigene Sprache erfinden, um zu sagen, was du bist, mein Käthchen! Nie wurden die Rechte des Herzens siegreicher vertheidigt, nie die Gewalt der Unschuld besser bezeichnet! — Könnte in Sprache und Ausdruck so manches gewählter seyn, würde manche Ueberladung von Nebenfiguren, manche zu grelle Farbe wegbleiben dürfen, was thut das? — Das Leben kommt von innen heraus; der Mensch in Lumpen gehüllt, und in mancher Form fehlerhaft, bleibt ein Mensch und Gottes Bild; Apoll von Belvedere und Venus von Medicis sind Steine und Larven! — Makellos ist die Schilderung Käthchens. Nichts stört den Eindruck dieses reinen Wesens — kein Wort, keine jener unzähligen Kleinigkeiten, welche den Stimmhammer an die Seele legen, und die wohl gefühlt, selten erkannt, noch seltener begriffen werden kön-

nen. Das Herz wird wie eine Harmonika mit leisen, linden Griffen gespielt — und leise, linde Töne wachen auf, aus ihm kommend, zu ihm kehrend! — Die Wahrheit ist es, welche, indem sie den Wahn besiegt, uns auf die Natur, ihre Mutter, zurückführt. — Doch zu zart wäre diese Schöpfung des Gefühles, darum der menschliche, kindliche Zusatz von Sylvesternacht und Bleiguß, darum der Engel im himmlischen Lichte um den schöneren Engel aus irdischem Feuer zu retten — darum die heilige Sprache des Traums, die halb in dieser, halb in jener Welt verstanden wird, und ihre Zeichen aus beiden nimmt.

Nie hab' ich die Rolle des Käthchens besser geben sehen, als es hier durch Dlle. Schaffner geschah. Vorzugsweise möchte ich von ihr sagen, daß sie für diese Rolle geboren sey. Ich vergleiche keine ihrer sonstigen Darstellungen mit dieser. Sie lebt in dieser Rolle, sie verwirklicht die Idee des Dichters; von den Formen ihrer Gestalt bis zu den sanften Beugungen ihres Vortrags ist alles Harmonie, alles wahr, ohne Ueberladung, ohne Kargheit, ohne Mißgriff. Ihre Stimme, vielleicht in mancher anderen Darstellung zu weinend, wenn sie klagen, zu eintönig, wenn sie Würde und Ernst aussprechen, zu tändelnd, wenn sie spielen soll — ist des einfachen, seelenvollen Käthchens Stimme. Mehrmals hab' ich Dlle. Schaffner in dieser Rolle gesehen, sie blieb dieselbe in jeder Darstellung. Ich wiederhole, daß ich sie vorzugsweise für diese Rolle geboren glaube. — Hr. Stein faßte den Grafen Strahl richtig und gab ihn brav. Eine sehr wohlklingende und beugsame Stimme — eine höchst günstige Gabe für den Schauspieler — gibt ihm vielen Vorschub. Vor allem gelang die Scene am Hollunderbusche; sie ward mit frommer Zartheit, warm und schön gegeben. — Hr. Genast als Rheingraf, Dlle Mol-

lard als Kunigunde von Thurneck, Wohlbrück als Waffenschmied und Hr. Fischer als Gottschalk standen an ihrem Platze und ließen es nicht am Fleiße mangeln, diese Vorstellung als ein schönes Ganzes zu gestalten, fähig im Eindrucke die Idee, die den Dichter belebte, in jedem Empfänglichen anzuregen.

Einiges zur Charakteristik des Orients.

(Zu Constantinopel im Jahr 1825 geschrieben. — Wiener Zeitschrift.)



Der Türke ist meist ansehnlich von Gestalt, kräftig von Körper, schwerfällig im Gange, sehr gewandt zu Pferde. Er ist unglaublich mäßig, und ausdauernd in Beschwerden. Er spricht wenig und sein Gesang ist laut, heulend möcht' ich sagen, und jedes Angenehmen ledig. Gleichgültigkeit und Stolz sind Hauptzüge in seinem Charakter, die erste geht bis zum Stumpfsinne und findet nicht nur in den Gesichtszügen, sondern in allem, was er verrichtet und was ihn umgibt, den Ausdruck. Die Männer erschöpfen sich im Müßiggange; — hinhockend auf dem Teppich genießen sie ihre Pfeife von Sonnaufgang bis Sonnenuntergang, und dieser einförmige Zeitvertreib wird bei der großen Mehrzahl nur durch kurze Arbeit und dadurch unterbrochen, das Rohr und den Kopf zu säubern, oder die Flasche, wodurch das gewundene Rohr geht, mit frischem Wasser zu versehen. Von Vorbereitungen des Rauchens zum Rauchen selbst, weiter hat es noch mancher Türke in seiner Unterhaltung nicht gebracht. Du siehst sie hundertmal durch dieselbe Straße wandern, und sie werden dir über kein Haus Auskunft geben können; es gibt deren, die in Constantinopel geboren sind, und all ihr Leben lang nicht nach Scutari kamen, und höchstens ihre Leiche dahin senden. Du siehst die Weiber in goldverzierten, geschnitzten, geschmacklosen, engen und niedern Wagen, Arabat genannt, ins Freie fahren; zwei

Ochsen schleppen sie fort, der Kutscher langweilt vor ihnen einher; sie fahren spazieren, d. h. sie fahren auf eine Wiese, unter dem Schatten eines Baumes halten sie an, aber sie verlassen selten die Krippe; zwei Stunden lang bleiben sie so, die Hände im Schooß, das Auge träg vor sich hingeheftet, Gedankenlosigkeit mit allverständlichen Zügen im müden Antlitz. Die Ochsen weiden einstweilen; die Frauen verzehren vielleicht einige Süßigkeiten; der Kutscher und der Wächter, der sie begleitet, hocken im Grase und rauchen.

Diese angeborne und anerzogne Unthätigkeit erklärt den Stolz des Türken, weil sie dessen Unwissenheit begreiflich macht. Der Türke sieht im Franken einen Bettler, der sich, um sein bischen Leben vom Hunger zu retten, Tag und Nacht abmüht. Er betrachtet alle Könige und Fürsten Europa's als durch die Gnade des Sultans bestehend, und nicht anders als Sclavenwächter. Er gibt zu, daß die Europäer eine Menge Fertigkeiten mehr ausgebildet haben, als er, und sieht darin eben den Beweis ihrer Armuth; ihm ist alles, was nicht Türke ist, ein Volk von Handwerkern, zur Arbeit, aber nicht zum Genusse berufen; er beneidet ihre Kenntnisse nicht, denn ihm scheinen sie ganz überflüssig. Sein Stolz ist daher nicht jener unruhige, spähende und finstere kleiner Leute, die von der Hungersucht nach Zeichen der Bewunderung und Anerkennung befallen sind; ob man seine Vorzüge anerkenne oder nicht, kümmert ihn wenig; genug, daß man ihm nicht das Gegentheil geradezu ins Gesicht wirft.

Merkwürdig ist die Achtung, welche der Türke für fremdes Eigenthum hat. Ungeachtet der Morgenländer höchst lüstern nach Geld und Gewinn ist, so befriedigt er unendlich seltener als der Abendländer auf unerlaubten Wegen seine Habsucht. Im Morgenlande, wo es Sitte ist, beinahe alle Waaren frei dem Auge auszustellen, so daß die meisten Städte nur großen Marktplätzen gleichen, schließt Niemand zur Nacht seine Hütte; er überhängt sie mit einem Tuche und das ist alles. Derselbe Gebrauch herrscht auf den ungeheuern Märkten in Constantinopel, wo das gesammte Morgenland seine Schätze zusammengießt. In Pera herrscht dieses Vertrauen schon nicht mehr, und die meisten Diebstähle, die in der Hauptstadt begangen werden, haben Franken oder Griechen zu Thätern. Der Türke glaubt sich zu einer Menge Gewaltthaten berechtigt gegen Nichtmohamedaner; er schlägt sie todt, aber er betrügt sie nicht, und anvertrautes Gut ist ihm unverletzbar. Ich war mehrmals in der Lage, mich ganz und gar ihrer Treue überlassen zu müssen. Mitten unter ihnen blieb mir kein Mittel, um für Speise, Lager oder sonstige Bedürfnisse zu bezahlen, als ihnen die Börse hinzugeben, damit sie die Bezahlung selber nähmen. Sie konnten voraussetzen, daß ich nur die Erscheinung eines Abends war; sie mißbrauchten dennoch meine Lage nie. Ich glaube nicht, daß ich von irgend einem Volke in Europa dasselbe sagen könnte.

Ich weiß, daß mehrere Reisende (auch Hawkins in den Travels in various countries of the East etc. die Rob. Walpole 1820 herausgab, II.) diese Eigenschaft im Türken bezweifeln, und sogar über dessen Entwicklung im Fache des Stehlens Abhandlungen geschrieben haben; — meine Erfahrungen stimmen mit denen de la Motraye's (Travels vol. I. p. 188) zusammen, und wenn ich auch

nicht sagen will, daß der Diebstahl unter den Türken nicht vorfalle, so muß ich doch wiederholen, daß er äußerst selten geschieht.

Wenn diese Achtung fremden Eigenthums wirklich eine höchst lobenswerthe Eigenschaft ist, weil der Türke dabei seine angeborne Habsucht bekämpft, die er, sobald er sich hiezu berechtigt glaubt, wie z. B. im Kriege, mit zügelloser Gier befriedigt: so verdienen dagegen andere seiner günstigen Eigenschaften das Lob nicht, womit man sie zu überhäufen pflegt. Kann man Tugend nennen, was unbewußt geleistet wird? — Soll der Gebildete, der die Laster kennt und nicht übt, keinen Vorzug vor dem haben, der sie unterläßt, weil er sie nicht kennt? — Nein, so tief will ich menschliches Streben nicht herabwürdigen, daß ich in Lobeserhebungen eines Volkes oder eines Einzelnen ausbräche, weil sie, ohne die Tugend zu kennen, nicht von allen Lastern befallen sind.

- - -

Geldgeschenke sind nach unsern Begriffen ein zu klarer Ausdruck der Bestechung, als daß es nicht entehrend wäre für Jene, die in öffentlichen Aemtern stehen, deren anzunehmen. Anders in der Türkei. Das Bakschisch oder Trinkgeld geht vom Bettler bis zum Sultan, und wechselt da höchstens den Namen. Niemand kommt durch den Antrag eines Geldgeschenkes in Verlegenheit; im Gegentheil wird dieß bei jeder Gelegenheit gefordert. Kaum, daß man das Zimmer eines Großen verlassen, so stürzen alle Offiziere desselben herbei, und lassen sich mit wenigen Piastern abfinden. Mich begleitete ein Offizier des Paschas

von drei Roßschweifen, der in den Dardanellen befiehlt, auf die Ebene von Troja; der Pascha selbst hatte mir diese Ehre angeordnet und der Offizier mußte sein Bakschisch eben so gut als der gemeine Janitschar erhalten, der mein Pferd führte. Alle Großen schenken dem Sultan und den Sultaninnen; alle außer dem Serail Angestellten den Vorstehern der Verschnittenen und andern Serailschargen; alle Gouverneure und Pascha's dem Großvezier und andern Ministern; so geht das Geldgeschenk durch alle Stellen und Stände. Es wird meist förmlich ausbedungen und ausgehandelt, und mehr als ein schuldiger Tribut, denn als ein Geschenk betrachtet.

Wie sehr bei dem Moslim noch die Wesenheit der Religion und nicht ihr Aeußeres allein, im Ansehen stehe, thut sich in Allem dar, und er ist weit religiöser, als der Christ. Die Moscheen, die Brunnen, die frommen Häuser, tragen hievon das Gepräge; der Fanatismus selbst dient hievon zum Beweise. Fünfmal im Tage ruft von den kühn erhobenen Minarets der Muesin oder Umgeher singend zum Gebete; der Moslim hält diese Stunden nicht immer ein, weil das Gesetz ihm vorschreibt, daß er nur mit gesammeltem Geiste beten dürfe; aber er unterläßt das fünfmalige Gebet nicht und wäscht sich mit großer Andacht, bevor er dasselbe beginnt. In größeren Städten befinden sich außer den Moscheen eigene Bethäuser, unsern Gartenpavillonen nicht unähnlich, die nach allen Seiten offen sind, und deren Dach nur von Säulen getragen ist. Aber auch auf öffentlicher Straße, besonders an Wiesenplätzen und unter Bäumen oder bei Quellen im Felde sieht man den

Moslim kniend und mit dem Kopf vorwärts auf die Erde gebeugt, unbekümmert um das, was um ihn vorgeht, sein Gebet verrichten. Er hebt dabei mehrmals das Haupt, die brünstigste Andacht malt sich in den Zügen; er macht mehrere vorgeschriebene Bewegungen mit den Händen, wirft sich wieder mit dem Gesichte zur Erde, und treibt dabei die Sammlung des Geistes bis zu dem Punkte, daß er ganz regungslos erscheint. Ich glaube, daß kein Schreck, keine Gefahr ihn im Gebete zu stören vermögend sey; ich habe viele Arme und Reiche, Sclaven und Mächtige beten gesehen; aber ich sah keinen einzigen, der sein Gebet mit Leichtsinn verrichtet hätte.

Die Reinigung des Körpers mit dem Gebete zu verbinden, überhaupt zur Religionspflicht, und zwar zur unerläßlich gebotenen zu machen, ist eine der weisesten Einrichtungen, welche Mohamed, nach dem Beispiele früherer Völker, in seinem Gesetze beibehielt. Welch unerträglicher Schmutz, welche verheerenden Krankheiten müßten in diesem heißen Himmelsstriche und bei dem engen Zusammenwohnen der Familien im Morgenlande die nothwendige Folge vernachläßigter Reinlichkeit seyn. Bad und Waschung zu heiligen, war für die Menschheit eine so wohlthätige Satzung, als deren irgend eine in einer Gesetzsammlung zu finden ist. Die Türken pflegen sich zu baden und zu waschen, so oft sie nur hiezu Zeit und Ort finden, und gehen jedesmal nicht nur mit erfrischtem Körper, sondern auch mit erfrischter Seele von dem Werke.

Das Gebet, das er am öftesten wiederholt, ist eben sein Glaubensbekenntniß. Er spricht darin die Ueberzeugung aus, daß sein Weg der einzig wahre, und daß nur ein Gott sey, der weder gezeugt wurde, noch gezeugt habe; daß dieser Gott keine Gefährten habe und kein Wesen, das sei-

nes Gleichen sey; daß das Gebet nur ihm allein gebühre. Darum wendet sich der Türke nur grüßend, nicht aber betend zur Rechten und Linken, wo er voraussetzt, daß ihm unsichtbar der weiße Engel mit dem Buche seiner guten, und der schwarze mit jenem seiner bösen Handlungen zur Seite stehe. Dennoch, trotz seines Fanatismus, würdigt der Türke den Juden so wie den Christen für ihre Bekehrung zu beten, und er widmet hiezu die Tage der Woche, in welchen diese Glaubensbekenner ihre Ruhetage halten; am Donnerstag aber betet er für alle Menschen, wo und welcher Religion sie seyen, es möge der Herr der Gnade bei ihnen seyn. Einer der schönsten Begleiter ihres Gebetes ist die Verzeihung, welche sie ihren Beleidigern vor Beginn desselben geloben, indem sie belehrt wurden, daß das Gebet ohne diesen festen Vorsatz keine Gewalt habe. Ich bemerke nochmals, daß alle diese Vorschriften nicht etwa, wie dieß häufig in der Christenheit der Fall ist, nur im Formenwesen bestehen, sondern ihrer innern Bedeutung nach aufgefaßt werden. Die Segnungen derselben weisen sich überall und ziehen wie lichte Streifen durch die dunkle Masse der Folgen schlechter Einrichtungen, welche, eben so treu beobachtet, den Türken in jener Rohheit erhalten, in welcher wir ihn seit Jahrhunderten unverändert kennen.

Es ist bekannt, daß keine Religion das Almosen strenger befiehlt, als die mohamedanische; auch gibt es nirgends so viele öffentliche Anstalten für Arme, für Pilger, für Leidende, als in den Ländern, wo diese Lehre herrschend ist. Man muß gestehen, daß die Vorschriften des Koran in diesem Betreffe weise, edel und rein sind. Sie stellen den Besitz als allgemeines Gut auf, dem nur Einige vor Andern als Verwalter vorgesetzt sind; diese aber haben zu sorgen, daß Alle davon leben und zehren! „Der, wel-

cher Almosen gibt, um zu prahlen," sagt der Koran, „gleicht der Kieselerde mit leichtem Staub bedeckt; der Regen wäscht die Erde weg, und die nackten Steine bleiben. Gott verabscheut diese Eitelkeit;" und ein andermal: „Und die, welche Werke der Barmherzigkeit in der Absicht verrichten, um von den Leuten bemerkt zu werden, diese haben den Satan zum Mitgenossen." (4. S.) Die Stifungen der Brunnen und Trinkstätten gehören unter die wohlthätigen; und Jedermann, der im Morgenlande reiset, ist durchdrungen von dem Rechte, welche diese Anstalten auf jene Bezeichnung haben. Ein Trunk Wasser ist eine Gabe, der vielleicht keine aller Gaben dieser Erde gleicht; den Quell des frischen Lebens nennt der Morgenländer gewöhnlich den Brunnen; er, der über Steppen und glühenden Sand, und unendliche Strecken wandert, ihm tönt diese Bezeichnung wohl aus der Seele, wenn er nun auf einen Brunnen stößt, den mitten in die Einsamkeit der fromme Glaube stiftete. — Diese Brunnen meist ummauert und dann unsern Feldkapellchen nicht unähnlich, sind zahllos über das ganze Morgenland verbreitet; ich entsinne mich, daß ich oft, wenn ich auf meinen Wegen anhielt und um mich blickte, zwanzig und mehr im Umkreise des Auges zählen konnte. Sie sind sämmtlich Stiftungen, meist auf dem Sterbebette angeordnet. Oft steht der Name des Stifters darauf, meist aber mit vergoldeten Lettern, zierlich geschrieben, ein Spruch aus dem Koran, oder ein Lob des Wassers aus sonst einem Dichter.

Viele stiften in gleichem Geiste Trinkhäuser, das ist, Orte, wo ein Mann bestellt ist, jedem, der da will, einen Becher abzureichen. In Constantinopel ist die Zahl dieser Häuser sehr groß. Ich sah viele von Derwischen bedient, und bemerkte, daß die Vertheilung mit großer Bereitwilligkeit vor sich geht. Es wird da kein Geschenk gegeben, und

eines zu nehmen wäre eine Sünde, die den schwersten an die Seite gesetzt wird.

Trotz dieser Anstalten für Bedürftige sah ich doch zu Constantinopel eine Menge Bettler, die meisten verkrüppelte Griechen, und vor allen eine überaus große Zahl Blinder. Auch bemerkte ich viele Derwische unter diesen Bettlern, die ein unerträgliches Geschrei auf der Straße erhoben. Es stand und lag deren einer auf dem Hippodrom, ein blinder Greis von siebenzig Jahren vielleicht, der ganze Stunden hindurch mit einer mir unbegreiflichen Ausdauer und mit solcher Stärke sang, oder besser gesagt, schrie, daß ich ihn mehrere Straßen entfernt trotz allem Lärm der großen, menschenerfüllten Stadt vernahm.

Die Wohlthätigkeit erstreckt sich bis auf die Thiere. Es ist bekannt, daß die Hunde förmliche Rechte genießen, und man behauptet, daß sie dieselben zu vertheidigen wissen. So sagt man von den Hunden in Constantinopel, daß sie mit großer Strenge darauf wachen, daß kein Hund aus einem andern Stadttheil den von ihnen bewohnten betrete. Ich sah oftmals derlei Kämpfe, will jedoch nicht behaupten, daß sie immer jene Veranlassung hatten. Es ist etwas Eigenes mit diesen Thieren, die an Häßlichkeit kaum ihres Gleichen haben; sie sind von mittlerer Größe, roth und kurzhaarig, langschnauzig, mager bis ins Unbegreifliche. Ihre Zahl ist Legion; sie füllen alle Straßen, so daß man in Versuchung kommt, zu fragen, wer in diesen Straßen der eigentliche Bewohner sey, der Mensch oder der Hund; sie liegen während des Tages meist wie todt über einander; weichen Niemanden aus, man mag sie stoßen oder nicht; man muß daher über sie weg steigen, und kann dieß unbeschadet thun, denn sie bekümmern sich während der Tagzeit

um Niemand; des Nachts aber sind sie fürchterlich und wahrhaft gefährlich; einen Franken, der ohne Licht ginge, würden sie zerreißen. Um diese Zeit lassen sie auch ihr abscheuliches Geheul vernehmen, das jenem des Schakals nicht unähnlich ist. Für diese Bestien nun, die Niemand angehören, und die gleichsam aus dem Oeffentlichen ernährt werden müssen, bestehen förmliche Erhaltungsanstalten, und Fleisch für sie zu kaufen, oder im Testamente Rücklässe zu diesem Zwecke zu machen, gehört unter die guten Werke.

Die zahllose Menge der Wasservögel, welche den belebtesten aller Häfen bevölkern, scheinen den Schutz zu verkündigen, welchen die Thiere da genießen. Ihre Schaaren treiben sich da eben so unbekümmert um die tausend und tausend Barken und Schiffe herum, als die Hunde in den Straßen und scheinen die eigentlichen Herren der Fluth. — Von dieser Amnestie gegen die Thiere sind jedoch die Fische ausgeschlossen; diese werden ohne Scrupel je mehr desto besser gefangen und gespeist.

Die Derwische gleichen in Pflichten und Anzug viel unseren Bettelmönchen. Armuth, Keuschheit und Gehorsam sind auch ihre Gelübde. Keines dieser Gelübde ist unauflösbar, und der Austritt aus dem Orden nicht nur erlaubt, sondern er erregt auch keine Verwunderung, da der Türke von der Meinung ausgeht, der Mensch sey zu wandelbar in seinem Wesen von Natur aus, um mit Ausdauer an irgend einem Entschlusse zu hängen; hiezu fügt der Türke den Schluß, einmal die Neigung zu dem Derwischstande verloren, würde eine geheuchelte oder erzwungene Gott nur

mißfällig seyn. Das Ordenskleid dieser Mönche ist eine braungrüne, sehr weite Tuchkutte, mit schwarzem Lederstreife umgürtet; die Füße tragen sie nackt, gebrauchen auf der Straße jedoch Pantoffeln; das Haupt bedeckt eine graue gethürmte Filzmütze, oft von beinahe zwei Fuß Höhe, oft kaum eine Spanne hoch, immer aber in Form eines abgestutzten Kegels zulaufend. Einige wenden um diese Mütze ein Tülbend; ich sah jedoch nur grüne Tülbends umgewunden; die Träger also waren Emire.

Ein Vorzug, den sie im Vergleiche mit unsern Bettelmönchen haben, ist, daß sie alle von Handwerken gleich den übrigen und zwar armen Türken leben. Sie halten Kaffeehäuser, Barbierstuben u. s. w. Sie gehen auch bewaffnet im Gürtel gleich den übrigen Glaubensbrüdern, nur kommen sie während des Gebetes ohne Waffen zu den Bethäusern. Die Derwische sind von dem gemeinen Haufen sehr geachtet, und man schreibt ihnen eine Menge seltener Eigenschaften zu. Viele Türken hörte ich dagegen sich offen gegen sie erklären, und zwar einzig aus dem Grunde, weil sie unverheirathet bleiben. „Wer keine Kinder zeugt,“ sagten sie, „ist unnütz auf Erden. Und wie kann man Gott mit Verletzung seines heiligsten Gebotes ehren wollen?“

Selten fand ich bei den türkischen Frauen, die man nicht, wie man bei uns glaubt, gar nicht, sondern häufig, jedoch auf den Straßen nur verhüllt sieht, edlen Ausdruck im Gesichte. Die meisten jedoch hatten reine Farben, in der Weise, wie Angelica Kaufmann malt, möcht' ich sagen, und große schwarze Augen, jener wilden Glut voll, die sie sehr treffend den Augen der Gazelle vergleichen macht. Die Gestalt ist im Durchschnitt klein, in frühen Jahren schon ins Mißförmliche fallend; die Füße sind ver-

nachläßigt; Arme und Hände dagegen meist von musterhafter Schönheit. Leib und Brust werden durch unverhältnißmäßige Dicke früh entstellt; der Hals ist meist kurz, der Kopf mehr rund als länglich, die Haare sind dunkelfärbig, von herrlichem Glanze, reich und lang. In der Haltung und in den Bewegungen zeigt die Türkin wenig Grazie, aber immer eine gewisse Ruhe, die mit dem Brand ihrer Augen schwer vereinbar ist.

Der Anzug ist zu viel bekannt, als daß ich denselben beschreibe. Wenn sie ausgehen, tragen sie immer ein- und mattfarbige Tuch- oder Zeugmäntel mit weiten Aermeln und Kragen aus demselben Stoffe. Für die Länge dieses Kragens gibt es Vorschriften. Ich sah eine Frau, die ihre Sache vor dem Großvezier geführt hatte, aus seinem Zimmer treten, einen Offizier ihr folgen, und ohne Umstände den Kragen, der zu tief reichte, bis auf die Höhe des Leibes abschneiden. Die Frau trug es ruhig und sagte lachend: „Thu es immerhin, ich habe mehrere Mäntel in meinem Hause.“ — Den Kopf bedeckt, sobald sie auf der Straße sind, ein weißes Tuch auf die Weise, wie es die slavonischen und wendischen Weiber zu tragen pflegen; es verbirgt von oben herab Haare und Augenbraunen, während es, um den Hals geschlagen, von unten hinauf Ohren, Mund und Nase einhüllt, so daß nur eine ganz kleine Spalte für den Ausblick der Augen übrig bleibt. In Smyrna verhüllen die Frauen auch diese Stelle noch mit einem schwarzen, mit Spitzen besetzten Flor. Sie tragen keine Handschuhe. Die Füße stecken in weiten, gelben, niederen Stiefeln von weichem Leder, zu unterst aber in Pantoffeln. Wie unvortheilhaft diese Tracht sey, begreift sich leicht. Es gibt nur ganz geringe Unterschiede darin, die ein geübtes

Auge fordern, um aufzufallen; die sichtbarsten betreffen die Länge und Einfassung des Kragens, für die es, wie gesagt, wohl ein Gesetz, aber keine Folgeleistung gibt.

In Constantinopel hielten die Frauen die Blicke, die ich auf sie heftete, gewöhnlich starr aus; die meisten schienen nicht böse darüber; einige thaten deßgleichen. Alte Weiber blickten gewöhnlich sorgfältig weg und thaten gut daran. — In den asiatischen Städten, wo überhaupt der Eifer für Religion und Sitte der Vorfahren strenger ist, würdigte mich selten eine türkische Frau des Anblicks. In den Dorfschaften und tiefer im Lande gelegenen Orten erregte, wie ich ein Beispiel von den Feldern von Troja schrieb, mein Anblick Schreck und Bestürzung; Frauen, Mädchen, Kinder stürzten mit Zurücklassung ihrer Werkzeuge in das Innere des Hauses, schlugen die Thüren hinter sich zu, wichen von den Fenstern und allen sichtbaren Orten, verhüllten sich ängstlich das ganze Gesicht, wenn ich sie irgendwo traf, wo sie mir nicht ausweichen konnten, und verbargen sich, so wie man sich vor irgend einem Schreckgespenste verbergen kann. Solche Trennungen erzeugen Religionstrug und Aftergesetze in der großen Menschenfamilie, die ein und dasselbe Haus bewohnt, unter einer und derselben Sonne ihr Geschäft treibt, ein und dieselbe Bestimmung hat, und in ein und denselben Mutterschooß zurückkehrt.

In Bezug auf Bildung, jener Bildung nämlich im Umgange, die wir Europäer wollen, mag sich auch bei der gebildetsten Türkin nichts versprechen lassen. Aber sie sind gute Mütter und gerne beschäftigt, wenn auch viel mit nichtigen Dingen. Ich weiß nicht, ob sie treu sind. Daß aber alle Straßen der Hauptstadt von Freudenmädchen wimmeln,

sieht Jeder, der sie durchwandelt. Daß sie lüstern sind, sprechen ihre Augen, machen Klima, Müßiggang, Bäder und Tandur erklärlich und bestätiget bis zur Klarheit der Karagös, das ist eine Art von Schattenspiel, wobei sie ihre größte Unterhaltung finden. Der dänische Legationsrath von Kl. gab uns den Anblick dieser Quintessenz türkischen Schauspielwitzes, indem er die berühmteste Truppe, welche den Karagös im Serail zu spielen pflegt, für einen Abend kommen ließ. Keiner von den Anwesenden kannte noch diese Darstellung aus Erfahrung, sondern nur vom Hörensagen, und da jeder bei der Erzählung sich hütet, das ganz Ungeziemende auszusprechen, so waren wir nicht genugsam vorbereitet, um nicht vor dieser Darstellung, die nichts mehr zu errathen übrig läßt, zu erschrecken. Drei Akte mußten wir so aushalten; plumpe Marionetten waren die Figuren. Türken hinter der Scene sangen und sprachen die Rollen, und ließen sie auch von Zeit zu Zeit mit Trommel und Pfeifengeschnarre begleiten. Wir wollten die Sache gleich, nachdem sie angefangen, enden machen, aber die Türken thaten es nicht, hofften, daß wir entzückt wären, und versicherten, am Abend zuvor von den Damen des Serails den größten Beifall durch dasselbe eingeerntet zu haben. Hieraus also kann ich eben keinen Beweis für die Sittsamkeit türkischer Frauen, nicht einmal für eine feinere Genußsucht nehmen.

Lese einmal den ersten Abschnitt des dritten Hauptstücks von Suleymans Straf- und Polizeigesetzen, und siehe da den sonderbaren Artikel: „Wer die Frau oder Tochter eines Andern küßt, oder ihr auf dem Wege aufpaßt, um sie zu sprechen, erhält vom Richter einen scharfen Verweis und zahlt für jeden Kuß oder jedes Wort einen Asper. Wer deßgleichen

thut mit der Sclavin eines Andern, erhält ebenfalls richterlichen Verweis, zahlt aber nur die Hälfte." Kuß und Wort zu einem Preise; und zu welchem? ein Asper ist heutzutage ein Zwölfttheil eines Conventionskreuzers. Entweder war das Verbrechen so unendlich häufig, daß der Gesetzgeber keine höhere Strafe darauf zu setzen wagte, oder es war so selten, daß es ohnedieß nie vorfiel. Für welche Erklärung bestimmst du dich?

Lady Craven (Journey to Constantinople L. 46) meint, daß die allen türkischen Frauen gleiche Verhüllung, unter welcher sie, weß Standes sie seyen, die Straße betreten und hiezu die unverletzbare Achtung, welche der Türke der Heiligkeit des Harems zollt, mehr als in jedem andern Lande unerlaubte Verhältnisse begünstigen. Eine Dame ist allerdings Kennerin in diesem Fache, und ihrem Umblick ist kaum ein Mann berechtigt, sein Urtheil entgegenzusetzen. Dennoch mag Lady Craven hierin das schöne Geschlecht im Morgenlande zu sehr mit europäischem Auge beurtheilt haben. Ich traue den Türkinnen weder den Muth, noch die Lust, noch die Beharrlichkeit zu, noch die Erfindungsgabe für solche Abenteuer. Die Sinnlichkeit schwelgt nur, wenn sie genießt, aber die Liebe allein springt über alle Schranken und gebiert die großen Wagnisse, die lange dauernden, unerschütterlichen, welche, in jedem Augenblicke zum äußersten Kampfe bereitet, den Sieg im Herzen und Auge tragen.

Die Griechinnen zeichnen sich durch die Schönheit ihrer Köpfe aus; die Körper sind wenig vortheilhafter als die der türkischen Frauen. Die Griechin weiß sich mit großer Zierlichkeit zu tragen und zu putzen. Ihr Kopfputz zeigt ihren herrlichen Haarschmuck, und sie bedient sich goldgestickter Florstoffe, Perlen und frischer Blumen mit glücklicher

Anmuth. Die Kleidung, meist aus Seide und Sammt, ist reich und mit geschmackvollen Stickereien geziert. Ein weißer oder gestreifter Leibrock aus Seidenstoff liegt über dem zarten Florhemde, — ein geschmackvoller Gürtel schmückt die Mitte — ein kurzes Leibchen von Atlas, Sammt und im Winter auch von Tuch, mit Goldstickereien oder Pelzwerk verbrämt, deckt kaum die blühende Schulter und läßt am Arme aufgeschlitzt die feine Hand und einen Theil des Armes aus dem Flor des Hemdes sehen; goldene Kettchen auf Handbreite an einander gereiht und mit einer breiten Schließe verbunden, machen die Armbänder. Weniger vortheilhaft steht ein Oberkleid gleichfalls aus Seide und meist aus dunklem Stoffe, das in Art eines Kragens rückwärts gegen die Füße rundgeschnitten hinabfällt. — Die Griechinnen entwickeln viele Grazie im Umgange und eine freundliche Scheu, die Achtung einflößt, zeichnet sie aus. Ihre Sitten sind sehr streng, und viele Vertraulichkeiten, die in Europa zu den gewöhnlichen und geduldeten gehören, würden hier unschicksam seyn. Die Farben ihres Gesichtes, die von der Natur so glücklich gegeben wurden, entstellen sie häufig durch Malerei. Sich Weiß aufzulegen, gehört unter die Erbsünden.

Die schönsten Gesichtszüge sah ich unter den Armenierinnen. Während die Männer dieses Volkes sich vor allen andern Morgenländern durch strengen Ausdruck in den langen, graufärbigen Gesichtern auszeichnen: ist über das Anlitz der Frauen meist ein hoher Farbenschmelz verbreitet, und die glücklichsten, reichsten und anmuthigsten Formen vermählen sich in ihrem Antlitz sowohl als in ihrer Gestalt. Die Haut ist durchsichtig, fleckenlos und weiß wie Mandelblüthen — die Nase fein und gerade

— die Wange schmächtig und edel — die Augenbraunen sind äußerst rein geschwungen — die Augen selbst voll warmer, inniger Gluth. — Im Anzuge ist die Armenierin wenig von der Türkin verschieden. Sie verhüllt sich eben so sorgfältig als diese, und ist oft nur dadurch von ihr zu erkennen, daß sie rothe Stiefelchen und Pantoffeln trägt, die Türkin aber gelbe.

Die Jüdin ist wie überall auch hier sehr üppig in ihren Körperformen — von Farbe weißer als alle, aber ohne Roth — an Haaren reich — im Anzuge überladen mit dem, was wiegt und auf der Münze gilt — in Geberden weniger einnehmend, als reizend. Ihre Augen glühen — ihre Lippen schwelgen — Brust und Körper athmen Wollust.

Im Ganzen ist der Ausdruck jener so liebenswürdigen Sehnsucht, der sich im Gesichte und im ganzen Wesen der Venetianerinnen und hie und da in der Deutschen ausspricht, jener zuversichtlichen Bildung und Freiheit im Antlitz der Französin — oder jener Klarheit und Ruhe in den Zügen der Engländerin, morgenländischen Frauengesichtern ganz fremd. Diese stehen der Kindheit sämmtlich um vieles näher. Ich möchte sie Feldblumen nennen, und nur in so ferne diese manchmal den Vorzug über die des Gartens verdienen, will ich ihnen denselben einräumen.

Die eingebornen Fränkinnen kleiden sich auf Weise der Griechinnen, aber sie mischen gerne etwas Europäisches im Schnitt des Kleides, oder sonst unter. Sie verschönern nicht wenig durch den Geschmack, womit sie die Kleider zu zieren und zu tragen wissen, den an sich schönen Anzug. Die feinsten Pelzwerke heben die feinen und frischen Farben ihres Körpers. Sie theilen jedoch den Nachtheil des frühe-

ren Dickwerdens; ob er eine Folge des Klima, oder der Nahrung und Kleidung ist, will ich ununtersucht lassen. Fränkinnen lieben auch hier unter dem griechischen Kleide die Schnürbrust. Sie wissen ihre Füße feiner zu erhalten, die nettesten Schuhe und durchwirkte Seidenstrümpfe zieren sie. — Europäische Kleider stehen nicht zum Lande; alle Frauen, die ich in diesen Kleidern hier und in mehreren Orten Asiens neben Griechinnen oder griechisch Gekleideten sah, schienen mir arm und wenig geschmackvoll.

Eine Mittelklasse zwischen Europäern und Asiaten möchte ich die Peroten oder Eingebornen von Pera nennen, die sich genuesischen, pisanischen rc. Ursprungs rühmen. Herr von Hammer ist sehr schlimm auf sie zu sprechen; mit welchem Rechte kommt mir nicht zu entscheiden zu. Er nennt die Kalpaks und Babudschen der Männer, so wie die Halbpelze und Stelzschuhe der Frauen die Repräsentanten ihres Fünftelwesens und ihrer Kleinmeisterei. Eine geistreiche Frau sagte sogar: „Die Kalpaks sind Löschhörner des gesunden Menschenverstandes, und die Peroten haschen immer nach Witz und erhaschen nichts als ihren Pantoffel." Herr von Hammer nennt die Galenses, d. i. die Stelzschuhe, das Fußgestell der perotischen Säulenordnung und den Condabuni (Halbpelz) die kleine Uniform des Tandurs. Dieser Tandur vollendet die heilige Pentas des Peroten. Aber lassen wir diesen Streit und kehren zu den Frauen.

Im Umgange mit den Frauen überhaupt im Morgenlande herrscht eine große Freiheit des Gesprächs, aber der äußerste Zwang in den Formen. Die Heirathen sind viel zu selten für die Zahl der Mädchen, und auch hier verblühen eine Menge dieser schönen Blumen, ohne daß sie ihre Bestimmung erfüllen; so daß man die Natur zürnend

fragen möchte, warum hast du sie zu vergeblicher Sehnsucht werden lassen? — Die Sitten der Griechinnen und übrigen Christinnen oder Jüdinnen sind äußerst rein, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein Morgenländer, der zum ersten Male in unsere Hauptstädte käme; ganz Europa für einen Tummelplatz der Lüsternheit ansähe.

Musik und Wissen ist wohl hie und da unter den Fränkinnen, unter den übrigen Mädchen der eigentlich asiatischen Nationen aber äußerst selten beachtet. Sprachkenntnisse sind nur an den Küsten und unter den christlichen Frauen ausgebreitet, und man findet unter diesen wenige, die nicht neben der morgenländischen Sprache auch italienisch und französisch, und wohl auch englisch sprächen. Das Deutsche kennt man gar nicht. Im Innern des Landes hören diese Kenntnisse ganz auf.

Die Meinung, daß die türkischen Frauen das Joch fühlen, welche Sitten und Gebräuche über sie geworfen haben, ist eine ganz irrige. Um nach europäischer Freiheit sich zu sehnen, müßten sie diese kennen. Wie sie ihnen erscheint, sehen sie dieselbe vielmehr als eine bedauerungswürdige Entsittlichung an. Frauen im Hause, im strengsten Sinne des Wortes, mit großer Achtung behandelt, durch Religion und Gesetze mit Unverletzbarkeit umgeben, so lange sie die heiligste und nothwendigste ihrer Pflichten nicht mit Füßen treten, in allen ihren Wünschen der Natur und dem Erreichbaren nahe gestellt, bewegen sie sich sicher und mit Zufriedenheit in ihrem Kreise. Mutter zu werden ist der ehrenvollste und zugleich der höchste Wunsch einer orientalischen Frau, und viele Kinder zu haben ihr Stolz und Ruhm. Gewiß sind sie nicht frei von Putzsucht, Wunsch nach Bequemlichkeit oder Reichthum, aber die Qualen der Eitelkeit,

welche der Salon bereitet, sind ihnen unbekannt. Sie sind arm an Bildung, an Geist, an Wissen, wenn wir europäischen Maßstab an sie legen; aber sie sind zufriedener, heiterer, glücklicher, als es, der Regel nach, unsere Frauen sind und seyn können.

Ein Luftschloß.

Aus dem Jahr 1827.

(Oesterr. Morgenbl. 1840.)



Wäre ich reich, so würde ich mich in irgend einer Gegend der Steiermark ansiedeln, im Norden auch im Osten von Grätz, nicht so nahe, um mir die Ueberlästigen auf den Hals zu ziehen, nicht so ferne, um meinen Freunden die Lust zu nehmen, mich zu besuchen. Ich würde ein Thal wählen, das dem Anbau Freiheit ließe, und den Winter nicht verlängerte, gerade so breit, um die Aussicht von Hügel und Berg durch eine kleine Mühe erkaufen zu müssen. Es dürfte an einem Bache nicht fehlen, der auch im Sommer Wasser hält. Wald und Gebirg sollten so vertheilt seyn, daß sie sich zu überraschenden Ausblicken bieten. Diese müßten Baumeister und Kunstgärtner in der ersten Anlage vorzüglich berücksichtigen.

Ich liebe das Einfache nicht, das nahe an der Armuth steht oder daran erinnert. Es gibt Einfachheit auch im Großen und Reichen; diese sollte der Charakter meiner Anlage seyn. Garten und Wohngebäude sollten Pracht und Ernst, Mannigfaltigkeit und Reichthum zeigen, Kunst und Natur mit Verstand und Geschmack vermählen.

Meine Wohnung wäre von der meiner Dienerschaft hinlänglich gesondert, um der Ruhe ungestört genießen zu können. Die Gemächer derselben würde ich folgendermaßen verzieren: Das innerste wäre einfach nach der Sitte des Vaterlandes: Landschaften aus der Steiermark, einige Gemälde, Portraite, Handzeichnungen hingen an den Wänden, Kunstgegenstände, Instrumente zu Messungen und Studien

Alterthümer lägen herum. Dort ständen meine Bücherschränke, mein Arbeitstisch. Es wäre mein gewöhnlicher Aufenthalt.

Das nächste trüge Bilder aus den Rheingegenden, es wäre sorgfältiger eingerichtet und in Ordnung gehalten, möglichst heiter und licht, die Grundfarbe blau; ein Paar Portraite in Oehl hingen an den Wänden. Dieß würde mein gewöhnliches Empfangs- und Gesprächzimmer seyn.

Das dritte wiese auf Pracht und Ueberfluß. Reiche Stoffe verhingen die Fenster und ließen nur ein mattes Licht ein. Eine Justina von Pordenone, ein Francia, die Madonna del Sisto und die Nacht Correggio's in gut gerathenen Copien machten die Hauptzierde dieses Gemaches aus. Ansichten von den Münstern von Wien, Straßburg und Freiburg, andere aus Wien, Prag, Leipzig, Weimar hingen daneben und darunter; die Büsten von Schiller und Göthe stünden dort, Geräthe in Silber, Pendeluhr u. s. w. Skizzen von Friedrich und ein Paar Copien von Figuren aus Kranach lehnten am Eingange zu einer großen Nische. Diese enthielte einige Portraite, Bücher und mein Bette, denn in diesem Gemache würde ich schlafen.

Das vierte müßte mir Venedig so treu wiederholen als möglich. Es wäre gothisch byzantinisch geziert, seltsamen Geschmacks überraschend zugleich und fesselnd. Es müßte in Farben und Einrichtung eine Mischung von Ernst und feiner, fast schwelgerischer Bequemlichkeit zeigen. Alle Wände wären mit Gemälden bedeckt. Kopien der schönsten Bellini, die Assunta von Tizian, eine Katharina von Tiepolo, eine Magdalena von Tintoretto und zwar die seiner Kreuzigung in San Rocco, ein Paar Engelsköpfe von Lucca Giordano, ein Paar Bilder von Giorgione und Paul Veronese befänden sich darun-

ter; aber die Zahl wäre groß, Vieles nur skizzirt, anderes nur zur Hälfte ausgeführt. Der Boden dieses Saales wäre Marmor; alle Tische mit Marmor bedeckt und aus geschnitztem Holze. In einer Ecke stände Canovas Hebe, die ich bei Heinzelmann ausgelöst hätte. In einem Schranke hätte ich die italienischen Klassiker in den schönsten Ausgaben und reich gebunden.

Mein fünftes Gemach, das unmittelbar an den Gemäldesaal stieße, müßte durch Leichtigkeit, Einfachheit, Licht einen so auffallenden Gegensatz bilden, daß Niemand es betreten könnte, ohne freudig auszurufen: Ach! Die Grundfarbe wäre ein sanftes Grün; die Einrichtung verriethe den Orient in ihrer Anordnung, in ihrer Ausführung aber die Heimath! Da hingen an den Wänden die Tempel Athens und Koriths, da prangte Sunium mit der unendlichen See, da Aegina mit den glänzenden Säulen, da stiegen der Parnaß, der Helikon und der Cytheron aus dem lepantischen Golf auf, da trotzte die unzerstörbare Mycenä, da säh' ich Nemäa wieder und Argos und in einem Gemälde mit Wasserfarben Missolunghi. Corfu und Leukadia, Cephalonia und Ithaka, Zante und die Enchinaden, die herrliche Kreta, Paros, Naros und andere Inseln des ägäischen Meeres wären in malerischen Ansichten dargestellt, blauer Himmel und Lichtglanz in allen. Klassiker und Reisebeschreibungen, Land- und Seekarten, Steine und Trümmer, Papiere in Menge lägen zwischen Statuen und Resten von solchen, zwischen Stellen und Inschriftsteinen in reizender Unordnung herum. Dieß wäre mein Speisesaal.

Aus diesem träte man in eine Vorhalle, von Säulen getragen, mit offenem Austritt in den Garten, wo Bäume in lichten und dunklen Gruppen mit Rosen und anderen Gebüschen wechselten. Hier und da rauschten Wasser wie

durch Zauber empor und ein Teich breitete seinen reinen Spiegel hin. In der Vorhalle selbst spränge ein Quell in ein Marmorbecken mit frischen Blumen täglich umstellt. An den Wänden liefen Divane hin, vor welchen kostbare Teppiche gebreitet lägen. Die Wände selbst wären mit weißem Marmor verkleidet, in Goldleisten eingefangen, die Decke mit Arabesken umsäumt und mit Blumen in Fresko geziert. Im Garten an ein Zypressenwäldchen und an den Teich gelehnt, befände sich ein Kiosk, einfach von Außen, innen mit allem Aufgebote des morgenländischen Luxus geschmückt. Konstantinopel und Smyrna prangien da in wohl aufgefaßten Bildern, Magnesia, die in Leben und Farben schwelgende Brussa, Sardis mit seinen Gräbern, Lektos und Methymnä, die Hügel von Troja, der Hellespont, der Bosphor; da auch Rhodos und Kos, die Ebene des Mäander, die Ruinen von Ephesus mit Samos im Hintergrunde. An den Kiosk stieße ein Bad ganz mit weißem Marmor geschmückt, und durch die Kuppel magisch beleuchtet. An diesem Orte nähme ich nach Tische Kafe und Pfeife.

Am entferntesten Ende des Gartens endlich, wo er zu dem Hügel aufstiege, fände man eine Grotte, vor deren Eingange zwei Obelisken mit Hieroglyphen beschrieben ständen. Durch den Eingang getreten, gewahrte man einen Saal mit anstoßenden Gemächern. Heiliges Dunkel wohnte darin und Stille, nur durch eine am Eingange verborgene Aeolsharfe von Zeit zu Zeit unterbrochen. Sphinxe wachten vor den Thoren der Gemächer und ein geflügelter Diskus schwebte über jedem derselben. Die Asche meiner Lieben bewahrte ich dort und für mich selbst wäre eines dieser Gemächer die letzte Schlummerstätte.

Ballet Orpheus in Wien.

(Geschrieben im Jahre 1831. — Wiener Zeitschr.)



Unter den vielen schönen Balleten, welche seit Jahren unsere Bühne schmücken, steht wohl „Orpheus und Eurydice“ im ersten Range. Die Tanzkunst ist, ihrer Natur nach, so sehr idealen Formen verwandt, daß Scenen des gewöhnlichen Lebens, normale Erscheinungen unserer Welt, nur Verirrungen derselben genannt werden dürfen. Wie richtig, nach dieser Ansicht, die Wahl des Stoffes in „Orpheus und Eurydice,“ wo die Macht der Dichtkunst und Liebe vor unserem Herzen und Geiste, so wie vor unserem körperlichen Auge in so herrlichen Bildern versinnlicht wird! Die Erfindung der Tänze und Gruppen, ihre Anordnung und Folge unter sich, die verständige und fleißige Ausführung, die Ausstattung durch Schönheit und Pracht, die Musik, das Scenarium endlich: alle diese Elemente sind dem glücklich gewählten Stoffe auch glücklich angepaßt, und es läßt uns diese Darstellung, als Gesammtleistung betrachtet, wenig zu wünschen übrig, wenn wir uns gleich bei sorgsamerer Prüfung nicht verhehlen können, daß dermalen nicht jeder Part befriediget. Wie wären wir auch im Stande, unsere an Schönheit der Formen und Anmuth der Haltung, an Zauber und Kunstfertigkeit der Bewegungen, an Seele und Einfachheit, die jeden ihrer Blicke beleben und adeln, an Liebenswürdigkeit des ganzen Wesens unübertreffbaren Dlle. Fanny Elßler zu vergessen, die sammt ihrer blühenden Schwester, jetzt eine nordische Bühne beglückt! — Mad. Mattis, mit Recht ein Liebling des Pu=

blikums, erfreut durch ihre reizende Gestalt, durch ihre entschiedene Gabe, sich auf das schönste zu kleiden, durch die Meisterschaft im Tanzen, und steigerte durch die feine Nachahmung der Entfernten, welche am gestrigen Abende jeden ihrer Schritte bezeichnete, noch das Vergnügen, das ihr Anblick und ihr Tanz gewährten. Dlle. Rabel gab die Todesscene mit Fleiß und Ausdruck. Als gar liebe Erscheinung verdient die kleine Herold Erwähnung, die besonders in der Scene, wo Amor dem Gott der Unterwelt und allen Höllengeistern gegenüber die Macht der Liebe bewährt, und in der letzten, wo er mit dem Löwen tändelt, sich ganz vortrefflich benahm. Die Gruppirung der Höllengeister in dem Augenblicke, als der Klang von Orpheus Leyer sie bezähmt zu seinen Füßen wirft, ist sehr malerisch. Der größte Effect der Anordnung ist jedoch für die Scene im Elysium und für die Schlußscene aufgespart. Der rasche Uebergang aus dem Tartarus in die elysische Flur, die in Bäumen und Farben, in Licht und Duft des Ostens prangt, ist für den Eindruck dieser ungemein günstig. Das Auge schwelgt im Anblick dieser zaubervollen Natur und dieser lieblichen Gestalten, die im glänzenden Weiß der Unschuld, die weiße Lilie im Haar, darin sich reizend bewegen! Der Schlußchor ist eben so glücklich gedacht und geordnet. Darin entwickelten unsere trefflichen Tänzer Crombé, Matis und Francesco ihre ganze Kraft, und unsere lieblichen Tänzerinnen ihre ganze Grazie. Das Interesse wächst bis zum Augenblicke, wo alle die Nymphen und Dryaden, die Gnomen und Luftgeister, die Satyrn und Menschen, die Thiere und eben erst belebten Gegenstände in den alles vereinenden Glanz des Olymps übergehen, der Sonnengott seinen leuchtenden Wagen durch die Lüfte führt und der Vorhang fällt.

Höchst lobenswürdig sind der Fleiß und die Genauigkeit, das Zusammengreifen und die Ausarbeitung der Chöre in diesem Ballete. Vor allen gebührt der Kranz des Lobes der anmuthvollen, immer gleich fleißigen, in jedem Momente des Tanzes gleich sorgsamen Dlle. Hermine Elßler. Die heitere Jugend, die ihr ganzes Wesen belebt, die Ruhe des Anstandes in den Bewegungen, die Gewandtheit und Sicherheit ihres Fußes machen sie uns eben so anziehend, als sie uns schätzenswerth wird durch den Ausdruck von Bescheidenheit, der sie nie verläßt. Gleich bei Eröffnung des Ballets, wo sie als Führerin einer Zahl von Nymphen erscheint, ferner in dem Pas de sept, im Pas de neuf und im Schlußchore zeichnet sie sich, ohne sich im geringsten vorzudrängen, aus, und berechtigt uns zu den schönsten Erwartungen, wenn ihr einst, wie es ob ihres Talentes unfehlbar geschehen muß, glänzendere Parts werden anvertraut werden.



T r i k l i n i e n.

Briefe aus Italien.

(Geschrieben im Jahre 1833. — Wiener Zeitschr.)



Bologna, am 7. April 1831.

Die Abreise ist nicht früher wirklich vollbracht, möchte ich sagen, als bis man den ersten Postwechsel hinter sich hat, und, fortrollend nach anderer Richtung, die Pferde zurückwandern sieht nach dem Orte seiner Lieben. Da reißen die Fäden des Abschiedes. Auf sich allein verwiesen, gibt man dem Verhängnisse den Handschlag und springt in die Bahn der unbekannten Zukunft. — Unbekannt?... Ach, ja; dieß Wort mag bleiben; denn was bekannt an demjenigen ist, dem wir entgegengehen, macht nur den Einband unserer Geschichte.

Ich flog durch Oesterreich; um Mitternacht stand ich auf dem Gipfel des Sömmering; am nächsten Mittag saß ich zu Grätz mit den Meinen am Ostermahle. Ich lief um das Glacis der Stadt, die Berge und Hügel meiner Kindheit wieder zu besehen. Unvergleichbarer Anblick, dessen Kraft, wie die des Frühlings, mir die Brust hebt und heilt, Auge, Schritt und Sinn erheitert und den Moderanflug der Welt von meinem Herzen zaubert! Ich bin ein Fremder unter den Bewohnern von Grätz; aber Häuser, Straßen, Feld und Auen, Hügel und Berge sind dort meine innig treuen Freunde.

„The scenes of earliest dreams have dwelt upon — —“

(Child. Harold. II 88)

Sie erzählen von den Tagen der Jugend, von den Träu-

men der Hoffnung und Liebe; sie verstehen meine Sprache; sie sprechen sie! ...

In Cilly fand ich meine Schwester schwer darniederliegen. Das blühende Mädchen war zur hagern Frau geworden, aber sie war Mutter und schwamm in Freudenthränen, so oft sie ihr Kindchen betrachtete. Sonderbare Einrichtung der Natur! Schmerz in Freude, Freude in Schmerz, das ist aller Genüsse Aufschrift!

Auf der Höhe von Opschina ließ ich den Wagen halten und lief in der Hitze des Mittags, das freie Meer vor mir, den Fußsteig nach Triest hinab. So überraschte ich an jedem der Ostertage einen Theil der Meinigen. Bande des Blutes, warum seyd ihr heilige?... Der Mensch im Salon weiß dies kaum zu beantworten; aber der Tieger im glühenden Sande der Wüste, der Vogel im Dickicht des Baumes und der Mensch aller Zeiten und Länder, der noch an der Brust der Natur liegt, wissen es.

Ueber den traurigen, leblosen Karst, für den vergeblich ein milder Himmel sich wölbt, fuhr ich nach dem Isonzo, schiffte Nachts über den Fluß, ging durch Palma und mit Anbruch des Tages über den Tagliamento. Bevor es Mittag wurde, hatte ich auch die Piave und Treviso, in den Jahrbüchern des Krieges vielgenannte Namen und einer schönen Stelle in denen des Friedens würdig, erreicht. Ich gestehe, daß der Eindruck des Landes jenseits des Tagliamento mir ein wohlthätiger war. Das Grün der Felder und Hecken in dieser frühen Jahreszeit, der sanfte Schmelz der Mandelblüthen, die Rebenguirlanden von Baum zu Baum, die sorgsame Bearbeitung des Bodens, die zahlreichen Gebäude und Landhäuser, die schönen Straßen, die milde Luft, wirkten erheiternd auf mich und beschäftigten angenehm Aug' und Gedanke.

Noch an diesem Tage erreichte ich Padua. Wie schmutzig ist diese einst so glänzende Brenta! Wie öde Padua selbst mit seinen vielen, großen Gebäuden!.... Es wurde mir enge in den langen, leeren Straßen und unter den mächtigen Säulengängen. Da rührte sich etwas neben mir. Es waren einige Menschen, die von Marionetten sprachen. Ich folgte ihnen und kam in ein Theaterchen, wo vor wenigen Zuschauern mit großer Kunstfertigkeit viel spaßhafter Ernst mit diesen Puppen getrieben wurde. Harlequin erntete am öftesten Beifall ein, wie dieß meist in der Welt zu geschehen pflegt. Pierot, ein Sinnbild mancher veralteten Systeme, war langweilig wie diese. Viele goldgestickte Herren und geschmückte Damen hüpften hin und her, und thaten groß und waren klein. Mich drückte die Vergleichung, und ich ging, bevor das Stück zu Ende war.

Das Land wird schöner, je tiefer man in dasselbe sich einsenkt. An den euganischen Hügeln vorüberfahrend, die ich vor sieben Jahren besucht hatte, wie hätt' ich Petrarca's nicht denken sollen und wehmüthiger Bilder, die für mich an diese Blumenhügel sich reihen? — Berg und Thal sind Hieroglyphen des Herzens. — Ueber die Etsch ging ich in das Flachland von Rovigo, und weiter über den majestätischen Po.

„Rè degli altri, superbo, altero fiume,
Che 'ncontri 'l Sol, quando e' ne mena il giorno!“
(Petrarca. CXXVIII. 1. v.)

Mittags erreichte ich Ferrara, aus dessen Pallästen und hochgethürmter Burg, die mit tiefen Wassergräben von der gleichebenen Stadt sich sondert, eine stolze Vergangenheit spricht. Ueber schlechter gehaltene Wege, durch blühenderes, aber nicht reicheres Land eilte ich dann schnell nach Bo-

logna, einer Stadt, die für Könige erbaut scheint, und wo jeder Pallast ein Tempel der Kunst ist.

Ermüdet, wie ich bin, nur noch den innigsten Gruß! Ich will Ruhe suchen. Ruhe?...

Rimini, am 11. April 1831.

Ich flog nach Rimini unsern Truppen entgegen, die von Ancona zurückkehrten. Wenn in den jonischen und lydischen Fluren die Natur stolzere Haltung bewahrt, und die Physiognomie der Gebirge die erhabenere Mutter verkündet; wenn am bythinischen Olymp die Vegetation üppiger wuchert und am gesegneten Nil saftvolleres Grün die unvergleichbaren Ufer schmückt; wenn Cretas und Arkadiens Thäler mit Rosenguirlanden durchflochten sind und ein anmuthigerer Himmel über die heilige Athen sich wölbt: so prangt dagegen der herrliche Garten, der zwischen den Apenninen und dem adriatischen Meere sich hinbreitet, mit einer solchen Menge von Städten, Orten, Schlössern und Villen, und jede Fußbreite Landes legt den Fleiß des Bebauers so sichtbar dar, daß Reisen darin ein Lustwandeln wird, dessen Genuß weder Verlassenheit und Oede, noch Mühen und Beschwerden beeinträchtigen und stören.

Ich verweilte nur so lange in Bologna, als ich bedurfte, um den Cardinal Legaten Oppizzoni zu sprechen. Ein paar freie Stunden brachte ich in der Arena zu, wo die Gesellschaft der Kunstreiter Desorme eine Vorstellung gab. Wie viel der Mensch doch wagt, um sein Bißchen Brod zu verdienen, und wie selbst die Gefahr ihm Befriedigung werden kann. Glücklich, wer dazu verdammt, auf

diese Weise mit seinem Schicksale sich abfindet! ... Eine Norwegerin, Johanna Flamm, hob mit ihren Haaren eine Last von sieben Centnern, und dann ein lebendiges, gesatteltes Pferd empor. So erstaunlich diese Kraftanstrengung, so unangenehm war sie mir. Dem Weibe geziemt Ruhe, Milde und Hingebung; seine Kraft liebt die Außenzeichen der Schwäche. Männliche Weiber sind Verirrungen der Natur.

Rimini ist von Bologna sechzehn Meilen entlegen. Die Straße führt längs dem Abfalle der Apenninen durch herrliches Land, das gegen Ost als unabsehbare Ebene bis an das Meer sich verbreitet. In langen Linien durchziehen die mit Reben verschlungenen Bäume das Feld. Häuschen und Kirchen reihen sich schattensuchend daran. Die gehobenen Straßen und Wege, die geregelten Wasser gleichen eben so vielen Lebensadern. Von der Ebene schwingt sich der Anbau hinauf zu den sanftgerundeten Hügeln, die mit Kirchen und Ruinen, mit Häusern und Bäumen gekrönt sind. Dunkle Cypressen, diese Bäume voll Ernst und Schweigen, womit die alte Welt, und heutzutage das Morgenland die letzte Stätte der Lieben zu zieren pflegte und pflegt, ragen über diese Kirchen, Ruinen, Häuser, Bäume in den reinen Aether empor, und weisen aufgerichtet nach dem Himmel. Der Apennino della pomma und ein südlicherer Gipfel hatten noch Schnee, was mit dem Grün der Flur und mit der Fülle von Blüthen im Vordergrunde, einen reizenden Gegensatz gab.

Der erste größere Ort, den man erreicht, ist Imola, das an 8000 Einwohner zählt. Alle Gebäude der Hauptstraßen haben Säulengänge, so wohlthätig in diesem Klima gegen Sonne und Regen. In der Augustinerkirche steht das Bild des gekreuzigten Heilands, ein geschätztes Werk

des Bolognesers Marc Antonio Franceschini, Schülers des Bibiena und Cignani, in und außer Italien viel bekannt. Wie sehr ich auch den Reichthum, die Vielseitigkeit und, wenn ich so sagen darf, die Raschheit in den Darstellungen dieses Meisters liebe, wie gerne ich die Sicherheit seiner Zeichnung, die Anmuth und das Leben seiner Farben anerkenne, so ist er in Gedanke und Ausführung mir dennoch zu oberflächlich. Die eigentliche Kunstweihe spreche ich ihm ab, die tiefergreifende, seelenerhebende oder beschwichtigende Kraft, die den Menschen auf seine Bestimmung zurückführt, ihm einen Schild gegen den niedertretenden Hochmuth der Welt darreicht und ihn schöner im Herzen, besser und glücklicher macht. Gering ist die Zahl der wahren Meister der Kunst, wie überhaupt diejenige großer Menschen gering ist. Seit sechstausend Jahren, wie viele Namen hat denn die Geschichte bewahrt, und von diesen wenigen die meisten, was sind sie, als todte Ueberschriften und Nothbehelfe der Schule? Aus den unzählbaren Millionen, welche diese Erde bedeckt haben, und in mannigfachen Verwandlungen noch bedecken, wie wenige, ach, schreiten als lichte Engel durch die Nacht der Zeit! Der Anwurf von Ruhm und Ehren, den die Gegenwart mit verschwenderischen Händen gibt, fällt oft im nächsten Jahrzehend schon ab; die goldnen Inschriftstafeln, diese ärmlichen Brücken über den Strom der Vergänglichkeit, reichen kaum von einer Welle zur andern, und das stolzeste Leben sinkt zu dem geringsten ins Grab.

Heiterer noch als Imola ist das zweitnächste Städtchen, Faenza. Gleich außer dem einen führt über den Gießbach Santerno eine majestätische Steinbrücke, auf Befehl des Cardinals Rivarola vor fünf Jahren erbaut. Halbwegs kommt man durch das ummauerte Städtchen

Campo Bolognese und über den Senio. Faenza hat viele Palläste. Es zählt, die Vorstädte eingerechnet, an 18,000 Seelen. Freundliche Gärten und Spaziergänge umgeben es. Mitten im Schatten, am Kanal Naviglio, auf geringe Entfernung von der Stadt, findet man ein Klösterchen der Kapuziner und in diesem eine Madonna mit dem Kinde, von Guido Reni. Es liegt etwas Hochmüthiges im Antlitze der Jungfrau, das weder zu ihr, noch zu dem sanften Guido paßt. Es mag dieß Bild seiner ersten Zeit angehören, da er noch nach Calvart und Carracci malte; vielleicht auch nur seiner Schule. Wie herrlich, wie unübertrefflich schön ist dagegen eine Assunta von demselben Meister in der Kirche zum heiligen Hieronymus in Forli! Die Jungfrau, unsäglicher Ruhe voll, schwebt in Glorie, das Haupt getaucht in Sonnenglanz, durch den die Sterne ihres Ruhmes schimmern. Engelchen streben aus den Lichtwolken, staunend und anbetend hervor und begleiten sie in ihrem Schwunge. Die Füße ruhen auf dem wachsenden Monde, den zwei geflügelte Engel den dunklen und dichten Wolken des Irdischen entheben. In Gestalt, Antlitz, Haltung und, vor Allem, im Munde liegt ein Ausdruck der Jungfräulichkeit, den nicht Raphael noch Correggio, den selbst die Natur nicht überbieten könnte. Titians Assunta, die zu Venedig steht, ist größer gedacht, aber nicht edler; in Zeichnung und Farbe stehen beide gleich hoch.

Forli hat eine Malerschule. Ich sah fleißige Arbeiten darin, aber aller Richtung war eine gemeine. Das heilige Feuer ist erloschen! — Ein großes und einfaches Bild des Guercino, Johannes in der Wüste, steht dort; ein anderes, eine Annunziata in der Kirche S. Filippi. Werke von demselben Meister sah ich in den Pallästen Paulucci und Merenda. Forli ist ein mit Wall und Graben um-

gebener, sehr ansehnlicher Ort von 23,000 Einwohnern. Mir schienen die Leute da beweglicher, kecker, auch schöner als in Bologna und überhaupt in dem Theile von Italien. den ich so eben durchreiset habe. Zwar wiesen die Männer auch da wenig Haltung, Geist, Muth und wenig edlen Ausdruck in ihren Zügen; die Frauen aber sprachen Theilnahme an durch Milde und Melancholie, die, selbst wenn sie lachten, nie ganz aus ihrem Antlitze verschwand. Dieß Geständniß vergeblicher Sehnsucht, diese Klage, die so lange als das Leben selbst dauert, ist eine der traurigen Früchte, nicht der Civilisation überhaupt, sondern der moralischen Verzerrung, die wir mit diesem Namen belegen. Es würde zu weit führen, dieß zu erklären, aber die Vergleichung der morgenländischen Völker, mit denen des Abendlandes, liefert einen sprechenden Beweis. Man verläßt die Natur nicht ungestraft.

Eine vierfache Pappelreihe begleitet die Straße nach dem Ronco, einem Waldstrom, der seine Verheerungen weit ausbreitet, und über welchen, den Trümmern einer mächtigen Steinbrücke zur Seite, eine demüthige Holzbrücke führt. Durch wunderschönes Land kommt man weiter nach Forlimpopoli, einem kleinen, ummauerten Orte, der, wie alle dieses Landes, auch in seinen geringern Bauten Styl zeigt. Bevor man Cesena erreicht, geht man über den Savio, der aus einem nahen, mit Bergschlössern gekrönten Thale der Apenninen mit raschen Wellen hervorbricht. Die Brücke darüber ist ein prachtvoller Bau, und die Straße so geführt, daß er in der günstigsten Lage gesehen wird. Cesena, von einem Castell schöner Zeichnung und kräftiger Masse überragt, lehnt sich an einen reichbepflanzten Hügel. Im Pallaste Chiaramonti findet man die Büste der Weis=

heit, von Canova; im Pallaste Guidi ein paar Guercino und einen Raphael aus erster Zeit.

Von dort sind noch zwei Posten nach Rimini. Man kommt über den Rubicon, der die Geschichte des größten Reiches der Welt wie ein Riß durchzieht. Dieser Gießbach entströmt einer weit aufgeschlossenen, in dunkle Massen seltsam gebrochenen, mit Ruinen bedeckten Schlucht, nahe am Gebirge von St. Marino. Sein Bett ist ein paar hundert Schritte breit. Er drängt sich mit vielen Windungen an St. Vito vorüber, das, beherrschend, mit Triumphbogen, Schloß und Kirche, auf der Höhe des rechten Ufers liegt. Der Mann des Senates konnte aus weiter Ferne den Dictator heranrücken sehen, der über die Leiche Roms zum Tempel des Nachruhms aufstieg.

Rimini hat 18,000 Einwohner und gleicht den übrigen Städten an malerischem Ausdruck, an Masse und Styl der Gebäude, und im Leben und Treiben des Volkes. Doch hat es die Gunst der See! Ich schwelgte im Anblick dieses befreundeten Elementes, an das nur große Maßstäbe passen. Von der äußersten Spitze des Dammes, der hinaus in die See greift, den kleinen Hafen deckend, komme ich so eben. Ich ließ den letzten Glanz der Sonne auf den Wellen sterben. Aus dem Dunkel, das ihn verschlang, stiegen die Erinnerungen geisterbleich empor und verrannen in einander, wie morganische Bilder. So lag ich oft auf dem Gestade, Salamis gegenüber, und so auf den Hügeln von Troja. — Gute Nacht!

Ravenna, am 14 April 1831

Unter den Dichtern, deren Natur und Ausdruck eine große Gewalt über mich geübt haben, gehört Byron. — Die Stimmungen, die manchem andern, der mir sonst lieb gewesen war, und es auch noch ist, den Zugang zu meiner Seele verschließen, wiederholen sich leider in mir nach immer kürzern Zwischenräumen. Es gibt aber keine, in welcher Byron nicht mein Herz fände, wie der Klang der Muttersprache das Herz des unter fremden Völkern Wandernden findet. Ich vertheidige die Ansichten dieses Mannes nicht, der alle Tugenden und alle Laster seines Jahrhunderts in sich lebendig darstellte, und noch weniger sein Leben. Aber auch ich bin ein Sohn dieses Jahrhunderts, wie natürlich also ist zwischen uns der unzerreißbare Faden der Sympathie, der überdieß in dem Treiben auf der See des Lebens so oft an die Oberfläche schlug. Früh schon verband mich der Zufall mit zwei Freunden Byron's, Otway und Finley, wovon ich den einen seitdem ganz aus den Augen verloren habe, und mit dem andern manche Schicksale in Griechenland theilte. Der Ort, den ich in diesem Lande zuerst betrat, war eben derjenige, wo Byron seine letzten Tage verlebt hatte, Missolunghi; und das Zimmer, worin ich dort verweilte, dasjenige, wo wenige Wochen früher der Dichter der Last seines Lebens enthoben worden war. Auf den Ruinen von Athen schloß ich Bekanntschaft mit einem seiner liebsten Begleiter, dem Grafen Gamba, Bruder eben der Gräfin Guiccioli, welche den Lord an Ravenna gefesselt, und dessen Herz so lange besessen hatte. Erbe von dessen Wünschen und Opfern für Griechenland, ging Gamba bald darauf nach Argos und Nauplia,

wo wir uns wieder sahen, und er den Tod fand. Auf asiatischem Boden, unter den Cypressen von Burnabat, an dem Ufer des Meles, führte mir der Zufall einen der Diener Byron's entgegen, einen Unglücklichen, von Mißhandlungen durch Seeräuber, von dem Schrecken der Niedermetzlung eines Bruders, und vom Verluste der ganzen Habe mit zeitweisem Wahnsinne geschlagen, der, das Mitleid der Türken zur einzigen Stütze, Gräber zur Wohnstätte, und Gottes freien Himmel zum Dache, schon über ein Jahr dort ein stummes Leben hingebracht hatte, und den ich aufnahm, und zu den Seinigen nach Italien sandte. In Egina traf ich mich mit dem „Maid of Athens,“ in dessen bleiche Wangen das Schicksal des Vaterlandes und das eigene tiefe Furchen gezogen hatten, und in dessen dunkeln Haaren der Kranz aus Narzissen wie ein Leichenschmuck glänzte. Dort auch und an so manchem andern Orte Griechenlands lebte ich, mitten im Getriebe von Krieg und Elend, wochen- und monatelang während sechs auf einander folgender Jahre mit Alexander Maurocordato, dem Manne, den aus allen Griechen Byron am meisten geschätzt hatte. Eine Sammlung seiner Werke, von diesem, schon da er krank war, jenem gegeben, ist ein Geschenk noch in meinen Händen.

Aber nicht dieser durch ein Drittheil meines Lebens gesponnene Faden von Zufällen (ach, ich lege keine Lästerung in dieß Wort!), das festere Band ist die ähnliche Empfindung, und das in mancher Beziehung ähnliche Schicksal. Aus der Kenntniß so vieler herrlichen Elemente für Glück hienieden, und aus dem Anblicke der Stellung, wozu der Stand der Welt sie verdammt, ist auch für mich das Ergebniß:

„The very knowledge that I lived in vain,
That all is over on this side of grave“ —

Aber wozu diese Einleitung, die mich fortreißt, als hätt' ich nichts anderes zu sagen in diesem Briefe? — Ja nun, sie soll erklären, warum ich Ravenna besuchte. Wahrhaftig, was mich hieher trieb, waren weniger der alte Name und die sonstigen Eigenheiten dieser Stadt, als der Wunsch, auch diese Stelle zu sehen, auf der Byron lebte. Es liegt für mich ein unvergleichlicher Genuß darin, durch die Gassen zu wandeln, durch die ein mir wichtiger Mensch wandelte — die Häuser zu besehen, auf denen auch sein Auge geruht hat — das Thor, die Treppen, den Boden der Säle zu betreten, die sein Fuß betrat — die Flur, die Bäume, den Himmel zu betrachten, die seinem Blicke sich dargeboten haben! Das sucht' ich, das trieb mich. Ist dieses Schwelgen der Phantasie eine der Jugendschwächen noch, ach, so bringt sie dafür ja auch Jugendgenuß! —

Der Weg von Forli führt längs dem tiefeingeschnittenen Ronco auf einem Damme bis nahe an die Stadt. Das Land, das man zu beiden Seiten unter sich hat, gleicht den schon beschriebenen Gegenden. Es prangte in Blüthen und Grün, und die Dünste, die aus der See sich hoben, stellten ein Nachbild von blauen Bergen hin, und gaben der Landschaft den ergänzenden Halt. Die Stadt, sobald man ihr auf ein paar Miglien genaht ist, blickt mit vielen Thürmen, worunter ein geneigter, wie im Falle festgehaltener nicht fehlt, aus einer Fülle von Bäumen hervor, beginnt mit armen Häusern, und zeigt endlich Reihen von Pallästen, wie die übrigen Städte des Landes, denen sie überhaupt an Bau und sonstiger Beschaffenheit gleicht. Die Besatzung, eine Abtheilung unserer Dragoner, hatte ein paar Tage früher Ravenna geräumt. Ich fuhr nach dem Palazzo Pubblico, einem majestätischen Gebäude an dem Hauptplatze, um den Gonfaloniere der Stadt zu sprechen.

Dann ließ ich mich nach dem Albergo della Spada bringen.

Ich hatte mir in Ravenna eine alte, finstere Stadt erwartet; sie ist aber nichts weniger als das. Die meisten Gassen sind hinlänglich breit und licht; die meisten Gebäude haben neues Ansehen. In einigen Kirchen und Resten zeigt sich alter gothischer Styl mit demjenigen gemischt, der aus römischer Zeit in das Jahrhundert Theodorichs herüberlebte. Die Vermischung schadete beiden, und ist der Stempel der Barbarei. An den Palazzo Pubblico lehnen sich solche Reste, acht Granitsäulen, einem Porticus angehörig, den der gothische Eroberer hatte herstellen lassen. Vor demselben, auf dem Platze, tragen zwei antike Säulen die Schutzheiligen der Stadt, Apollinaris und Vitalis, und zwischen beiden ist auf hohem Piestale die kolossale Statue Clemens XII., ein Werk des Antonio Braccio.

Die Kathedrale ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts, über Trümmern der Kirche errichtet, die, dreizehnhundert Jahre früher, von dem Erzbischof Orso erbaut worden war. Sie enthält vier Gemälde noch lebender Meister, die unsrer Zeit Ehre machen, obwohl sie von dem Fehler derselben, des zu sichtbaren Trachtens nach Wirkung, nicht frei sind. Das erste, von dem Römer Giovacchino Serangeli, stellt den heiligen Severus vor, im Augenblicke, da er, seines nahen Todes durch eine Erscheinung gewiß gemacht, ins geöffnete Grab niedersteigt; das andere, von dem Florentiner Giuseppe Colignon, zeigt den heiligen Apollinaris, der den Tempel des Apollo in Trümmer wirft; das dritte, von dem Aretiner Pietro Benvenuti, gibt den heiligen Crisologo, wie er zu Imola während der Messe todt in die Arme seiner Gefährten sinkt; im vierten endlich malte der Römer Camuccini den hei-

ligen Orso im Begriffe die von ihm erbaute Kathedrale einzuweihen. Weit überbieten einige Mauergemälde von Guido Reni und seinen Schülern die erstgenannten Arbeiten. Der größte Kunstschatz dieser Kirche ist eben ein Werk Guido's, Moses und die Israeliten, wie sie das Manna sammeln, ein schwer zu behandelnder und doch meisterhaft ausgeführter Gegenstand. — Reich an Marmor und Mosaiken, im Style derjenigen der Markuskirche zu Venedig, ist die Basilika zum heiligen Vitalis, ein gothischer Bau aus dem sechsten Jahrhundert. Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora Augusta, in Mosaik gearbeitet, dünn und starr, schreiten, wie Geister an der Wand hin, und belegen den tiefen Verfall ihrer Zeit. Fast alle übrigen Kirchen, deren es im Ganzen 24 gibt, sind voll antiker Säulenschäfte aus Granit, Verdeantico oder kostbaren Marmor, schon von den Römern aus Griechenland oder aus Asien herübergeschleppt, erst in den heidnischen Tempeln, nun in den christlichen Kirchen dienend, und mit barbarischen Knäufen gekrönt. Die ältern dieser Kirchen haben die Wände mit Mosaik bekleidet. Alle ruhen nur auf einer schwachen Grundlage festen Bodens, ja bei vielen hat das Pflaster um mehrere Fuß erhöht werden müssen, weil das Wasser bereits über die Fläche desselben gedrungen ist. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich die halbe Stadt versänke, so schwammig und so dünn ist die Rinde, worauf sie ruht. Früher oder später wird dieses ihr Loos seyn.

Monumente, die wegen ihrer Namen erwähnt zu werden verdienen, sind das Mausoleum, worin die Kaiserin Galla Placidia, Tochter Theodosius des Großen, Honorius II. und Valentinian III. in Särgen schlechten Styles beigesetzt wurden, und dasjenige des Gothenkönigs Theo-

Campo Bolognese und über den Senio. Faenza hat viele Palläste. Es zählt, die Vorstädte eingerechnet, an 18,000 Seelen. Freundliche Gärten und Spaziergänge umgeben es. Mitten im Schatten, am Kanal Naviglio, auf geringe Entfernung von der Stadt, findet man ein Klösterchen der Kapuziner und in diesem eine Madonna mit dem Kinde, von Guido Reni. Es liegt etwas Hochmüthiges im Antlitze der Jungfrau, das weder zu ihr, noch zu dem sanften Guido paßt. Es mag dieß Bild seiner ersten Zeit angehören, da er noch nach Calvart und Carracci malte; vielleicht auch nur seiner Schule. Wie herrlich, wie unübertrefflich schön ist dagegen eine Assunta von demselben Meister in der Kirche zum heiligen Hieronymus in Forli! Die Jungfrau, unsäglicher Ruhe voll, schwebt in Glorie, das Haupt getaucht in Sonnenglanz, durch den die Sterne ihres Ruhmes schimmern. Engelchen streben aus den Lichtwolken, staunend und anbetend hervor und begleiten sie in ihrem Schwunge. Die Füße ruhen auf dem wachsenden Monde, den zwei geflügelte Engel den dunklen und dichten Wolken des Irdischen entheben. In Gestalt, Antlitz, Haltung und, vor Allem, im Munde liegt ein Ausdruck der Jungfräulichkeit, den nicht Raphael noch Correggio, den selbst die Natur nicht überbieten könnte. Titians Assunta, die zu Venedig steht, ist größer gedacht, aber nicht edler; in Zeichnung und Farbe stehen beide gleich hoch.

Forli hat eine Malerschule. Ich sah fleißige Arbeiten darin, aber aller Richtung war eine gemeine. Das heilige Feuer ist erloschen! — Ein großes und einfaches Bild des Guercino, Johannes in der Wüste, steht dort; ein anderes, eine Annunziata in der Kirche S. Filippi. Werke von demselben Meister sah ich in den Pallästen Paulucci und Merenda. Forli ist ein mit Wall und Graben um-

gebener, sehr ansehnlicher Ort von 23,000 Einwohnern. Mir schienen die Leute da beweglicher, kecker, auch schöner als in Bologna und überhaupt in dem Theile von Italien. den ich so eben durchreiset habe. Zwar wiesen die Männer auch da wenig Haltung, Geist, Muth und wenig edlen Ausdruck in ihren Zügen; die Frauen aber sprachen Theilnahme an durch Milde und Melancholie, die, selbst wenn sie lachten, nie ganz aus ihrem Antlitze verschwand. Dieß Geständniß vergeblicher Sehnsucht, diese Klage, die so lange als das Leben selbst dauert, ist eine der traurigen Früchte, nicht der Civilisation überhaupt, sondern der moralischen Verzerrung, die wir mit diesem Namen belegen. Es würde zu weit führen, dieß zu erklären, aber die Vergleichung der morgenländischen Völker, mit denen des Abendlandes, liefert einen sprechenden Beweis. Man verläßt die Natur nicht ungestraft.

Eine vierfache Pappelreihe begleitet die Straße nach dem Ronco, einem Waldstrom, der seine Verheerungen weit ausbreitet, und über welchen, den Trümmern einer mächtigen Steinbrücke zur Seite, eine demüthige Holzbrücke führt. Durch wunderschönes Land kommt man weiter nach Forlimpopoli, einem kleinen, ummauerten Orte, der, wie alle dieses Landes, auch in seinen geringern Bauten Styl zeigt. Bevor man Cesena erreicht, geht man über den Savio, der aus einem nahen, mit Bergschlössern gekrönten Thale der Apenninen mit raschen Wellen hervorbricht. Die Brücke darüber ist ein prachtvoller Bau, und die Straße so geführt, daß er in der günstigsten Lage gesehen wird. Cesena, von einem Castell schöner Zeichnung und kräftiger Masse überragt, lehnt sich an einen reichbepflanzten Hügel. Im Pallaste Chiaramonti findet man die Büste der Weis-

heit, von Canova; im Pallaste Guidi ein paar Guercino und einen Raphael aus erster Zeit.

Von dort sind noch zwei Posten nach Rimini. Man kommt über den Rubicon, der die Geschichte des größten Reiches der Welt wie ein Riß durchzieht. Dieser Gießbach entströmt einer weit aufgeschlossenen, in dunkle Massen seltsam gebrochenen, mit Ruinen bedeckten Schlucht, nahe am Gebirge von St. Marino. Sein Bett ist ein paar hundert Schritte breit. Er drängt sich mit vielen Windungen an St. Vito vorüber, das, beherrschend, mit Triumphbogen, Schloß und Kirche, auf der Höhe des rechten Ufers liegt. Der Mann des Senates konnte aus weiter Ferne den Dictator heranrücken sehen, der über die Leiche Roms zum Tempel des Nachruhms aufstieg.

Rimini hat 18,000 Einwohner und gleicht den übrigen Städten an malerischem Ausdruck, an Masse und Styl der Gebäude, und im Leben und Treiben des Volkes. Doch hat es die Gunst der See! Ich schwelgte im Anblick dieses befreundeten Elementes, an das nur große Maßstäbe passen. Von der äußersten Spitze des Dammes, der hinaus in die See greift, den kleinen Hafen deckend, komme ich so eben. Ich ließ den letzten Glanz der Sonne auf den Wellen sterben. Aus dem Dunkel, das ihn verschlang, stiegen die Erinnerungen geisterbleich empor und verrannen in einander, wie morganische Bilder. So lag ich oft auf dem Gestade, Salamis gegenüber, und so auf den Hügeln von Troja. — Gute Nacht!

Ravenna, am 14 April 1831

Unter den Dichtern, deren Natur und Ausdruck eine große Gewalt über mich geübt haben, gehört Byron. — Die Stimmungen, die manchem andern, der mir sonst lieb gewesen war, und es auch noch ist, den Zugang zu meiner Seele verschließen, wiederholen sich leider in mir nach immer kürzern Zwischenräumen. Es gibt aber keine, in welcher Byron nicht mein Herz fände, wie der Klang der Muttersprache das Herz des unter fremden Völkern Wandernden findet. Ich vertheidige die Ansichten dieses Mannes nicht, der alle Tugenden und alle Laster seines Jahrhunderts in sich lebendig darstellte, und noch weniger sein Leben. Aber auch ich bin ein Sohn dieses Jahrhunderts, wie natürlich also ist zwischen uns der unzerreißbare Faden der Sympathie, der überdieß in dem Treiben auf der See des Lebens so oft an die Oberfläche schlug. Früh schon verband mich der Zufall mit zwei Freunden Byron's, Otway und Finley, wovon ich den einen seitdem ganz aus den Augen verloren habe, und mit dem andern manche Schicksale in Griechenland theilte. Der Ort, den ich in diesem Lande zuerst betrat, war eben derjenige, wo Byron seine letzten Tage verlebt hatte, Missolunghi; und das Zimmer, worin ich dort verweilte, dasjenige, wo wenige Wochen früher der Dichter der Last seines Lebens enthoben worden war. Auf den Ruinen von Athen schloß ich Bekanntschaft mit einem seiner liebsten Begleiter, dem Grafen Gamba, Bruder eben der Gräfin Guiccioli, welche den Lord an Ravenna gefesselt, und dessen Herz so lange besessen hatte. Erbe von dessen Wünschen und Opfern für Griechenland, ging Gamba bald darauf nach Argos und Nauplia,

wo wir uns wieder sahen, und er den Tod fand. Auf asiatischem Boden, unter den Cypressen von Burnabat, an dem Ufer des Meles, führte mir der Zufall einen der Diener Byron's entgegen, einen Unglücklichen, von Mißhandlungen durch Seeräuber, von dem Schrecken der Niedermetzlung eines Bruders, und vom Verluste der ganzen Habe mit zeitweisem Wahnsinne geschlagen, der, das Mitleid der Türken zur einzigen Stütze, Gräber zur Wohnstätte, und Gottes freien Himmel zum Dache, schon über ein Jahr dort ein stummes Leben hingebracht hatte, und den ich aufnahm, und zu den Seinigen nach Italien sandte. In Egina traf ich mich mit dem, „Maid of Athens," in dessen bleiche Wangen das Schicksal des Vaterlandes und das eigene tiefe Furchen gezogen hatten, und in dessen dunkeln Haaren der Kranz aus Narzissen wie ein Leichenschmuck glänzte. Dort auch und an so manchem andern Orte Griechenlands lebte ich, mitten im Getriebe von Krieg und Elend, wochen- und monatelang während sechs auf einander folgender Jahre mit Alexander Mauroeordato, dem Manne, den aus allen Griechen Byron am meisten geschätzt hatte. Eine Sammlung seiner Werke, von diesem, schon da er krank war, jenem gegeben, ist ein Geschenk noch in meinen Händen.

Aber nicht dieser durch ein Drittheil meines Lebens gesponnene Faden von Zufällen (ach, ich lege keine Lästerung in dieß Wort!), das festere Band ist die ähnliche Empfindung, und das in mancher Beziehung ähnliche Schicksal. Aus der Kenntniß so vieler herrlichen Elemente für Glück hienieden, und aus dem Anblicke der Stellung, wozu der Stand der Welt sie verdammt, ist auch für mich das Ergebniß:

„The very knowledge that I lived in vain.
That all is over on this side of grave." —

Aber wozu diese Einleitung, die mich fortreißt, als hätt' ich nichts anderes zu sagen in diesem Briefe? — Ja nun, sie soll erklären, warum ich Ravenna besuchte. Wahrhaftig, was mich hieher trieb, waren weniger der alte Name und die sonstigen Eigenheiten dieser Stadt, als der Wunsch, auch diese Stelle zu sehen, auf der Byron lebte. Es liegt für mich ein unvergleichlicher Genuß darin, durch die Gassen zu wandeln, durch die ein mir wichtiger Mensch wandelte — die Häuser zu besehen, auf denen auch sein Auge geruht hat — das Thor, die Treppen, den Boden der Säle zu betreten, die sein Fuß betrat — die Flur, die Bäume, den Himmel zu betrachten, die seinem Blicke sich dargeboten haben! Das sucht' ich, das trieb mich. Ist dieses Schwelgen der Phantasie eine der Jugendschwächen noch, ach, so bringt sie dafür ja auch Jugendgenuß! —

Der Weg von Forli führt längs dem tiefeingeschnittenen Ronco auf einem Damme bis nahe an die Stadt. Das Land, das man zu beiden Seiten unter sich hat, gleicht den schon beschriebenen Gegenden. Es prangte in Blüthen und Grün, und die Dünste, die aus der See sich hoben, stellten ein Nachbild von blauen Bergen hin, und gaben der Landschaft den ergänzenden Halt. Die Stadt, sobald man ihr auf ein paar Miglien genaht ist, blickt mit vielen Thürmen, worunter ein geneigter, wie im Falle festgehaltener nicht fehlt, aus einer Fülle von Bäumen hervor, beginnt mit armen Häusern, und zeigt endlich Reihen von Pallästen, wie die übrigen Städte des Landes, denen sie überhaupt an Bau und sonstiger Beschaffenheit gleicht. Die Besatzung, eine Abtheilung unserer Dragoner, hatte ein paar Tage früher Ravenna geräumt. Ich fuhr nach dem Palazzo Pubblico, einem majestätischen Gebäude an dem Hauptplatze, um den Gonfaloniere der Stadt zu sprechen.

Dann ließ ich mich nach dem Albergo della Spada bringen.

Ich hatte mir in Ravenna eine alte, finstere Stadt erwartet; sie ist aber nichts weniger als das. Die meisten Gassen sind hinlänglich breit und licht; die meisten Gebäude haben neues Ansehen. In einigen Kirchen und Resten zeigt sich alter gothischer Styl mit demjenigen gemischt, der aus römischer Zeit in das Jahrhundert Theodorichs herüberlebte. Die Vermischung schadete beiden, und ist der Stempel der Barbarei. An den Palazzo Pubblico lehnen sich solche Reste, acht Granitsäulen, einem Porticus angehörig, den der gothische Eroberer hatte herstellen lassen. Vor demselben, auf dem Platze, tragen zwei antike Säulen die Schutzheiligen der Stadt, Apollinaris und Vitalis, und zwischen beiden ist auf hohem Piestale die kolossale Statue Clemens XII., ein Werk des Antonio Braccio.

Die Kathedrale ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts, über Trümmern der Kirche errichtet, die, dreizehnhundert Jahre früher, von dem Erzbischof Orso erbaut worden war. Sie enthält vier Gemälde noch lebender Meister, die unsrer Zeit Ehre machen, obwohl sie von dem Fehler derselben, des zu sichtbaren Trachtens nach Wirkung, nicht frei sind. Das erste, von dem Römer Giovacchino Serangeli, stellt den heiligen Severus vor, im Augenblicke, da er, seines nahen Todes durch eine Erscheinung gewiß gemacht, ins geöffnete Grab niedersteigt; das andere, von dem Florentiner Giuseppe Colignon, zeigt den heiligen Apollinaris, der den Tempel des Apollo in Trümmer wirft; das dritte, von dem Aretiner Pietro Benvenuti, gibt den heiligen Crisologo, wie er zu Imola während der Messe todt in die Arme seiner Gefährten sinkt; im vierten endlich malte der Römer Camuccini den hei-

ligen Orso im Begriffe die von ihm erbaute Kathedrale einzuweihen. Weit überbieten einige Mauergemälde von Guido Reni und seinen Schülern die erstgenannten Arbeiten. Der größte Kunstschatz dieser Kirche ist eben ein Werk Guido's, Moses und die Israeliten, wie sie das Manna sammeln, ein schwer zu behandelnder und doch meisterhaft ausgeführter Gegenstand. — Reich an Marmor und Mosaiken, im Style derjenigen der Markuskirche zu Venedig, ist die Basilika zum heiligen Vitalis, ein gothischer Bau aus dem sechsten Jahrhundert. Kaiser Justinian und seine Gemahlin Theodora Augusta, in Mosaik gearbeitet, dünn und starr, schreiten, wie Geister an der Wand hin, und belegen den tiefen Verfall ihrer Zeit. Fast alle übrigen Kirchen, deren es im Ganzen 24 gibt, sind voll antiker Säulenschäfte aus Granit, Verdeantico oder kostbaren Marmor, schon von den Römern aus Griechenland oder aus Asien herübergeschleppt, erst in den heidnischen Tempeln, nun in den christlichen Kirchen dienend, und mit barbarischen Knäufen gekrönt. Die ältern dieser Kirchen haben die Wände mit Mosaik bekleidet. Alle ruhen nur auf einer schwachen Grundlage festen Bodens, ja bei vielen hat das Pflaster um mehrere Fuß erhöht werden müssen, weil das Wasser bereits über die Fläche desselben gedrungen ist. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich die halbe Stadt versänke, so schwammig und so dünn ist die Rinde, worauf sie ruht. Früher oder später wird dieses ihr Loos seyn.

Monumente, die wegen ihrer Namen erwähnt zu werden verdienen, sind das Mausoleum, worin die Kaiserin Galla Placidia, Tochter Theodosius des Großen, Honorius II. und Valentinian III. in Särgen schlechten Styles beigesetzt wurden, und dasjenige des Gothenkönigs Theo-

dorich. Das letzte, auf Entfernung von einigen hundert Schritten östlich vor der Stadt gelegen, ist viel besprochen und gepriesen worden. Es ist eine Rotunda, die ein Achteck zur Grundlage hat, spätrömischen Styles und schlechten Gefüges, und erschien mir weder ein großartiger, noch ein prachtvoller Bau, sondern ein barbarischer, der den sieghaften Fremdling als einen Diener der Besiegten zeigt. Das einzige, was Kraft darlegt, ist die Kuppel, 4 Fuß 3 Zoll Wiener Maß hoch, 2 Fuß 3 Zoll dick, und mit einem Durchmesser von 28 Fuß 7 Zoll, aus einem einzigen Steinblocke bestehend. Der untere Theil dieses Grabtempels ist bereits von Wasser angefüllt.

Nicht ferne davon stehen die Reste eines von den Venetianern im Jahre 1457 erbauten Castells, und zieht der schöne canale naviglio vorbei, welcher die Stadt mit der See verbindet. Er ist sieben Miglien lang, und führt durch den herrlichen Pinienwald, der auf eine Länge von 25 Miglien mit wechselnder Breite das adriatische Gestade begleitet und Ravenna gegen das Eindringen der See vertheidigen hilft. Diese, auf der ganzen Entwicklung der Küste des Mittelmeeres einzige Anlage bestand zu Theodorichs Zeiten schon in vollem Wuchse; das Verdienst derselben gehört also wahrscheinlich den Römern.

Ich sollte wohl Einiges sagen über die Akademie der Künste, la Classe genannt, die ein paar Guercino und ein großes, durch Feuchtigkeit sehr verdorbenes Wandgemälde von einem mittelmäßigen Meister, Lucas Longhi, enthält, auf den sich die Ravennaten viel zu gut thun; auch könnte ich über die Bibliothek, über mehrere antike Basreliefs, Inschriften und Urnen, über die wenigen Reste des Pallastes Theodorichs sprechen, aber ich eile zu einem andern Mahle, das, ohne Kunstwerth, Pracht oder Größe,

eines der merkwürdigsten Italiens ist, denn es trägt einen der Namen, welche die Geschichte ganzer Reiche und Völker überleben, oder mit sich über dem Abgrunde der Vergessenheit schwebend halten; Dante's Grab ist es, von dem ich reden will.

Ich maße mir nicht an, Dante ganz zu begreifen, da selbst seine Landsleute nicht damit zu Ende kommen. Bilder, die aus der Seele eines Mannes aufsteigen, der, wie der Pyramiden eine auf dem Boden von Memphis, so auf demjenigen Italiens steht, sind dem schwachen Auge kaum zu enträthseln; aber es sieht ihre Umrisse, ihre Größe. Viele Stellen Dante's, für alle Zeiten und alle Geschlechter wahr, haben mich wie Zauberworte getroffen, und mit sich fortgerissen; andere erscheinen mir, wie mit Hieroglyphen geschrieben, oder mit seltsamen, unverstandenen Zeichen, wie die Vorwelt deren hie und da in Felsen grub. — Ravenna hatte den Verbannten aufgenommen, und war ihm ein zweites Vaterland geworden; Ravenna sah auch dieß glühende Auge brechen, und gab die letzte Ruhe der Brust, in welcher Himmel und Hölle im engen Bunde zusammen gewohnt hatten.

„Silenzio pose a quella dolce lira
E fece quietar le sante corde.“

Ueber dem Sarge Dante's ließ, anderthalb Jahrhunderte nach dessen Tode, der Venetianer Bembo ein Mausoleum wölben, und darin des Dichters Bild aufstellen. Da ist es noch; aus Marmor halberhoben gearbeitet, einfach, streng, gewiß sehr ähnlich! — darunter und an den Seitenwänden stehen Inschriften, an denen, außer dem Namen Dante, kein nothwendiges Wort ist.

Wenn ich mir Byron vor diesem Bilde stehend, den

müden Arm auf diesen Sarg gelehnt, denke, so ergreifen mich Rührung und Schweigen bis tief in die Seele! —

Bologna am 15. Mai 1831.

Da fällt mir ein, daß ich Dir ja nicht einmal noch ein Bild von Bologna gemacht habe. Denke Dir eine Ebene, mit Bäumen wie mit Wellen der See überdeckt und nach der einen Seite unabsehbar wie diese, daraus wie Masten der Schiffe hie und da Thürme ragen, und wie Segel im Sonnenscheine weiße Gebäude glänzen. Nach der andern Seite bildet der letzte Abfall der Apenninen die Grenze, eine Reihe von Hügeln, bis zu oberst in Grün getaucht und mit vielen und allerlei Bauten wie mit Perlen eingelegt. An diese Hügel lehnt sich die Stadt, die viele Warten und Thürme und neben dem höchsten einen schiefgeneigten weit in die Ferne sehen läßt und dadurch recht abenteuerlich anspricht. Fährt man durch eines ihrer zwölf Thore, so findet man herrliche Säulengänge zu beiden Seiten, und kömmt zwischen ein Paar hundert Pallästen, eben so vielen Kirchen und einigen tausend Häusern durch lange Straßen, die nach dem Hauptplatze in der Mitte der Stadt führen. Dieser von fünf Gebäuden eingefaßt, den Pallästen der Gemeinde, des Podestà, des Registro und der Scuole, dann von der Kirche zum heiligen Petronius, weiset die einstige Macht und Würde dieser Stadt. Schwarz wie die Trauer und wie die Zeit, ist die allgemeine Farbe dieser Gebäude, und ernst schaut von dem Thorgesimse des Gemeindepallastes das riesige Standbild des Schutzheiligen und ersten Bischofs, des heiligen Petro-

nius, auf den Trödelmarkt und auf die lumpige Menge nieder, die den Platz füllt und auf die sieben fast 300 Fuß langen Stufen der Kirche. Ein öffentlicher Brunnen mit einem kolossalen Neptun aus Stein, vor bald 300 Jahren für 70,000 Scudi d'oro aufgerichtet, ziert den einen Zugang des Platzes. — Mir wurde die Wohnung im Palazzo Caprara, in denselben Zimmern angewiesen, die einst Napoleon bewohnt hat, und wo noch alle Meubles die Krone und das N tragen. So lebt der Beduine in den Tempeln von Theben.

Die Kirchen, ohne den Ernst unsers Domes zum heiligen Stephan zu erreichen, oder die Scalzi in Venedig an Pracht, S. Giorgio an Licht und Klarheit zu überbieten, überraschen zum Theile durch Breite und den riesigen Plan ihrer Anlage, wie z. B. die Petroniuskirche und die zum heiligen Dominicus, oder durch Reinlichkeit und Frische wie die Kathedrale, die Kirche zum Erlöser, die zum heiligen Paulus u. a.; alle aber erfreuen durch die Meisterwerke des Pinsels, die aufzuzählen zu schleppend würde. Was bei uns das schönste Bild für eine ganze Stadt wäre, findet hier nur in der Classe des Mittelmäßigen Platz, und es ist kaum ein Kirchlein so klein und abgelegen, daß es nicht den Fleiß, die Frömmigkeit und die Kunstweihe der Bolognesischen Schule in irgend einem Werke bezeuge. Mit sehr geringer Ausnahme steht die Sculptur in allen Tempeln und Pallästen tief der Malerei nach. Wie verdienstlich auch einige Arbeiten der Cinquecentisten in diesem Fache seyen; der Genius der Schönheit leitete ihre Hand nicht. Die Baukunst triumphirt mehr in den Pallästen als in den Kirchen, wohl deßhalb, weil gerade die ansehnlichsten der letzten nicht vollendet sind. Die Enkel ermüdeten an dem Werke der Väter. Der Aufwand an Marmor, an Ver-

goldung, an Edelsteinen, an Arbeiten in Erz, an Mosaiken in Stein und Holz ist groß.

Mehrere der Kirchen und Klöster sind nun verlassen, in Magazine umgewandelt; andere verfallen. Die Werke der Caracei und ihrer Schüler bleicht die Sonne, frißt der Regen und besudelt der muthwillige Pöbel. Auch die weiten Hallen der Palläste werden einsam, und die prunkenden Mauergemälde des Colonna, des Brizzi und Cavedone belegt der Staub und decken die Spinnen mit ihrem Gewebe.

Die Petroniuskirche, ein Bau des XIV. und XV. Jahrhunderts, sollte eine Kuppel tragen, 400 Fuß hoch, also nur um 70 Fuß niedriger als die Spitze unsers Stephansthurms. Dieser kecke Gedanke schreckte die Enkel und blieb unausgeführt. Girolamo di Treviso, Brizzio, Parmegianino, Hannibal Carracci und andere Meister schmückten die Altäre mit ihren Werken, Giacomo da Ulma und Buonarotti die Capellen mit Glasmalerei. Der Vergleich der Arbeiten dieser Beiden befestigte mich in der Ueberzeugung, daß die Glasmalerei ganz eigentlich zum gothischen Style passe und folglich auch nur innerhalb der Grenzen des strengen Geschmacks der alten Schulen sich bewegen dürfe. Die Fenster Buonarotti's, obwohl an Zeichnung edler und reiner, als diejenigen des deutschen Meisters, und dabei voll Kraft und Ausdruck, stehen an Wirkung dennoch diesen nach, eben weil darin einem bewegteren Style die Ruhe und Strenge des alten aufgeopfert wurden.

Die Kathedrale der Stadt ist dem heiligen Petrus geweiht, ein klarer, und im Innern mit Pracht ausgeführter Bau aus dem XVII. Jahrhundert, woran die Außenseiten, besonders die vordere, viel zu wünschen übrig lassen.

Die korinthische Ordnung herrscht in den Knäufen und im Fries. Die Hauptcapelle ist in Bezug ihrer Verzierungen eine der schönsten, die man sehen kann. Die Vergoldungen sind reich, mit Geschmack und Feinheit angebracht, und der Pinsel der Carracci adelte die Bestrebungen des Baumeisters. Unter dieser Emporkirche steht mit flachen und weitgespannten Bogen eine unterirdische, wahrscheinlich schon im X. Jahrhundert begonnen.

Im Style der Kathedrale sind die Kirchen zum Erlöser, zum heiligen Paulus, zur Dreieinigkeit u. a.; in einem ältern, die großen Kirchen S. Giacomo maggiore, S. Bartolomeo di Porta Ravegnana, de' Servi, San Martino und S. Domenico. Die Kapelle in dieser, wo die Gebeine des Heiligen liegen, überbietet an Pracht weit die reichsten Kirchen Deutschlands. Ein mächtiges Gitter von Erz schließt dieselbe; in großen Bildern, von Ludwig Carracci, von seinem Freunde Tiarini und von dem kecken Mastelletta, sind die Wunder des Heiligen an den Wänden dargestellt; Guido Reni, den an Anmuth wohl Wenige übertrafen, öffnete in der Kuppel das Paradies, wo die Jungfrau mit den Melodien des Himmels den Heiligen empfängt. Marmorsarg und Altar sind frei in der Capelle aufgerichtet, beide verhältnißmäßig reichen und feinen Styles und glücklicher Ausführung. Michael Angelo, damals noch jung, arbeitete die Figur des heiligen Petronius, die über dem Sarge steht, und einen Engel auf der Evangeliumseite des Altars; besonders dieser ist mild, kindlich und doch streng gehalten; ex ungue leonem. Lombardi zierte mit verdienstvollen Basreliefs den Sarg, der ein Werk des Nicolo dell' Arca, und weit edlerer Zeichnung und Arbeit als das Sebaldusgrab zu Nürnberg, das vorzüglichste Werk Deutschlands in dieser Gattung ist. Der

Capelle des heiligen Dominicus gegenüber steht die fast eben so prachtvolle der Madonna del Rosario, wo Guido Reni und seine geistvolle Schülerin Elisabetta Sirani, die in der Blüthe ihrer Jugend durch Gift gemordet wurde, in einem und demselben Grabe ruhen. Unter den Grabmahlen dieser Kirche spricht einen Deutschen wohl keines mehr an, als das des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenstaufen, Sohnes Friedrichs II. Dieser junge Mann fiel während der schweren Kämpfe zwischen Kaiser und Kirche, welche so viel deutschen Blutes gekostet haben, an dem Schlachttage am Panaro, 26. März 1249, in die Hände der Bologner, welche im lombardischen Bunde zu den unversöhnlichen Gegnern des Kaisers gehörten. Das Archiv von Bologna bewahrt eine Ladung der Ritter Lambertino di Guido de' Lambertini, Michele degli Orsi und Lambertolo Buttrigari vor den Podestà, um Auskunft zu geben über die dem Könige auf dem Schlachtfelde abgenommenen Waffen und Gelder. Wahrscheinlich waren es also diese Ritter, deren Nachkommen noch bestehen, welche den König gefangen nahmen. Mit ihm fielen an 200 Ritter in die Hände der Feinde, und verbrachten zum Theile ihr Leben in den Kerkern der Guelfen in Bologna, wie die in eben diesem Archive vorfindigen Listen bezeugen. Der König selbst blieb erst in enger Haft zu Castelfranco und wurde am 24. August im Triumphe nach der Stadt gebracht; dort aber, im Palazzo di Podestà, verlebte er als ein Gefangener die Jahre seiner Jugend und seines Mannesalters, bis der Tod ihn aus der doppelten Haft befreite. Frà Salimbene, in seiner Chronik (Savioli Annali. 1249) schildert diesen unglücklichen Fürsten als mittelgroß, schön, muthvoll, an Gaben des Verstandes und der Erziehung reich. Der Grabstein zeigt in erhobener Arbeit sein Brust-

bild aus weißem Marmor; das Antlitz ist jung und von langen Locken umwallt; die Rüstung römisch; ein Helm mit geflügelter Schlange deckt das Haupt.

Eine Kirche, die ihres Alters wegen Erwähnung verdient, ist die zum heiligen Stephan, über den Resten eines Tempels der Isis im IV. oder V. Jahrhundert begonnen, eigentlich ein Verein einer Kirche mit mehreren unterirdischen Kapellen, in denen sich ein Kalvarienberg und manches schöne, stille Bild der alten Schule befindet. Alle Kirchen sind voll von Reliquien und wunderthätigen Bildern. In einer derselben, zum Korpus Domini genannt, die mit schönen Fresken geschmückt ist, wies man mir eine Heilige, Catharina Vigri aus Bologna, die, mit kostbarem Kleide angethan, schwere Ringe an den Fingern, in einer verschlossenen Kapelle sitzt.

Alle Völker und Religionen haben das Bedürfniß, die Himmlischen herunter zu sich auf ihre Erde voll Elend und Jammer zu ziehen. Die Idee ist schön, wie arm und klein auch oft die Ausführung sich gestaltet. Es liegt Trost darin; wer hat das Recht, ihn zu nehmen, so lange er keinen andern dafür geben kann? Die Jahrhunderte des Elends sind nur diejenigen des Spottes und des Unglaubens.

Vor ein paar Tagen, bei Gelegenheit des Festes der Madonna di San Luca, welche von einer Kirche außerhalb der Stadt in feierlichem Zuge in die Kathedrale getragen wird, und wo 20—30,000 Landleute nach der Stadt strömten, betrachtete ich lange einen Mann, der, drei Kinder vor sich, auf den Knieen lag, und mit einer Inbrunst betete, welche der Strom und Lärm der Leute nicht zu mindern im Stande waren. Der Anblick rührte mich. Es lag ein Frieden auf der faltigen Stirne und eine kindliche Zuver=

sicht in seinem warmen Auge, die ein geistiges Band zwischen ihm und den Kleinen schlang.

Das kleinste Kirchlein in Bologna, obwohl nicht so klein als das zum heiligen Johannes dem Fiebervertreiber in Athen, wo der Geistliche, der die Messe lieset, außerhalb der Thüre stehen muß, ist dasjenige zur Madonna di Porta, welches an den Thurm Garisenda sich lehnt. Dieser Thurm, 130 Fuß hoch und oben wie unten 19′ ins Gevierte, macht mit dem wenige Schritte daran stehenden Thurm Asinelli eine höchst abenteuerliche Gruppe, die das Monogramm von Bologna geworden ist. Der erstgenannte hat eine Neigung von etwas über 8′ Ost und 3′ Süd, während der andere, fast senkrecht zur Höhe von 260 Fuß emporsteigt. Beide tragen den Namen der Familien, die sie bauten; beide werden auch aus einer und derselben Zeit angegeben, nemlich aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts, wo fast jeder Ritter sich eine Warte errichtete, und sein Haus in eine Burg umschuf. Bei den Kämpfen zwischen Adel und Bürgern, oder bei denen der Gibellinen und Guelfen wurden viele dieser Thürme, manchmal auch durch Ausspruch des Gerichtes, eingerissen; dennoch fehlt es an solchen noch heut zu Tage nicht, was der Stadt ein ritterliches Aussehen gibt.

Die allgemeine Meinung ist, daß der Thurm Garisenda schief erbaut sey. Ein solcher Bau ist eine Verzerrung des Geschmackes; das beweiset aber nichts gegen denselben. Wenn ihn Erdbeben neigte, wie kommt es, daß die Chronik der Stadt nichts davon weiß, — daß kein anderer Thurm eine ähnliche Neigung erlitt, — daß die Mauern an keiner Stelle barsten? — In diesem Falle müßte auch der Thurm Asinelli jünger seyn und dennoch nennt ihn die Geschichte der Stadt gleichzeitig mit dem andern, ja sie läßt

ihn sogar um ein Jahr früher, im Jahre 1109 begonnen werden. Wenn er aber schief erbaut ist, wie erklärt man sich dann, daß die Gerüstlöcher und alle Ziegellagen nicht wagrecht, sondern der allgemeinen Neigung folgend sind? —

Die Palläste sind zum großen Theile in dem edelsten Style ausgeführt, und besonders Stiegen und Säle voll Majestät und Pracht. Tibaldi, Formigine, Buonarotti, Terribilia, Palladio, Torri, Tadolini und andere Baumeister haben gewetteifert im Großartigen und Dauernden. Die Carracci und ihre Schüler, und was die Sculptur an Meistern hervorbrachte, haben das Ihrige gethan, um diese Palläste durch Fresken und Werke des Meißels zu schmücken. Wir haben in unsern Ländern nur schwache Beispiele solcher Bauten. Eine Eigenheit dieser Stadt sind die Säulengänge, womit nicht nur die meisten Hauptstraßen, sondern sogar die Wege zu einigen Kirchen außerhalb der Stadt geziert sind. Hier, wo ob der Lage an den Apenninen Regengüsse so häufig sind und oft so plötzlich kommen, und wo auch wieder die Sonne eine große Gewalt übt, sind diese Bauten eben so anständig als bequem. Bei den Griechen und Römern liebte man diese zweckmäßige Pracht sehr; die Geschichte und manche Ruinen, wie Alexandria, Antinoe, Palmyra, enthalten dafür den Beweis. Dort aber schnitt man die Säulen und Pfeiler aus Stein, während sie hier meist aus Ziegeln zusammengesetzt und überkalkt sind. Sie tragen barbarische Knäufe, denen man nicht selten eine Eisenfarbe zu geben pflegt. Der zierlichste dieser offenen Gänge in Bologna ist derjenige der Kirche de' Servi, der längste aber der von der Porta Saragozza mit 635 Bogen zur Kirche der Madonna di San Luca führende, welche auf der Spitze eines der schönsten Hügel in der Nähe der Stadt sich befindet.

Ich will diese kurze Schilderung der Bauten von Bologna mit derjenigen der Certosa oder des Friedhofes schließen, welcher der schönste ist, den ich bis jetzt in Europa gesehen habe. Die Weihe der Schatten, den Prunk der Farben, das Spiel der Wasser, die Blumengewinde und vergoldeten Male orientalischer Grabstätten wird man vergeblich auch hier suchen. Wir sehen den Tod überhaupt finsterer an als der Morgenländer, nicht nur weil dieser seine Himmel mit so heitern Bildern sich ausschmückt und so leicht zugänglich sich vorstellt, sondern weil er überhaupt weniger zu thun auf der Erde sich macht, also auch weniger als wir unvollendet hinter sich läßt und mit geringern Sorgen scheidet.

Die Certosa ist ein großer, in vier Felder getheilter, mit Säulengängen umfangener und durchzogener Raum, an welchen die Kirche, Dienstgebäude und mehrere Grabhallen sich schließen. Diejenigen, welche ohne Mal bleiben, liegen in einem der vier abgesondert für Männer, Frauen, Knaben und Mädchen bestimmten Felder. Die Kinder der Adeligen und Wohlhabenden werden von Außen in die Mauer einer langen Halle eingeschoben, während halbrunde an der innern Wand angebrachte Marmortafeln die zugehörigen Aufschriften tragen. Die Halle erinnert an manche der egyptischen Mumiensäle und auch an einige der uralten Familiengräber, welche in Syrien und Palästina in Felsengänge gehauen sind. Die Portiken endlich haben unter sich kleine Grüfte, denen an der innern Wand des Porticus ein Monument entspricht. Da stehen die Namen der meisten jetzt lebenden adeligen Familien der Stadt, und Mal reiht sich an Mal, aus Stuck, Marmor oder aus anderm Steine, oder auch nur gemalt. Durch einen Gemeindebeschluß werden, der längern Dauer wegen, nun alle aus Stein gearbeitet,

und die gemalten nach und nach diesem Beschlusse gemäß umgewandelt.

Diese Anstalt, die sonach eine Schule der Sculptur werden kann, ist etwa vor dreißig Jahren gegründet worden. Man sieht zwar ein paar ältere Male dort; diese sind aus Kirchen dahin getragen worden. Das schönste der neuen Denkmale ist dasjenige der Familie Caprara, von dem noch lebenden hiesigen Bildhauer Giac. de Maria. Einige Male für Künstler sind nur Ehrenmale. Aehnliche und zwar für berühmte Bologner soll ein Saal einschließen, der eben gebaut wird.

Im Vergleiche zu den großen Werken der Alten, ist freilich diese Anstalt nur schwach, und das Andenken, das man durch die darin aufgestellten Werke der Nachwelt übergibt, auf einen Grund gesetzt, der dem Andrange der Zeit kaum ein paar Jahrhunderte widerstehen wird. Wie kindisch aber auch der Wunsch, im Munde der fernen Nachwelt fortzuleben, wenn man ihr nichts als den Namen übergeben kann! Das unsterbliche Denkmal ist die That, ob auch der Thäter vergessen oder sein Name verwandelt werde. Auf wenige Grabmale aber kann man schreiben, was ein Grieche auf dasjenige des Euripides schrieb:

„Nicht dein Mal ist dieß, Euripides, sondern du seines.“ —

Recht inniges Lebewohl!

Bologna am 18. Juli 1831

Ohne irgend Jemanden meine Empfindung aufdringen zu wollen, und nur, um den nächsten Blättern eine Erklärung vorauszuschicken, gestehe ich, daß nichts in der Welt mich inniger anspricht und dauernder festhält, als die

Kunst. Sie ist das glückliche Kind des Himmels, das ohne Sünde gezeugt und ohne Schmerzen geboren wird. Ihr ist unverwelkliche Jugend zu Theil. Sie allein ist ganz und in jedem Theile sie selbst. Wissenschaft ist irdischer Abkunft; die Kunst aber ein Funken von Oben.

In allen Künsten ist die Kunst eine und dieselbe. Nicht alle aber haben gleiche Mittel, um sie den Sinnen erfaßbar darzustellen nnd jede bewahrt im Ausdruck irgend einen Vortheil über die andere. Meinem Wesen haben Poesie, Musik, Malerei und Skulptur fast bis zu gleicher Höhe zugesagt, Poesie und Musik aber einen wenig glücklichen Einfluß auf mich geübt, weßhalb ich sie fürchte, ohne deßhalb aufgehört zu haben, sie zu lieben. Skulptur und Malerei haben mich nicht wie Geliebte, aber wie Freunde umfangen. Ihrem Umgange gebe ich im ganzen Vertrauen mich hin.

Wenn es keine Kunst gäbe, so fiele die Blüthe vom Lebensstamme ab. Man hat auch sie, die Vertreterin des ewigen und nothwendigen Frühlings, heruntergezogen in den Schmutz des Marktplatzes; aber wie eine Daphne entwischt sie da den lüsternen Händen und wird — nein, nicht zum Lorbeerbaume, sondern zur nährenden Palme.

Bologna gibt viel in Bezug auf Malerei, und wenig in Rücksicht auf Skulptur. Ich habe von dieser schon, was ich wußte, gesagt, und gehe nun zur andern über. Statt von Ort zu Ort, was nur eine zufällige Folge ist, will ich Dich lieber von Meister zu Meister führen, aus der Kindheit in die Jugend, in die Jahre der Kraft und in die des Verfalles.

Oberflächliche Blicke gleiten leicht über die Verdienste der Meister hinweg, die wir in der Malerei die alten zu nennen pflegen. Die Härte und die Fehler der Zeichnung,

die Armuth der Zusammenstellung und des Faltenwurfes, der Mangel an geometrischer Klarheit und an Perspectiv, die Trockenheit der Färbung verletzen oder ermüden uns. Stolz darauf, mehr zu wissen als diejenigen, von denen wir gelernt haben, verwerfen wir unbedingt Arbeiten, die der bescheidene Denker verehrt und mit dankbarem Fleiße betrachtet. Wenn wir zwischen den Jahren des Rausches unserer Eitelkeit Stunden fänden, um den Stand der Kunst im dreizehnten Jahrhundert mit demjenigen im neunzehnten zu vergleichen, und bedächten, daß die Raphaele und die Titiane aus den alten Meistern hervorgingen, wir aber, die wir die Raphaele und Titiane vor uns hatten, dennoch diesen Gipfeln der Kunst ferner stehen als die alten; wenn wir Zeit hätten, dies zu bedenken, sag' ich, so würden wir uns höchst wahrscheinlich schämen. Oder ist die Behauptung jenes Vorzuges gewagt? darüber kann wohl kaum ein Zweifel bestehen. Wem würde im Ernst einfallen, Füger, David oder Cornelius* über Giotto, Mantegna oder Perugino zu setzen? Die Alten hatten das Ziel nicht erreicht, aber sie gingen auf der wahren Straße. Wir haben das Ziel verlassen und irren außerhalb der Bahn. Der Schlüssel zu dieser Erscheinung liegt nahe: die Alten schufen; wir ahmen nach; sie wurden nicht selten hart, steif und ungestaltet durch Strenge und Unterordnung aller Kräfte zu einem und demselben Zwecke; wir werden erbärmlich durch Verflächung, Oberflächlichkeit und Flachheit.

Selbst die ältesten Meister haben eine Wärme der Em-

* Ich spreche nur von seinen ersten Arbeiten. Seine spätern, so wie überhaupt die Münchner-Schule kenne ich nicht, bin aber geneigt, nach dem Wenigen, was ich in Zeichnungen davon sah, sie auf gutem Wege zu glauben.

pfindung und eine Kraft des Ausdruckes, die man in unsern Prahl-, Effect- und Prachtstücken vergeblich sucht. Darum bleiben jene noch hochverehrt, während diese, kaum geboren, ihr Falterleben auf dem Trödelmarkte endigen. Die Natur stand jenen zu Pathe, uns die Mode, diese launenhafte und verzogenste aller Buhldirnen. Ueberall fing die Kunst mit der Nachahmung der rohen Natur an und suchte sich derselben möglichst durch Treue zu nähern. Sie schwang sich sodann, durch die Wahl des Schönen aus dem Wahren, zum Ideal auf. In der dritten Epoche verläugnete sie die Natur, glaubte das Schöne schöner machen zu müssen, verlor die Unschuld der Wahl, errieth die Harmonie der Theile nicht mehr und ging durch Leichtigkeit zur Nachlässigkeit in der Ausführung über. —

Die Zeichnung ist nicht zu trennen von Sculptur und Baukunst, und muß daher auch in dem schönen Lande zwischen den Apenninen, dem Po und dem adriatischen Meere schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt haben. Daß man dasselbe von der Malerei sagen könne, bezweifle ich. Ob diese in der christlichen Zeit ihr Leben empfing, oder nach dem Verfalle in barbarischen Jahrhunderten wieder aufgeweckt wurde, laß ich dahingestellt seyn. Was die Bolognesische Schule betrifft, mit der ich mich in diesen Blättern vorzüglich beschäftigen will, so findet man mehrere Madonnenbilder hier, die sicher ins erste christliche Jahrtausend fallen. Sie tragen den Charakter der Stille und Weihe, der die Kraft der Religion in jener Zeit belegt. Namen der Meister aber reichen nicht über das zwölfte Jahrhundert hinauf. Aus dieser Zeit sieht man in der Kirche zum heiligen Stephan zwei große Gemälde, die „Kreuztragung" und die „Kreuzigung," beide schön und keck in der Anlage und in Bezug

der Ausführung weit heraus aus den Kinderjahren der Kunst. Die Gruppirung ist reich, die Natur gemein, eben weil sie treu und ängstlich nachgeahmt ist, aber die Empfindung warm und sogar mächtig. Maria, die in die Arme der Frauen sinkt, Christus, der sich tröstend zu ihr wendet, sind mit dem Verstande eines edlen Herzens gedacht. Die Schaar der Missethäter, die man mit dem Heiland zum Tode führt, diejenige der Söldner zu Fuß und zu Roß sind voll Leben, Kraft und Wahrheit. In dem andern Bilde ist durch das in Leid gesenkte Haupt des Gekreuzigten und durch die Lässigkeit der Glieder ein rührender Ausdruck der Ergebung bewirkt, während die krampfhafte Verzerrung der beiden Mitgekreuzigten den richtigen Gegensatz bildet. Der schöne Gedanke der Engelchen, die neben dem Heiland schweben — der Reichthum an Verschiedenheit im Ausdruck der Gesichter, Stellung und Handlung — die Tiefe der Empfindung in der auf den Boden hingesunkenen, das Haupt auf die müde Hand gestützten Mutter, setzen eine lange Schule oder ein hochbegabtes Talent voraus. Schmutz und Vergoldungen lähmen den Eindruck. Der Name des Meisters ist unbekannt; die Bezeichnung an den Bildern p. f. — Aus Malvasia Felsina Pittrice. Bologna 1678) wissen wir, daß derselbe Meister in mehreren Kirchen gearbeitet hat, die nun nicht mehr bestehen, und daß er zu Anfang des zwölften Jahrhunderts lebte. Guido, Ventura und Orso machen den Uebergang zu den Meistern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wovon zuerst Franco sich einen Ruf verschaffte, den Dante im 11. Buche des „Purgatorio“ verewigte, und welcher die Schule gründete, aus der Vitale, Lorenzo, Simone, Jacobo und Christofero hervorgingen, Meister, welche die Scheu vor der Natur abzu-

schütteln, sie mit Wahl zu betrachten, die Schönheit zu errathen, und das Leben von Gedanken und Empfindung in Gestalt und Handlung zu bringen begannen. Die Pinakothek enthält mehrere Bilder derselben. Eine Madonna mit dem Kinde, gegen einen Betenden geneigt, zwei Engel zur Seite, von Vitale, hat den Anhauch der Schönheit; alles Beiwerk ist trefflich und reich ausgeführt; die Zeichnung, obwohl voll Fehler, ist nicht ohne Adel, und selbst die Färbung schon ziemlich warm und wahr. Kräftiger sind die Werke seines Schülers Simon de' Crocifissi, der das Handwerk um ein Beträchtliches verschob und so der Kunst in die Hände arbeitete. Seine Zeichnung ist gezerrt, seine Falten sind naß, aber seine Köpfe voll Mannigfaltigkeit und Ausdruck; seine Handlung oft keck, wie z. B. in der disputa frai Dottori; sein Colorit selbst milde, wie z. B. in der heiligen Christine; sein Gedanke zart, wie in einigen Engelchen, wovon den einen Michel Angelo zum Vorbild genommen zu haben scheint, da er für den Altar in der Capelle des heiligen Dominicus arbeitete. Eines seiner schönsten Werke ist ein Christus am Kreuze, vom Jahr 1370, in der Kirche S. Giacomo. Die Madonna und der Johannes in den beiden Enden des Kreuzarmes sind in jeder Beziehung ein Anfang des Schönen und Wahren, und Christus ist offenbar nach dem Nackten gearbeitet. Die Kirche von Mezzarata, auf einem Hügel außerhalb der Stadt gelegen, wurde für die Trecentisten der Ringplatz der Kunst. Michel Angelo und die Carracci bewunderten und studierten die Arbeiten an den Wänden dieser Kirche. In unsern Tagen hat man einen Theil derselben durch eine ganz unfähige Hand, die sie auffrischen sollte, zu Grunde gerichtet, andere überweißt und endlich die Kirche in Stall und Scheune um-

gewandelt, so daß jetzt nur wenige Bilder und in diesen nur so viel erhalten ist, als genügt, um die Barbarei des gebildeten Jahrhunderts anzuklagen. In diesen Resten zeigt sich verhältnißmäßig kühne und kräftige Zeichnung, ernster, aber freier Faltenwurf, lebendige und warme Färbung, Adel im Gedanken endlich und eine Weihe, die jede Darstellung durchdringt und zum Ganzen macht. Dieser Weg mußte zu Francia führen. Es war der Weg der Frömmigkeit und Demuth.

Denselben bewahrte, zunächst Lippo Dalmasio, auch Lippo della Madonna genannt, weil er fast nur Bilder der heiligen Jungfrau malte, diese aber mit einer solchen Wärme, daß die Phantasie des Zeitalters viele davon zu wunderthätigen machte, die Andacht der Frommen vor allen übrigen seine Bilder suchte, und selbst Guido Reni, dieser große Meister im Schönen, zu sagen pflegte: er fände so viel Uebermenschliches in Dalmasio's Madonnen, als hätte dessen Pinsel eine höhere Hand geleitet. Woher diese Weihe? Das Leben des Meisters antwortet auf diese Frage: aus dem Glauben. — Malvasia führt noch eine beträchtliche Zahl von Bildern desselben in Bologna auf, meist Mauergemälde. Nur wenige davon haben sich vor der Cultur unsers Jahrhunderts gerettet. Davon steht eines am Palazzo Bolognini, ein anderes in der Paulskirche, ein drittes über dem Thore des heiligen Proculus, ein viertes endlich in S. Domenico. Haltung und Ausdruck erinnern so sehr an Guido Reni, daß man diesen den Dalmasio des sechzehnten Jahrhunderts nennen möchte.

Die Schüler des Dalmasio litten durch die Mode, welche im fünfzehnten Jahrhundert ganz Italien mit neugriechischen Bildern überschwemmte. Lambertini

Michele ist roh im Vergleiche mit seinem Meister, aber Farben und Faltenwurf machen den Uebergang zu Francia. Lianori Pietro steht noch tiefer; seine Zeichnung ist verzerrt, seine Färbung arm, aber viel Ernst in seinen Bildern. Marco Zoppo ragte in Gedanken über seine Zeit; in der Ausführung blieb er schwach. Am Ende dieser Epoche brach endlich Franceseo Francia die wahre Bahn. Dieser seltene Geist steht mit Perugino und Gianbellino auf einer und derselben Stufe; kaum weniger warm im Ausdruck als dieser, kaum weniger schön in der Färbung als jener, ist er strenger in der Zeichnung als Beide und eben so edel. Bologna besitzt eine Menge seiner Bilder. Es fällt schwer zu sagen, welches das schönste sey, obwohl mehrere unter dem Werthe anderer stehen und für die Mühe zeugen, die mir in den Werken noch keines dieser drei Meister verhüllt scheint. Francia ist nicht reich an Erfindung, aber er verstand seine Figuren auf eine dem Auge höchst wohlgefällige Weise zu ordnen, und die geometrische Klarheit feierte zuerst in ihm ihren Triumph. Er erreichte die Schönheit nicht, aber er ersetzte sie durch eine so heilige Stille und Innigkeit, daß man kaum Zeit hat, ihren Abgang zu fühlen. Seine Zeichnung hat noch einige Mängel und Härten; seine Falten sind streng und durchdacht; das Beiwerk ist meisterhaft gewählt und ausgeführt; seine Färbung endlich in hohem Grade verständig, richtig gewählt, einfach und von durchdringender Wahrheit, obwohl sie eines Reizes dadurch entbehrt, daß er aus der Wirkung des Lichts noch nicht die volle Beihülfe zu ziehen verstand. Das erste öffentlich ausgestellte Bild dieses Meisters steht dermalen in der Pinakothek und stellt eine sitzende Madonna mit dem Kinde vor, die mehrere Heilige zur Seite hat; am Fuße des Thronsessels sitzt

ein Engelchen und spielt auf einer Mandoline, neben demselben aber kniet Bartolomeo Felicini, für dessen Rechnung das Bild gemalt wurde. — Neben diesem Werke steht eine „Verkündigung.“ Die Madonna, mit gefalteten Händen, wie im Gebet verloren, blickt nach dem Himmel, aus dem der Engel mit unübertroffener Leichtigkeit hervorschwebt. Zwei Heilige stehen zur Seite. — Ein drittes Bild von Fr. Francia, in demselben Saale, ist in der Anordnung dem ersten ähnlich; es wurde bei der Reinigung sehr verdorben und erscheint, besonders da es neben dem Bilde Perugino's, das an Zauber der Farbe kaum von Raphael übertroffen ist, stehet, schwach und gleichsam nur untermalt. Wenn ich in diesen drei Bildern, so wie fast in allen übrigen dieses Meisters, die seelenvolle Wärme bewundere, die nur Perugino und Gianbellino mit ihm theilen und worin nur Raphael und vielleicht Sodoma ihn übertreffen, so verletzt mich in der „Verkündigung“ der Abgang der Schönheit in der Jungfrau. Weit gelungener ist eine andere „Verkündigung“ dieses Meisters in der Kirche zur Annunziata vor dem Thore di Sta. Mammola; überaus ansprechend, klar, einfach, richtig geordnet ist eine Madonna mit dem Kinde in S. Martino, und ganz herrlich eine Madonna mit dem Kinde in der Capelle Bentivoglio zu S. Giacomo maggiore. Der heilige Johannes in diesem Bilde ist, in Hinsicht des Gedankens, Raphaels würdig; dasselbe möcht ich von dem Engelchen zur Seite des Kindes, von dem am Fuße des Thrones die Mandoline spielenden und von dem heiligen Sebastian sagen. Die Madonna ist weniger Jungfrau als Mutter, aber sie steht an Schönheit weit über den Zügen der Welt, die den Künstler umgab, wenn ich diese nach den Bildnissen der Familie Bentivoglio und nach den Triumphen des Pe-

trarca beurtheilen soll, die Lorenzo Costa in derselben Capelle in drei großen Wandbildern malte. Die fromme Anmuth, welche Francia seinen Engelchen zu geben weiß, entzückt; so z. B. in einem seiner Madonnen, welche die Gallerie Hercolani mit Recht als ihr erstes Bild preiset. Fast jede Privatgallerie in Bologna und mehrere Kirchen besitzen Werke dieses Meisters; die Gallerie Fruli auch sein Bildniß, von ihm selbst gemalt. Es ist eines edlen, freien und seelenvollen Ausdruckes, der dem Günstling der Natur gebührt.

Welche Achtung Raphael für Francia trug, bezeugt sein in der Kunstgeschichte bekannt gewordenes Schreiben an diesen vom 5. September 1508, worin er die Madonnen Francia's als die schönsten, frömmsten und am besten ausgeführten preiset, die irgend ein Meister gemacht habe. Mehr noch spricht dafür, eben an Francia seine Cäcilia gesendet und ihn mit der Aufstellung dieses unerreichten Meisterwerkes beauftragt zu haben. Dieser Freundschaftsdienst, so geht die Sage, soll zu Francia's Tod die Veranlassung geworden seyn. Wie von Starrsucht gefaßt bei dem Anblicke des Bildes, in dessen Vollkommenheit ihm eine mehr als irdische Hand sichtbar schien, verfiel er in Schweigen und seine Kunst war ihm kein Trost mehr.

Es gibt auch mehrere Fresken von Francia in einigen Pallästen und hauptsächlich in der Capelle der heiligen Cäcilia, die für seine Schule das wurde, was die Kirche Mezzarata für die Trecentisten und der Hof in S. Michele in Bosco für die Schule der Carracci. Auch hat diese Capelle das Schicksal dieser beiden unersetzbaren Orte gehabt; sie ist durch Muthwillen, Nachlässigkeit und Barbarei zu Grunde gerichtet. Was sich von den Fresken des

Francia noch erkennen läßt, steht seinen Oelgemälden weit nach.

Die Schule des Francia hielt seine Weise aufrecht, ohne sie zu erreichen, viel weniger der Vollkommenheit näher zu führen. Es konnte überhaupt nur einen Raphael geben, der aber ging aus Perugino's Schule hervor, und diese Fügung reicht diesem Meister vor Francia die Krone. Giacomo, sein Sohn, Gianbattista, sein Enkel, und Giulio, sein Vetter genossen seines Unterrichtes. Von dem ersten besitzt die Pinakothek vier Gemälde, andere sieht man in den Kirchen S. Petronio, S. Giovanni in Monte, S. Donato, Sta. Cristina, S. Vitale und in andern. Die Arbeit ist leichter, die Färbung frischer, aber die Ausführung weniger warm und weihevoll als in den Bildern des Vaters, mit welchen sie von einem aufmerksamen Auge wohl nicht verwechselt werden können. Gianbattista und Giulio stehen tief unter dem frühern.

Unter den Schülern des Francia, die mit Strenge an den Meister hielten, verdient vor allen Lorenzo Costa Erwähnung. Er brachte den Ernst der Ferraresischen Schule in die mildere des Francia; seine Zeichnung ist sicher und schwungvoll, seine Darstellung weniger gebunden, seine Farben sind nicht selten hart; manchmal aber auch sehr innig vermählt und lebendig. Sein schönstes Bild ist das Altarblatt in St. Giovanni di monte, worin er in Gedanken, Zeichnung und Colorit bis zur Höhe des Francia und Perugino aufsteigt und in Hinsicht auf Schönheit jenen sogar überbietet. Die Anordnung ist vielleicht um ein Weniges zu geometrisch. Ein zweites Bild in derselben Kirche, die Madonna mit dem Kinde und vier Heiligen, ist höchst verdienstvoll. Die Schatten sind entweder nachgedunkelt oder etwas zu stark gehalten; die Zeichnung ist

meisterhaft, und z. B. auch in diesem Bilde der heilige Johannes Raphaels würdig. Dagegen erscheint mir eine „Auferstehung“ in der Pfarrkirche Mascarella etwas verzerrt und ohne innern Verband. Costa arbeitete mit Francia in der Kapelle Bentivogli, in jener der heiligen Cäcilia und im Pallaste Bentivogli. Die Pinakothek besitzt ein paar Bilder von ihm, andere stehen in St. Petronio, in Casa Hercolani u. s. w. — Cotignola und Amico Aspertini brachten die Kunst nicht vorwärts. Die Darstellungsgabe des Einen ist klar, die Anordnung verständig, die Zeichnung brav und die Färbung, wenn nicht warm, doch lebendig; die Pinakothek zeigt zwei Bilder von ihm, ein drittes steht in St. Giuseppe. Der Andere gefiel sich im Sonderbaren und im Uebermuth der Kraft, wovon ein Altarblatt in St. Petronio und ein anderes in St. Martino zeugen. Die Kunst mußte zurückbleiben in Bologna, auch wenn sie nur stand, um wie viel mehr also, da diese Schüler, trotz theilweisem Verdienste, nicht an ihren Meister reichten, während in Rom der Schüler des Perugino den seinen weit überflog. Schon dieser Zustand, abgesehen von dem Verdienste Raphaels, das unwiderstehlich alle Jünger der Kunst hinter sich herzog, mußten die Maler unserer Stadt nach fremden Mustern arbeiten und sie dadurch den eigentlichen Charakter Francia's aufgeben machen. Das geschah durch Bagnacavallo und Innocenzo da Imola, beide Nachahmer, aber mit großen Anlagen ausgerüstet, Kosmopoliten der Kunst. Schüler Francia's, verließen sie seine Weise und behielten gegen diejenigen, die sie übten, vor den Augen der Mitwelt Recht. Kühner in ihren Gedanken und in der Zeichnung, sprachen sie die laute Welt mächtiger an, aber die Weihe der Frömmigkeit, das beredte Schweigen waren nicht mehr mit ihnen. Ma-

nier und Mode wurden sichtbar, und Sucht nach Wirkung, nicht durch die Gesammtheit und Natur des Werkes, sondern durch gekünstelte Haltung, Stellung und starke Gegensätze hervorgerufen. Andererseits machten sie die Fortschritte der Kunst, hauptsächlich in Hinsicht des Colorits, sich eigen und obwohl das Wesen der Kunst mächtiger in Francia war, als in ihnen, hatten sie größern Reichthum an Mitteln, es zu äußern, als er. Die Anfänge der Verderbniß wurden in ihnen sichtbar, aber sie standen zu nahe den großen Meistern, als daß sie nicht Schönheiten in hohem Maße zu Tage legten und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt gewannen. Die Pinakothek besitzt eine heilige Familie von Bagnacavallo und zählt sie mit Recht unter ihre herrlichsten Bilder. Sie steht neben der Cäcilie des Raphael und erträgt diese Nähe. Eine unwiderstehliche Anmuth ist über diese eben so geistreiche als treue Nachahmung des größten Meisters ausgegossen. Zartheit des Gedankens, feine und schwungvolle Zeichnung, Schönheit und eine, wenn nicht ganz wahre, doch höchst glückliche Färbung machen den Zauber dieses überaus reizenden Bildes aus, an dem alles lacht und blüht, wie die heiterste Jugend. In starkem Gegensatze mit diesem steht ein Bild in einer Kapelle der Kirche de' Santi Vitale ed Agricola, wo Ramenghi (das ist der eigentliche Name des Bagnacavallo) mit Giacomo Francia Seitenbilder, und mit Franc. Francia das Altarblatt malte. Die Bilder Ramenghi's fangen an selten zu werden in dieser Stadt. In der Sakristei der Kathedrale steht von ihm ein Kreuz mit Magdalena am Fuße desselben, welches die Mißhandlungen der Ausbesserer nicht ganz seiner Schönheit haben berauben können. In St. Domenico und in Misericordia sind gleichfalls Bilder von ihm, die fast ein ähnliches Schick-

sal erfahren haben. Im Palazzo Isolani zeigt man eine Madonna als von Parmegianino, die offenbar von Bagnacavallo ist. Ai Servi, in St. Stefano und in St. Michele in Bosco sind meisterhafte Fresken von ihm, aber leider in einem Zustande, als wären Attila und seine Horden darüber gezogen.

Mit Ramenghi arbeitete Biagio Pupini zu Rom und in Bologna. Eine heilige Ursula in St. Giacomo, eine „Heimsuchung" im Oratorium des großen Hospitals und ein Altarblatt in St. Giuliano zeigen fast dieselbe Weise, stehen aber in jeder Beziehung den Werken Ramenghi's und denen des Innocenzo da Imola nach, der ebenfalls ein Jünger Raphaels geworden war, und demselben so nahe kam, als das Talent dem Genie sich zu nähern im Stande ist. Seine Madonnen sind voll Anmuth und Schönheit, seine Zeichnung ist strenger als diejenige des Ramenghi, seine Farben sind weniger frisch, aber an Innigkeit geht er diesem vor. Es hat kaum eine Schule einen so liebenswürdigen Maler aufzuweisen; aber seine Phantasie wagte selten den Flug, und man muß diese Bescheidenheit in ihm loben. Stellen aus seinen Werken, wie z. B. der heilige Johannes in einem Altarblatte in St. Giacomo, sind eines Raphael würdig; andere, wie z. B. der Erzengel Michael in einem großen und meisterhaften Gemälde in der Pinakothek, sind nach meiner Ansicht schlecht gedacht; Zeichnung und Colorit können die Schwäche der Idee nicht besiegen, wie trefflich sie auch seyen. In S. Mattia, Ai Servi und in S. Giuseppe vor dem Thore Saragozza und in den meisten Privatgallerien sind Werke von ihm, alle von einer ihm ganz eigenen Anmuth. Ungleich andern großen Meistern, deren Werke in Oehl vollkommener als diejenigen in Fresco sind, erscheint mir

Innocenzo in seinen Fresken größer als in den Oehlgemälden, wie vorzüglich diese auch seyen — und ich gebe ihm nach meiner Empfindung den ersten Platz unter allen Freskomalern, welche aus der bolognesischen Schule hervorgegangen sind. Ich behaupte, daß er hierin mehr geleistet hat, als selbst die Carracci und deren glänzende Schüler. Beweis hiezu liefern eine Seitenkapelle in St. Michele in Bosco, die dermalen, aus Achtung für die Kunst, als Getreideboden verwendet wird, und ganz vorzüglich die Wandgemälde in der Viola, diesem Lustsitze der Bentivogli, da sie Fürsten von Bologna waren. Der Adel des Gedankens und der Zeichnung, das Geistreiche der Gruppirung und die Glut der Farben sind in diesen Darstellungen der Kämpfe Apolls und der Musen und anderer mythologischen Scenen auf ihre höchste Höhe gebracht. Leider sind diese und eine Zahl anderer Wandgemälde, von den ersten Meistern in diesem kleinen Pallaste ausgeführt, vor einigen zwanzig Jahren überweißt, bemörtelt und zum Theile vernichtet worden. Die Viola ward nämlich zu einem Lehr- und Modellensaale für Agrikulturgegenstände eingerichtet. Die Pflugschaaren, Rechen, Getreidewinden, Professoren und Assistenten duldeten die unnützen Bilder an der Wand nicht und die Regierung des Königreichs Italien, so aufmerksam für die schönen Künste, gab die Verwüstung zu. Mit Mühe und Kosten haben vor Kurzem einige Freunde der Kunst die Verkalkung wieder abzulösen versucht und nach und nach drei Bilder rein gemacht, um wenigstens die Zeichnung von diesen in Bologna unübertroffenen Darstellungen zu retten.

Größer als Ramenghi und Innocenzo waren ihr gemeinschaftlicher Schüler Franc. Primaticcio und ihre Zeitgenossen Nicolo di Abbate und Pellegrino Ti-

baldi. Wenn das Geschick diese großen Meister nicht früh in ferne Länder geführt und dadurch dem Klima der Kunst entzogen hätte, so würden sie die bolognesische Schule auf die Höhe, welche die römische und venetianische zu ihrer Zeit einnahmen, gebracht haben. Von dem Ersten befindet sich ein einziges Gemälde in Bologna und zwar in der Gallerie Zambeccari; es stellt in drei weiblichen Figuren, mit Tiefe und Leichtigkeit, mit Grazie und Seele ausgeführt, die Musik dar. Von Nicolo di Abbate enthält dieselbe Gallerie ein Fragment und diejenige im Pallaste Bovi eine Hochzeit des Peleus, mit einem Schönheitssinn gedacht, der sich, nach meiner Ansicht, nur in den Fresken des Innocenzo wiederfindet. Die Zeichnung ist eben so streng als leicht und die Färbung ist mit Tizian'scher Feinheit und Wärme behandelt. Es herrscht eine Wahrheit der Schatten, eine Einheit und Milde des Lichtes, und eine Runde des Nackten in den wenigen und kleinen Figuren dieses Bildes, die demselben einen ganz eigenen Charakter geben, und es zum Musterstücke einer besondern Schule machen. Leider hat dieser Schatz unerkannt zwischen Staub und Kalk durch lange Jahre gelegen und nicht wenig gelitten. Was Nicolo in Fresco zu leisten im Stande war, ist im Palaste Leone zu beurtheilen. Sechzehn Scenen aus der Aeneide, wovon aber eine zerstört ist, da man eine Thüre durch die Wand schlug, sind in dem einen Saale, zwölf in dem andern. Amoretten bilden die Kariatiden und sind eben so viele Musterbilder des glücklichsten Geschmacks. Die Fresken sind anmuthvoll, kräftig, reich gedacht. Am Impasto der Farben ziehe ich die Carraccischen im Pallaste Magnani vor. Augustin Carracci verehrte unsern Nicolo so sehr, daß er zu seinem Lobe die in so mancher Beziehung merkwürdigen Verse schrieb:

Chi farsi un buon pittore cerca e desia
Il disegno di Roma abbia alla mano,
La mossa coll' ombrar Veneziano,
E il degno colorir di Lombardia,
Di Michel Angiol la terribil via,
Il vero natural di Tiziano.
Del Correggio lo stil puro e sovrano,
E di un Rafael la giusta simetria,
Del Tibaldi il decoro e il fondamento,
Del dotto Primaticcio l'inventare,
E un po di grazia del Parmigianino.
Ma senza tanti studi e tanto stento
Si ponga solo l'opre ad imitare
Che qui lasciosi il nostro Nicolino. —

Von Pelegrino Tibaldi zeigt die Pinakothek eine Vermählung der heiligen Jungfrau, die mir kindlich, aber etwas furchtsam gedacht erscheint. Die Falten sind einfach und leicht, die Zeichnung ist noch etwas unsicher, die Farben sind, nach meiner Empfindung, zu licht gehalten und die Lichter zu sehr verbreitet. Diese Arbeit scheint seiner Jugend anzugehören. Auch die Gallerie Fruli besitzt ein kleines, sehr schätzenswerthes Bildchen von ihm, dem ich, in etwas geringerm Maße, dieselben Fehler vorwerfe. Seine eigentlich großen Leistungen bestanden in Freskogemälden, z. B. in einem Saale der Universität, in den Kirchen St. Vitale, St. Giacomo und Ai Servi, Werke außerordentlicher Art, an Gedanken, Zeichnung, Gruppirung und Colorit meisterhaft und von einer Kraft, die früher in dieser Schule nicht gesehen worden war und welche die Neigung Tibaldi's für Michel Angelo beurkundet.

Unter den vielen Schülern, welche den Zeitraum bis zu den Brüdern Carracci ausfüllen, haben manche sehr Verdienstliches im Handwerke geleistet, die Kunst selbst verfiel in beschleunigter Bewegung. Prospero Fontana, mit

vielen Talenten ausgerüstet und von Innocenzo gebildet, trieb die Kunst ohne Weihe. Sie war ihm zum Rechnungsexempel geworden, das er mit Gewandheit zu lösen verstand. Kräftig aber ordnungslos in Gedanken, übereilt und nachlässig in der Zeichnung, hart in den Farben, meist ohne Anmuth und fast gemein im Ausdruck, stehen seine Werke in der Pinakothek, in der Kathedrale, in der Madonna del Baracano, in St. Michele u. s. w. als Zeugen des Verfalles da. Ihm galt die Eile als Verdienst, weßhalb er zu Reichthum und Ehren stieg, und da er nicht kurz genug lebte, auch von beiden wieder fiel. Mehrere Werke Anderer wurden von ihm vollendet, z. B. einige des Innocenzo, die herrlichsten Gemälde Tibaldi's in Santa Maria maggiore. Seine Leichtigkeit hat der Kunst mehr Schaden als Nutzen gebracht. — Reicher an Colorit, fleißiger, wenn auch nicht richtiger in der Zeichnung und kaum schwächer im Gedanken, war seine treffliche Tochter Lavinia. Die Herzogin Louise von Frankreich, von Damen gefolgt, die dem heiligen Franziscus knieend ihr Kind entgegenhält, in der Pinakothek, ist von so reicher Ausführung und Färbung, daß man es neben Paul Veronese stellen könnte. Ai Mendicanti, in St. Giacomo, in Santa Lucia und in mehreren Gallerien stehen Gemälde von ihr; eine „Geburt Christi,“ als Nachtstück, in der Trinità macht große Wirkung. Die vielen Porträte von der Hand dieser ausgezeichneten Frau übertreffen an Weiche, Harmonie, Auffassung und Ausführung des Einzelnen diejenigen ihres Vaters.

Je weiter wir in der Klasse der Nachahmer vorschreiten, desto seltener wird die Wahrheit, desto nackter erscheint die Sucht nach Beifall, desto mehr entweicht vor dem wandelbaren Ueberreiz der Mode der ewig bleibende, zu allen

Zeiten in allen gesund entwickelten Gemüthern wohnende Geschmack am Schönen. Lorenzo Sabbatini und Orazio Samacchini, Freunde unter sich und eines Geistes, durch die hellen Farben des Tibaldi und die wunderbaren Lichter Correggio's verlockt, rissen durch Neuerung im Colorit die öffentliche Meinung an sich. Die tief durchdachte Wahl der Farben, welche von den ältesten Schulen bis an Francia und Raphaels Schüler reicht, wurde aufgegeben, aber was Corregio wagen durfte, mißglückte in der Hand weniger begabter Meister. Die Zeichnung wurde vernachläßiget, die Grazie ging über in Ziererei, der Gedanke blieb nicht selten gemein; harte Schatten reihten sich an harte Lichter, und die milden Uebergänge gingen verloren. Dennoch griff noch die Kraft der Schule durch und manche Bilder dieser Meister verdienen unsere Aufmerksamkeit und zum Theile unsere Bewunderung. Das vorzüglichste Werk Beider steht in St. Giacomo; eine Madonna mit dem Erzengel Michael und dem heiligen Johannes von Sabbatini und eine Vorstellung im Tempel von dem Andern. Mehrere Werke von dem Ersten sieht man in St. Martino und St. Domenico, in den Scuole, in St. Giovanni in monte, in St. Stefano und Ai Scalzi eine heilige Jungfrau, die von einer Schaar von Engelchen gen Himmel getragen wird, das anmuthigste Bild, das ich von ihm kenne, und überhaupt eine neue und liebenswürdige Idee, welche die äußerst bewegliche und heitere Phantasie dieses Malers zeigt. Auch in der Pinakothek stehen einige Bilder von ihm und zwar nicht die schönsten, die durch zu vielen Glanz der Farben, flüchtige Ausführung und Unwahrheit verletzen. Ich nehme aus davon ein kleines Bildchen, den todten Christus vorstellend, der von zwei Engeln gestützt wird, ein Studium des Michel Angelo

und dessen würdig. Samacchini, in einem großen Bilde, die Krönung der Jungfrau durch die Dreieinigkeit, das im zweiten Saale der Pinakothek steht, treibt alle Fehler seines Freundes noch weiter. Das Colorit ist fleckig und ohne Einheit, der Gedanke überladen, die Zeichnung sehr flüchtig, und dennoch die Schule großer Meister und das eigene glückliche Talent hervortretend. In Santa Maria maggiore, in St. Salvatore, in Madonna della Libertà, in St. Domenico, in den Scuole, in der Santa Trinità, Ai Servi, in St. Giovanni, in der Certosa, Ai Scalzi und in mehreren Privatgallerien sind seine Werke, in Oehl sowohl als in Fresco.

Unter den Schülern des Sabbatini erwarben sich Felice Pasqualini, Morina, Girolami, am meisten aber der Niederländer Dionisio Calvart einen mehr oder weniger ausgebreiteten Namen. Die Werke des Ersten und Dritten sind selten geworden; nur in St. Bartolomeo di Reno sieht man deren noch; diejenigen des Morina sind kaum häufiger; es steht von ihm eine Auferstehung in der Kathedrale, eine Vorstellung im Tempel ai Servi, und in der Pinakothek eine Katharina Vigri. Zahlreich und vorzüglicher sind die Arbeiten Calvart's, bekannter unter der Bezeichnung Il Fiammingo. Einen Funken Geist und Einbildung mehr und er würde der Schöpfer einer bessern Schule geworden seyn. Sein Colorit ist saftiger und wahrer, denn er kehrte auf die Straße der Natur zurück; seine Zeichnung gut, fleißig, obwohl voll falscher Grazie; sein Gedanke richtig, obwohl ohne Schwung. Hundert sieben und dreißig Meister gingen aus seiner Schule hervor, worunter Albani, Guido und Dominichino, die der schönsten Periode der Kunst in Bologna angehören. In der Pinakothek, in vielen Privatgallerien, in St. Giu=

seppe, St. Giacomo, St. Gregorio, Corpus Domini, St. Domenico, Sancta Lucia, Ai Servi, stehen seine sehr verdienstlichen Werke. Guido rühmte vor allen seinen Erzengel Michael in St. Petronio, den ich jedoch zu tanzend finde. Voll Kraft und Nerv ist seine Vigilanza im Pallaste Zambeccari.

Schüler, die seiner Weise treu blieben, sind wenige. Man kann darunter Vicenzo Spisano, genannt lo Spisanello, und Gianbattista Bertusio nennen; beide schwach an Colorit, unsicher und flüchtig in der Zeichnung, nicht ohne Anmuth, aber auch voll Manier. Fast jede Kirche enthält Werke von ihnen in Oehl oder Fresco. Innig gedacht und ergreifend ist von Spisanello der Tod des heiligen Joseph in Santa Maria maggiore; anmuthsvoll eine Madonna mit dem Kinde in S. Filippo.

Eine Schule für sich bildeten die Passerotti, Bartolomeo, Tiburzio, Gasparo, Aurelio, Passerotto und Ventura. Von den Werken des Ersten sind die Kirchen voll; seltener sind die des Tiburzio; von dem Fünften zeigt man eines in der Misericordia; von den übrigen nur in den Privatgallerien. Die Stärke des Passerotto war das Porträt. Man verglich Bartolomeo, in dieser Beziehung, mit Tizian, an den er, nach meiner Meinung, lange nicht reicht. Kein Zweifel, daß seine Bildnisse weit die heut zu Tage gemalten übertreffen, das aber will wenig sagen. — Fast auf derselben Höhe stehen die Procaccini, Ercole und Camillo, von denen man in St. Giacomo, in Santa Lucia, in St. Giovanni u. s. w. einige Werke sehen kann.

Aus der Zahl der Uebrigen, welche die Unterthänigkeit theilten, worin die bolognesische Schule verfallen war, will ich nur noch Bartolomeo Cesi, Cesare Aretusi und

Giov. Battista Fiorini nennen. Die Werke des Ersten, nicht selten großartig gedacht, tragen alle Fehler des Verfalles; die beiden Nächsten, Freunde unter sich und gleichsam unzertrennlich, haben Augenblicke von Schönheit, eines Guido und Corregio würdig, und weckten das Colorit etwas aus dem todten, harten Tone, in welchem es lag. In St. Giovanni in monte steht ein schönes Bild dieser Beyden, „die Geburt der heiligen Jungfrau," eigentlich gemeiner Natur und doch anziehend; zwei sich umarmende Mädchen darin sind edel gedacht.

Die Mode und ihr Gefolge von Witz, Hochmuth und Leichtsinn hatte durch ein Jahrzehend die Afterkunst gegen die Kunst aufrecht gehalten, die unter den Gebrüdern Carracci neu zu erstehen begann. So wie die alte Generation mit ihren Vorurtheilen nach und nach der folgenden Platz räumte, nahm diese die besseren Eindrücke auf. Der Dienst der Wahrheit wurde erst geduldet, dann erlaubt, und endlich Pflicht. Ueber diese zweite Epoche in meinem nächsten.

Bologna, am 30. Juli 1831

Es liegt in der Natur des Menschen eine Unruhe, die ihn aus jedem Paradiese verstößt, und auch das Vollkommene, hat er es erst erreicht, loslassen macht. Diese Centrifugalkraft, verbunden mit der andern, die, in entgegengesetzter Richtung, ihn unablässig nach Genuß und Vollkommenheit treibt, bestimmt die auf- und niedersteigende Bahn, in welcher er selbst mit allen seinen Beschaffenheiten, Meinungen, Kenntnissen, Fähigkeiten, zwischen Geburt und Tod sich bewegt. Was von Einzelnen, gilt auch von Vie-

len und gilt in jeder Beziehung, also auch in derjenigen der Kunst. Wir haben diese schöne Pflanze zu Bologna keimen und wachsen gesehen, bis sie, ganz nahe ihrer schönsten Entfaltung, plötzlich einhielt, durch fremde Einwirkungen getrieben und geschwächt wurde, dann erkrankte und hinstarb. Nun werden wir sehen, wie die fremden Schößlinge durch verständige Hand auf den einheimischen Stamm gepfropft, zu heimischen gemacht wurden; wie diese künstliche Geburt herrliche und von Allen angestaunte Blüthen trug und nach und nach über ganz Italien verpflanzt wurde, bis sie abermals ausartete und zu Grunde ging.

Die Carracci faßten den zeitgemäßen Entschluß, aus allen Schulen und Meistern das, was ihnen das Beste schien, zu wählen und zu einem und demselben Ganzen zu vereinen. Sie nahmen von den Florentinern die Wahrheit und das Maß der Zeichnung; von den Römern den Ausdruck, die Schönheit, so wie den Schwung des Gedankens und der Zusammenstellung; von den Venetianern das Colorit; von den Lombarden den Glanz und das Halbdunkel. So machten sie die bologneſiſche Schule zur umfassenden und zur vorzüglich wissenschaftlichen, und dadurch für alle übrigen zur Gesetzgeberin. Ludovico Carracci war der Erste, in welchem das Bedürfniß und die Möglichkeit einer solchen Umwandlung klar wurde. Der Tadel eines Fontana und Tintoretto und der Spott der Allwisser und Modeorakel seiner Zeit entmuthigten ihn nicht; er reiste zuerst und bildete dann seine beiden Neffen Agostino und Annibale für seine Schule. Ihre erste gemeinschaftliche Arbeit im Vaterlande, die „Abenteuer Jason's“ in einem Saale des Pallastes Fava, wurde getadelt und verschrieen; ihre zweite, die „Abenteuer des Aeneas“ in demselben Pallaste siegte über die Meinung der Gegner

und setzte sie in den Stand, die Akademie Degli Incamminati zu stiften, welche alsbald die Jugend, darunter Albani, Guido Reni und Dominichino, an sich zog. Die Fresken im Pallaste Magnani überwanden endlich sogar den Widerstand der Meister, und von nun an war die öffentliche Meinung eben so leidenschaftlich für sie, als sie früher gegen sie gewesen war.

Unter die richtigen Bezeichnungen der Schule der Carracci gehört, daß sie mehr die Geheimnisse der Malerei, als ihre Reize zu erforschen sucht. Sie lernten von Allen und lehrten für Alle. Die Zahl der Werke dieser Meister ist sehr groß; fast alle Kirchen, alle Privatgallerien und viele Palläste besitzen derselben. Wie oft sich auch ihre Pinsel vermählten und ihre Farben bis zur größten Innigkeit in einander verschmolzen, so daß es unmöglich wird, mit Sicherheit den Antheil zu erkennen, den Jeder aus ihnen an dem Werke hatte, so herrscht im Grunde doch eine große, in der Verschiedenheit ihres ganzen Wesens gegründete Verschiedenheit unter ihnen. Ich gebe Annibale die Krone; eine Venus mit Amor, die im Pallaste des Herzogs von Modena hängt, und ein Apollo in Copie, im Pallaste Zappi zu Bologna, haben mich für dieses Urtheil entschieden. Ludovico ist großartiger, strenger, vielleicht auch kühner als die beiden Uebrigen; Agostino weiser, durchdachter, wissenschaftlicher; Annibale anmuthiger, schöner, erfinderischer, genialer. Alle drei zusammen sind ein unversiegbarer Schatz für alle Maler, die nach ihnen kamen und noch kommen werden.

In der Nachahmung befolgten sie zuerst einen Weg, den ich für einen falschen halte. Sie verlegten dieselbe nicht in das Wesen, sondern betrieben es stückweise. So Ludovico in der „Predicazione,“ die in der Pinakothek steht,

wo er in den verschiedenen Figuren Tintoretto, Tizian und Raphael nachahmte. So Annibale, in dem Altarblatt von St. Georgio, jetzt ebenfalls in dieser Gallerie zu sehen, wo er die Jungfrau nach Paul Veronese, das Kind und den Johannes nach Corregio, den Evangelisten nach Tizian und die heilige Katharina nach Parmegianino malte. Dieser Weg ist nur als ein Versuch zu betrachten. Sie schlugen bald den zweiten ein, wo sie die Natur als Grundlage nahmen und diese in der Nachahmung zu veredeln strebten. So Ludovico in der herrlichen „Transfigurazione," in der Vocation des heiligen Matthäus, in der Geburt des heiligen Johannes, in der Bekehrung des heiligen Paulus, in der äußerst liebenswürdigen Madonna de' Scalzi, durchaus Bilder von großer Kraft, Geist und Weisheit der Anordnung und Bewegung, streng richtiger Zeichnung und zum Theile eines großen Farbenzaubers. Der Faltenwurf ist meist so großartig, daß wenige Maler klarer dargethan haben, was die Kunst aus diesen Motiven zu ziehen im Stande sey, als eben er. Die Beschneidung und die Anbetung der Weisen in St. Bartolomeo di Reno, der heilige Rochus in St. Giacomo, der heilige Hieronymus in St. Martino, die „Verkündigung". in St. Giorgio, der heilige Georg in St. Gregorio, das Paradies in St. Paolo, der heilige Raimund in St. Domenico, der heilige Karl in St. Bartholomeo di Porta sind eben so viele Belege der Vortrefflichkeit dieses Meisters. Schade, daß seine Farben mehr als diejenigen vieler minderer gelitten haben; es scheint, daß der Stoff derselben weniger gut war oder zu viel Oehl gebraucht wurde. Man kann überhaupt mit Mengs sagen: das Colorit war seine schwächste Seite. Dagegen sind seine Fresken höchst meisterhaft colorirt, obwohl sie an innerer Kraft der

Farbe nicht an Innocenzo da Imola reichen. Das Herrlichste an den Meisterwerken im Palazzo Magnani, in St. Michele in Bosco und im Palazzo Sampieri, bleiben die Zeichnung und der Gedanke. Ludovico trieb den Teufel der schwachen, wässerigen Farben aus; aber er reichte an Kraft des Helldunkels und der Lichter nicht an Corregio und an Saft und Wahl der Farben nicht an Raphael Seine Composition ist geistreicher, aber nicht weihevoller als Francia. Ueberhaupt kann man von den Malern aus dieser Epoche nicht mehr sagen: es begeisterte sie die Religion. Die Kunst war ihre Göttin geworden. Der Verstand blickt mit den klarsten Zügen aus jedem Bilde Ludovico's; Schönheit begriff er, errieth, ja gab er in wenigen begeisterten Stellen. Diese Himmlische war Annibale's Freundin; Geliebte aber, in Bologna nur seinem Schüler Guido Reni. Bei diesem wie bei Raphael leidet die Schönheit nicht durch die Wahrheit, zwei so schwer zu vereinigende Eigenschaften!

Die Arbeiten des Agostino und Annibale Carracci sind seltener; doch findet man in der Pinakothek mehrere: so von dem Ersten die Communion des heiligen Hieronymus und eine Assunta, die das Erstaunen ihrer Zeit gemacht haben muß; in St. Bartolomeo die Geburt des Herrn; von Annibale in St. Gregorio eine Taufe Christi, die sein erstes öffentlich ausgestelltes Oelgemälde war, ein „Ecce homo“ in St. Petronio, mehrere in der Pinakothek und in Privatgallerien; von Beyden die Fresken in den Pallästen Magnani und Sampieri und in der großen Meisterschule zu St. Michele in Bosco, zu unserer Zeit, wo die Achtung für die Kunst so hoch steht, verwüstet und zu Grunde gerichtet.

Diese drei Meister rissen durch ihre Vortrefflichkeit hinter

sich alle Malerschulen Italiens her und vereinten die Stärke dieses schönen Landes wenigstens in der Kunst. Ihre nächsten Schüler waren Francesco und Antonio Carracci. In Sta. Maria maggiore steht eine Madonna von dem Ersten, die von großem Talent aber harter Ausführung zeugt; in St. Rocco die Erscheinung des Engels. Von Antonio sah ich in Modena eine Heilung des Blinden, voll Styl und Schule, die seinen frühen Tod beklagen macht. Die glänzenden Blüthen dieses reichen Mutterstammes der Carracci aber waren Domenichino, Albani und Guido Reni. Wenn diese drei Genien aus Francia hätten hervorwachsen können, so hätten sie die bolognesische Schule — nein, nicht über Raphael erhoben, aber sie würden Raphael mit Lichtglanz wie mit einer himmlischen Glorie umgeben haben.

Guido ist ganz eigentlich der Maler der Schönheit, Albani derjenige der Anmuth und Domenichino der größte Meister der Farbe, den die bolognesische Schule aufgestellt hat; Annibale in seinem Apollo und Guido in seinem Samson reichen an ihn.

Wie Guido sich gebildet habe, wäre schwer auf genügende Weise zu erklären. Der Genius trug ihn in's Leben und begleitete ihn, wie Virgil seinen Dante, durch alle Zonen dieser Welt. Die Idee der Schönheit war ihm vom Himmel bei der Geburt in die Seele gelegt worden; sie war in ihm, weil sie war, nicht weil sie wurde. Wenn ein Schüler mit den Versen Petrarca's fragte:

In qual parte del ciel, in quale idea
Era l' esempio in che natura volse
Mostrar guaggiù, quanto lassù potea?

so müßte man antworten: in dem Verstande des Herzens. Der ihm eigene Zauber liegt nicht in der Schönheit des

Gedankens, der durch die Züge spricht, denn darin ragten Raphael und Andere über ihn hinaus; nicht in dem Schwunge der Zeichnung, denn diese theilte er mit Mehreren; nicht in der Kraft der Farben, denn hierin steht er Tizian, Correggio und Andern nach: er liegt in dem unübertroffenen Ebenmaß, in dem tiefen Studium der ruhigen Schönheit der Antike, die bei keinem Maler sichtbarer in die Augen fällt, ohne im geringsten zu ermüden (und darin spreche ich einen der größten Lobsprüche aus, die ich ihm zu ertheilen weiß); er liegt endlich in der angebornen Gabe, die durch die glücklichste Pflege entwickelt wurde. Was seinem Pinsel leicht wurde, war dennoch das Ergebniß langer Beobachtung, eines Gedächtnisses, das seinem Fleiße treu zur Hand blieb und einer Phantasie, die früher schon durch die Antike und Raphael auf dem Pfade des Wahren zu gehen gewöhnt wurde, so daß sie bald gar keinen andern mehr gehen konnte. In dem Ausdrucke der Augen, die er am liebsten nach Oben blicken läßt — in den Haaren, die er bald auflöset, bald geschlungen gibt, bald enthüllt, bald verbirgt, — in den Falten der Kleider, in der Haltung und Zusammenstellung lebt eine Kunstfülle, die nur aus einem unglaublichen Reichthum an Studien hervorgehen konnte. In spätern Jahren schlichen sich Uebereilung in der Zeichnung und ein unsicheres Colorit häufig in seine Werke, was sich aus seiner Lebensweise, aus der Menge seiner Arbeiten und aus seinem schnell errungenen Rufe erklärt. Dem Spiele und dem Wohlleben ergeben, war er gezwungen schnell zu arbeiten, ja manches Bild, bevor es vollendet war, von sich zu lassen. Die Pinakothek enthält ein solches, einen Beleg seines Genies und seiner Sünden, in der Madonna del Pallione. Sie enthält aber auch unter mehreren trefflichen drei seiner größten Werke:

die Madonna della Pietà, den Bethlehemitischen Kindermord und Samson, dem aus des Esels Kinnbacken das Wasser träufelt. Das erste ist in seiner Art unübertroffen; die Zeichnung eben so kräftig als schön; die Färbung klar, rein, mächtig und warm; der Ausdruck wunderbar; die beiden weinenden Engel, die neben der Mutter stehen, gehören unter die schönsten und rührendsten Gestalten, die jemals gedacht worden sind; die Anordnung dieses Bildes ist dessen schwächste Seite, fällt aber als eine gegebene dem Meister nicht zur Last. Die Strage degl' Innocenti ist auch in dieser Beziehung ein Meisterwerk. So viel Schönheit mit so viel Schrecklichem zu vermählen, das konnte nur Guido. Samson endlich ragt an Colorit über die andern; mir erscheint er darin so vorzüglich als Tizian's vorzüglichstes Werk. Die Gestalt des Helden erinnerte mich unwillkürlich an den Discuswerfer, überhaupt an die Antiken. Mir ist, als wenn dieses Bild noch nicht genug gepriesen worden wäre. Auch eine Kreuzigung steht in der Pinakothek, an Gedanke und Weichheit der Farbe so schön als die beiden ersten, denen es im Style gleicht. Von seinen Arbeiten in den Kirchen will ich hier nur des Madonnenbildes in St. Bartolomeo di Porta erwähnen. In sich gekehrter, abgewandter vom verlangenden Geiste der Welt läßt sich kaum ein Antlitz denken; aber auch der Schmelz der Farbe, wie wohlthätig! — Eines der herrlichsten Bilder des Guido ist ein Christuskopf mit der Dornenkrone, im Besitze des Conte Salina. Wie groß Guido in der Freskomalerei war, bezeugen seine Antiken im berühmten Hofe zu St. Michele in Bosco, und in St. Domenico. Die himmlische Jungfrau, die das Paradies dem Heiligen öffnet, ist die schönste und erhabenste Führerin, wie sie dem Himmel der Freuden geziemt.

Keinem Meister sind so viele Bilder aufgelogen worden als Guido. Es gibt kaum ein Städtchen im finstersten Winkel von Europa, das nicht einen Guido zu besitzen glaubt. Die Italiener haben sich auf Kosten der Nordländer damit manchen Spaß gemacht.

Wenn ich Albani den Maler der Anmuth nenne, so gebe ich gerne zu, daß er durch die Wahl der Gegenstände diesen Vorzug sich sicherlich nicht erschwerte. Ihn führte sein Instinkt, wenn ich so sagen darf, früher schon von allen Darstellungen ab, welche seiner Phantasie nicht bequem, oder seiner Fähigkeit nicht ohne Mühe erreichbar waren. Gatte eines der schönsten Weiber Bologna's, Vater von zwölf liebenswürdigen Kindern, wurde er unvermerkt das, was man heutzutage, einen verengenden Begriff damit verbindend, Genremaler nennt, d. h. er gab, was er täglich sah, worin er lebte, was seiner Phantasie zur Natur geworden war. Eben deßhalb war er so reich, war er so lebendig in seinen Reizen, so lieblich und wahr zugleich, so heiter in seinen Gedanken, so mannigfaltig ansprechend, und neu in seinen Gruppirungen. Worin liegt der Zauber der Antike, als in dem wunderbaren Leben, das nur aus dem Leben geschöpft werden kann? Die Phidias und Praxiteles gaben wieder, was sie um sich sahen und was als ihre tägliche Umgebung Theil von ihnen geworden war. Darin liegt das Räthsel ihres Vorzuges über die spätern Bildner, welche, durch die Gewöhnlichkeit zerstreut, nur ausnahmsweise das Schöne betrachten konnten. Albani zeichnete sich einen beschränkten Kreis vor und trat nicht über denselben. Er blieb an Zeichnung hinter Guido, an Farbe hinter Domenichino, aber seine Erfindung war reicher als diejenige Beider, und jede seiner Bewegungen freier. In der

Madonna di Galiera steht ein Christus von ihm, der von dem himmlischen Vater den Opfertod für die Menschheit sich erbittet, ein Bild von unbeschreiblicher Innigkeit. Die Engelchen, welche den Vater umschweben und die Leidenswerkzeuge tragen oder mit denselben sich beschäftigen, sind in Gruppen geordnet von so hinreißender Anmuth, und dabei solch' milden und mannigfaltigen Ausdruckes, daß sich dieser Gegenstand gewiß nicht entsprechender geben läßt. Dort ist auch eine Assunta von vieler Schönheit. In der Kirche Ai Servi hüllt ein Andreas, der das Kreuz anbetet, die Schwäche des Meisters auf, in so fern dieß Bild sich als eines darstellt, welches außerhalb dem Kreise der Leistungen lag, wozu ihn seine Natur trieb. Auch ein „Noli me tangere" in derselben Kirche ließ mich kalt, so reizend es theilweise ausgeführt ist. Eines seiner schönsten, großen Bilder ist ohne Zweifel eine „Verkündigung" in St. Bartolomeo di Porta Ravegnana. Die Maria von großer Schönheit ist dennoch zu viel Weib, und der Erzengel, in dem Augenblick dargestellt, wo er eben den Boden betreten will, noch auf den Flügeln sich wiegt, aber schon ihr die Arme entgegenstreckt, verbirgt hinter dem Glanz seiner Schönheit nicht ganz die Aengstlichkeit, welcher der Maler bei der Ausführung dieser kühnen Stellung in sich nicht Meister werden konnte. Voll Innigkeit sind, in derselben Kirche, eine Geburt Christi und ein Entschluß zur Flucht nach Egypten. In der Pinakothek stehen vier Bilder Albani's, wovon das eine, Maria auf dem Throne, schon dadurch sehr anziehend wird, weil es noch ganz der Schule Annibale's angehört, welcher Albani durch längere Zeit fast leidenschaftlich folgte. Ein zweites, die Taufe Christi, wird unter den größern Werken Albani's für das größte gehalten.

Es ist mehr Ludovico als Annibale, möcht' ich sagen, ging aber im Zauber des Colorits weiter und ist ein wirklich wundervolles Werk. Es enthält, in den Engelgruppen hauptsächlich, die Offenbarung von dieses Meisters ganz eigenthümlicher Stärke im Reizenden und Lieblichen; es enthält in der Weiche der männlichen Gestalten aber auch diejenige seiner Schwäche. — Ganz in seiner Welt war Albani dann, wenn er die Reize der schlummernden Venus oder Dianens im Bade, wenn er Scherze und Spiele der Amoretten in blühender Landschaft, an sprudelnder Quelle, in geheimnißvollem Schatten darstellen konnte. Da athmet alles Wollust und Liebe, da ist Schwelgen ohne Ende, da ist Heiterkeit bis in die letzten Falten des Herzens.

Nun noch von Domenichino. Es ist spät und braucht eines so lebendigen Gegenstandes, um mich noch am Tische zu erhalten. Sohn eines Schusters verfocht er gegen Schläge und Hunger durch Jahre sein Talent und fand, als es ihm durch Beharrlichkeit gelungen war, in die Schule der Carracci sich einzubetteln, in seiner nicht glücklichen Körperbildung und in der Langsamkeit seiner Auffassung neue Quellen der Entmuthigung, die er mit gleicher Seelenstärke überwand. Dreimal den Preis in jener Schule erringend, und dreimal zu furchtsam sich zu dem gepriesenen Bilde zu bekennen, zog endlich Augustin Carracci ihn, den Jüngsten von den Schülern, aus dem Dunkel hervor, und Albani erhob ihn durch Freundschaft zu Muth und Vertrauen in sich selbst. Er brachte ihn nach Rom, wo er durch die Communion des heiligen Hieronymus plötzlich zu solchem Ruhme gelangte, daß die Einen dieß Bild mit der „Verklärung“ von Raphael auf dieselbe Höhe stellten und Andere alle Waffen

der Eifersucht gegen ihn in Bewegung setzten. Die letztern siegten, so lange er lebte, und Domenichino gehört unter die Künstler, die in ihren größten Leistungen, mit Noth und Neid im Kampfe, nur Quellen für Leiden und Demüthigungen fanden. Ein feindseliger Pedantism legte die herrlichen Werke seines Pinsels auf die verfälschte Wage der Mode. Seine strenge Zeichnung, die unübertroffene Kraft seines Lichtes, die kühne Vertheilung desselben, die Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks, die Grazie der Bewegungen, die Schönheit der Gewänder, die Fülle der Composition wurden absichtlich in Schatten gestellt, um einigen Fehlern den Vorplatz zu geben. Die Nachwelt hat gerechter geurtheilt. Seine Madonna del Rosario, jetzt in der Pinakothek, ist eines der größten Bilder, das von irgend einer Schule gemalt worden ist. Sein Märtyrthum der heiligen Agnes, eben dort, würde an Erfindung, Anordnung, Haltung, Reinheit, Zeichnung, Farbe und Ausdruck das frühere noch übertreffen, wenn ihm gelungen wäre, im Antlitz der Heiligen den Schrecken des Todes durch größere Schönheit zu mildern. Ein drittes Bild von ihm in der Pinakothek ist die Ermordung Peters des Märtyrers, das groß wäre, wenn nicht Titian in seiner größten Stärke denselben Gegenstand gemalt hätte. An Kraft überbot Domenichino alle Schüler der Carracci und diese Meister selbst, weil sie lebendiger aus ihm sprang und er das Uebergewicht der Mittel in der Behandlung der Farben und des Lichtes besaß.

„Ne già furtivo invola il solar raggio
All' alta rota ardente.“ *Belloci*

Bologna, am 8. Juli 1831.

Unter den zahllosen Meistern der bolognesischen Schule dieser Epoche machen drei jeder eine Klasse für sich, Guercino durch seine ungeheure Naturkraft, Simon da Pesaro durch die Unabhängigkeit seines Verstandes und Tiarini durch die strenge Aufrechthaltung der Carracceischen Lehre. Guercino war eines der Wunderkinder, welche gelehrt vom Himmel gefallen sind; einer der Menschen, welche die Malerei nicht als etwas Anerzogenes, sondern als ein durch die Gestaltung der Organe in ihnen Nothwendiges, mit und in ihnen Aufwachsendes darlegen. Die daraus hervorgehende, ungeheure Leichtigkeit, womit sie die mechanischen Schwierigkeiten überwinden, beeinträchtigt die Vollkommenheit ihrer Leistungen. So groß diese auch immer seyen, lassen sie der Ueberzeugung Raum, daß der Meister noch Größeres hätte leisten können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, weniger schnell zu arbeiten. Guercino hat allein fast eben so viel geliefert, als alle deutschen Maler zusammengenommen; über hundert große Altarblätter, mehrere hundert andere Bilder, zahllose Handzeichnungen und Studien, viele große Freskogemälde sind von seiner Hand, und ganz unähnlich hierin mit andern Meistern, ließ er keine einzige seiner Arbeiten unvollendet. Seine Sicherheit in der Zeichnung war so groß, daß er Freskogemälde nicht selten ohne Carton ausführte; seine Schnelligkeit ging so weit, daß er in einem und demselben Nachmittage, in Gegenwart seiner Kunstgefährten in Bologna, zwei Köpfe in Oehl begann und endete, die noch dazu unter seine herrlichsten gehören; die Kenntniß der Farben war so eingewachsen in sein Gedächtniß, daß er, um das große Altarblatt für die

Nonnen von Jesu-Maria am Tage des Festes dieser Kirche aufstellen zu können, in der Nacht vor diesem Tage die Figur Gottes des Vaters beim Fackelschein malte. Seine Kraft ist die Farbe. Er versuchte mehrere Wege, um ihre Wirkung mit der Wahrheit in Einklang zu bringen; hieraus entstanden die drei Methoden dieses Meisters, wovon die eine gleichsam eine Nachtbeleuchtung, die andere eine Sonnenbeleuchtung und die dazwischenliegende eine Versöhnung dieser beiden Extreme oder der Uebergang von der einen Methode in die andere ist. In der ersten stellte er die stärksten Lichter den stärksten Schatten gegenüber und opferte nicht selten die Umrisse; in der zweiten verschmolz er beide mit großer Milde, ründete und hob die Gestalten mit seltener Meisterschaft, ein Bestreben in der Malerei, das dem Michel Angelo die wichtigste Aufgabe schien; in der dritten näherte er sich gleichsam dem Style Guido's, steigerte aber den Ausdruck.

Die Schule hat gegen Guercino den Vorwurf ausgesprochen, daß er ein Naturalist sey. Als wenn das eine Sünde wäre und nicht gerade hierin die Beglaubigung des wahren Berufes läge! — Füger und David sind freilich keine Naturalisten. Man konnte Guercino nicht verzeihen, daß er, ohne irgend eines Meisters Anleitung, im achten Jahre seines Alters eine Madonna auf die Wand seines Vaterhauses malte, welche bald das Erstaunen der ganzen Umgegend wurde; daß er, zwei Jahre später in die Schule geschickt, darin nur wenige Monate aushielt und sich in dieser Zeit eigentlich mit gar nichts beschäftigte, als die Stoffe, die Mischung und die Wirkung der Farben kennen zu lernen; daß er, damals in höchster Bewunderung für Ludovico Carracci, sich herausnahm, dessen Kunst und Vorgang durch eigenes Nachdenken zu erforschen, nicht aber die Er-

klärungen der Meister vom Stuhle abzuhören. Ich erinnere mich vor Kurzem gesehen zu haben, wie ein deutscher Maler, mit dem ich in der Pinakothek, vor einem mächtigen Bilde Guercino's, dem heiligen Bruno, stand, mitleidig die Achseln zuckte, und dabei mit einiger Gelehrtheit ausrief: „Er ist ein Naturalist!" Ich erzählte ihm darauf, was ich aus Malvasia wußte: daß, als der Künstler noch ein Jüngling von 22 Jahren war, alle Meister der damals so kunstreichen Stadt nach Cento, seinem Geburtsorte zogen, um dessen Werke zu sehen; daß zwei Jahre später ein von ihm zu Bologna öffentlich ausgestelltes Bild, der heilige Matthäus, von allen Kennern für ein Werk der Carracci gehalten wurde; daß Ludwig Carracci, dieser strenge Meister der Kunst, über einen Herkules, den Guercino al fresco im Hause Tanari gemalt, den Ausspruch that: „Keine Summe reiche hin, um diese Arbeit würdig zu bezahlen;" daß Tiarini, dieser strengste aller Schüler der Carracci, von Guercino zu sagen pflegte: „Die andern Maler leisten, was sie können; der aber leistet das, was er will;" — daß Palma, als ihm Guercino, um sein Schüler zu werden, seine Zeichnungen vorlegte, in die Worte ausbrach: „Du bist der Meister und ich bin der Schüler;" daß sein Ruf so groß bei seiner Mitwelt war, daß ihn der Herzog von Mantua und der Pabst zum Ritter schlugen und die Könige von Frankreich und England sich vergeblich um ihn bemühten.

Auch ich ging nach Cento und zwar vor wenigen Tagen. Ich nahm dahin den Weg über Modena. Unter vielen herrlichen Bildern im herzoglichen Pallaste stehen vier Meisterwerke Guercino's, zwei der ersten Art, nämlich das Märtyrthum des heiligen Petrus, und Thamar; eines der zweiten, nämlich die Vermählung der heiligen Katharina,

und eines der dritten, Venus und Mars, an Gedanke, Zeichnung, Farbe wunderschön und wie getaucht in Licht. Der Weg führt durch das reizendste Land am Kloster Nonantola vorüber, das in der eisernen Zeit der Ghibellinen und Guelfen so oft zwischen Modena und Bologna die Veranlassung blutiger Kämpfe geworden war; weiter nach St. Giovanni, wo in der Hauptkirche, einer der schönsten Albano's, eine Madonna in Glorie mit St. Sebastiano und St. Rocco — auch ein treffliches Bild von Cavedone, die Geburt des heiligen Johannes, und, im Stadthause, ein heiliger Johannes von Fr. Francia zu sehen sind; endlich nach Cento, das von Werken Guercino's voll ist. So gut ging es nur wenigen Künstlern, daß sie den Tempel ihrer Jugend schmücken und wie Priester in demselben leben konnten! — In der Kirche del Rosario stehen einige derjenigen Bilder von ihm, welche am klarsten seine Meisterschaft beurkunden; aber insbesondere höchst anziehend für den Forscher ist eben da auch das Bild von Ludovico, und dasjenige von Gennaro zu finden, an welchen Guercino seine Schule machte. Das erste ist eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von Engeln und Heiligen; eines der tüchtigsten, was Ludovico je gemalt hat, und eines der wenigen von ihm, worin Schönheitsgefühl sich kund gibt. Es steht hierin mit der Madonna de' Scalci, die es in der Behandlung übertrifft, auf einer und derselben Höhe. Das andere ist das Mahl in Emaus, streng, ernst und tüchtig. Neben diesen Bildern, aus denen Guercino sein kräftiges Colorit und die kühne Behandlung der Schatten seiner ersten Methode nahm, hängen von ihm aus eben dieser Epoche St. Bernardino di Siena, aus der des Ueberganges eine Madonna mit dem Kindchen vor sich auf den Wolken, und der heilige Petrus, dem Christus die

Schlüssel und ein Engel die Tiara bringt, voll Licht und Weisheit; aus der dritten Epoche ein Christus, wie er der Mutter erscheint. Der Schmerz und die Freude in ihren Zügen, die Ruhe und Milde in den seinigen sind da auf unübertreffliche Weise vermählt. In der Kirche selbst (denn die erstgenannten Bilder hängen in der Sakristei) sieht man in seiner starken Manier einen Johannes in der Wüste, einen Christus am Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena, so wie, als Deckengemälde, den ewigen Vater mit Franziscus und Johannes; in der dritten Manier aber eine Madonna mit dem Kinde, wunderbar beleuchtet durch das durch ein Fenster geführte Licht und ein Helldunkel fast in der Weise Leonardo's. In der Casa Chiarelli findet man auch viele Fresken aus seiner ersten Jugend, so saftig an Farbe, daß Viele sie für Oelgemälde hielten, darunter eine Venus mit Amor an der Brust, von unglaublicher Zartheit, die er als Namenstagsgeschenk der Frau des Hauses gemalt haben soll. In Pieve, eine halbe Stunde von Cento, sprach mich eine „Verkündigung" von ihm ganz ungemein an. Die Jungfrau kniet, in ein Buch betend versunken; darüber schwebt der Engel, der das Wort vom ewigen Vater abnimmt. Ein Guido in demselben Orte ließ mich kalt.

Bologna ist reich an Werken Guercino's. In der Kirche della Madonna di Galiera stehen ein heil. Philippo Neri und eine Madonna, die beide sehr gelitten haben; in St. Paolo ein heil. Gregor, der den Leidenden im Fegfeuer den Heiland, die Jungfrau und den Vater im Himmel zeigt; in St. Domenico ein heil. Thomas von Aquino; in der Trinità ein heil. Rochus, der zur Jungfrau fleht; in St. Giovanni in monte die heil. Joseph und Hieronymus. In der Pinakothek sind acht seiner Bilder, darunter

der heil. Wilhelm, Herzog von Aquitanien, wie er aus den Händen des heil. Bernard den Habit nimmt, eines der Werke, das durch großartige Anlage, durch die Kraft der Farben und durch die Vertheilung des Lichtes so schlagende Wirkung that, daß kein Maler seiner Zeit, selbst Ludovico nicht, eines der ihrigen daneben stellen wollten. Dort ist auch St. Pietro martire, St. Bruno, St. Giovanni Battista; dort auch das in einer Nacht gemalte Bild Gottes des Vaters, dessen ich oben erwähnte. Fast alle Privatgallerien haben Bilder von diesem Meister, so steht im Palazzo Ercolani das herrliche Bild des David und der Bethsabe. Im Pallaste Zambeccari sind Meisterwerke seiner ersten Art, ein heil. Hieronymus und eine Magdalena. Im Pallaste Tanari stehen ebenfalls Bilder von ihm, die den Stempel der Meisterschaft tragen. Mehrere Madonnen Guercino's gingen durch die Missionäre nach dem Orient und bis nach Indien. Kein Reisender erzählt, einem derselben begegnet zu seyn. — Wo sie hingekommen sind? — In den Theilen des Orients, die ich gesehen habe, ist mir kein europäisches Bild aus guter Zeit aufgestoßen, wenn ich einen Palma in Bethlehem ausnehme.

Der andere Meister dieser Epoche, der, obwohl nach langem Wählen und Sträuben einen eigenen Weg ging, ist Simon da Pesaro, nach der Stadt so genannt, in der er geboren war. Im Gegensatze mit Guercino lieferte er verhältnißmäßig wenige Arbeiten, und von diesem ist die Mehrzahl nur als Studium zu betrachten, in so ferne er nur spät erst von der Nachahmung sich zu entfernen wagte. Die Zeichnung schien vor allem sein Augenmerk und er wurde nicht satt, sich hierin nach Ludovico zu üben. In der Farbe zog ihn zuerst Barocci an, dann aber Guido, dem er sich als Schüler übergab. Er trug

in seiner Seele eine Unruhe, die ihn bald Jederman unbequem machte, und nach und nach ihn selbst mit feindseligem Hochmuth erfüllte. Was ihn auszeichnet, ist die Kühnheit seiner Composition, die Trefflichkeit der Umrisse, die Grazie des Ausdrucks und die Wahrheit des Colorits, das er jedoch hie und da, ich möchte sagen absichtlich, vernachläßigte oder mit einem grauen Tone verdarb. Die Pinakothek hat von ihm einen heil. Hieronymus, ein meisterhaftes Porträt Guido's und eine heil. Jungfrau, die von Engeln zum Himmel getragen wird, unter sich Johannes den Evangelisten, die heil. Eufemia und den heil. Nicolaus von Tolentino. Aus dem Palazzo Caprara brachte ich eine Skizze dieses Meisters an mich, die heil. Jungfrau, um welche Engelchen flattern, mit dem Kinde vorstellend, dem der heil. Antonius knieend sich naht; St. Philippo Neri, der heilige Joseph und Dominicus und ein Johannes als Kind bilden eine Gruppe um die Haupthandlung; die Madonna ist im Style des Ludovico gehalten. Eine wunderbare Kraft des Ausdruckes in Haltung und Bewegungen, so wie in den Köpfen beseelt diese Skizze. — Im Pallaste Zambeccari sind ein Johannes und einige Engelchen von meisterhafter Ausführung.

Nun will ich noch von Tiarini reden, einem im Auslande und selbst in den übrigen Theilen Italiens weniger bekannten Meister, obwohl er unter die ehrenwerthesten der bolognesischen Schule gehört. Ich spreche diesem Meister Genie ab; Talent aber besaß er so viel als selbst Ludovico, der zwar nicht sein Lehrer, aber sein Vorbild war. Bei ihm ist nichts höhere Eingebung und glückliches Errathen, sondern alles Berechnung und Wissen. In Zeichnung streng, in Anordnung höchst gewandt, neu und mannigfaltig, im Ausdruck ernst und mäßig, aber wahr, in der

Färbung kalt, in allem Beiwerk vollkommen, im Faltenwurf reich und sicher, in der Perspective meisterhaft, wird er jeden aufmerksamen Beobachter festhalten, aber, weil ihm Schwung und Schönheitssinn fehlen, nur selten die Brust erwärmen. Erst wenig geschätzt und dann durch seinen ungemeinen Fleiß den Meistern Schätzung abnöthigend, kam er aus Florenz in seine Vaterstadt Bologna zurück, wo sein erstes, öffentlich ausgestelltes Bild, das Altarblatt einer Kapelle der Petroniuskirche, die heilige Barbara war, ohne Einheit in der Anordnung, ohne Kraft in der Farbe, und deßhalb scharf getadelt. Aber dieser Tadel schob den Meister um eine bedeutende Strecke auf der Bahn der Entwicklung vorwärts. In derselben Kirche steht eine heilige Franzisca Romana von ihm, in jeder Beziehung vorzüglicher als das erstgenannte. Als er in St. Domenico eines der Wunder dieses Heiligen, die Erweckung eines Knaben vom Tode, aufstellte, errang er durch die Schönheit der Zeichnung und Gruppirung die Bewunderung Ludovico's. Sein drittes Bild, die Einführung in den Tempel mit der heil. Anna und dem heil. Joachim, in der Kirche de' Servi, wurde ob der Weisheit der Anordnung und Strenge der Ausführung bereits für ein Werk Ludovico's gehalten. Noch vorzüglicher erschien, wegen ihres großartigen Charakters, der Harmonie der Farben, ihres meisterhaften Helldunkels, der Würde der Anordnung die Pietà, welche in dem Collegium von Montalto aufgestellt wurde und nun in der Pinakothek sich befindet. Seine natürliche Richtung, die Wissenschaft in der Kunst, trat immer mehr hervor; so in Joseph und Maria ai Mendicanti, — im St. Martino Vescovo in St. Stefano — in dem Sposalizio di Sta. Catarina, das einst die Kirche zur heil. Agnes zierte und nun mit mehreren andern Bildern Tiarini's in der Pinakothek steht, —

in der B. V. del Rosario, in Sta. Maria maggiore, — in den Propheten und in der B. V. addolorata in St. Benedetto — in der Flucht nach Egypten, die in St. Giorgio steht — in der Geburt Christi in der Kirche zum Erlöser — in den Fresken in St. Michele in Bosco und an mehreren andern Orten. Die Fähigkeit in Benützung der Räume, die kluge Vertheilung der Figuren und Gegenstände, die Natur in den Verkürzungen, die Achtung für die Strenge der Zeichnung, die Vermeidung gesuchter Wirkung, der entsprechende Ausdruck, die Nüchternheit in allen seinen Leistungen, die Faßlichkeit derselben, die Unmöglichkeit, an dem, was er gab, etwas zu tadeln, und vielleicht selbst der Umstand, daß keine seiner Arbeiten etwas Herausforderndes hatte, und dem Maler, der Genie in sich fühlte, den Sieg in der höhern Sphäre hoffen ließ, machten Tiarini zur eigentlichen Quelle des Studiums für alle seine Kunstgefährten und sicherten ihm ein unbestrittenes Lob. Er überlebte sich, wie man in mehreren seiner spätern Arbeiten sehen kann, z. B. in zweien der Kirche St. Philippo und Giacomo; in dem heil. Antonius in St. Bartolomeo di Porta und in mehreren andern.

Die Gallerien Ercolani, Zambeccari und Salina besitzen herrliche Bilder von ihm. Das vorzüglichste aber aus allen, die zu Bologna in Händen von Privaten sich befinden, ist wohl die Grablegung im Palazzo Malvezzi-Bonfigli.

Bologna, den 12. Juli 1831.

Es geht mit der Kunst wie mit dem Wasser; je weiter es sich verbreitet, desto seichter wird es. Es gibt keine Vererbung in der Kunst. Sie wird nicht erworben, sondern gefunden. Aber es waltet nicht Zufall, sondern Vorsehung über dem Finder. Wer sie findet, ist ihrer würdig. So ging es den Carracci. Es gibt aber auch Jahreszeiten für die Kunst, wie für die Blumen. Sind sie vorüber, so fehlt das wahre Leben; was erzeugt wird, ist krank. Man hat dennoch Unrecht, so scheint mir, gegen Künstlerakademien zu Felde zu ziehen. Sie können das belebende Princip nicht in die Schüler übertragen; aber sie verzögern den Verfall. Selbst in den drei großen Schülern der Carracci, in Guido, Albano und Dominichino, welche wie herrliche Blüthen im vollen Farbenschmucke am reichen Stamme prangen, sind die Erscheinungen schon merkbar, die auf das nahe und nothwendige Welken der Pflanze weisen. Eine Linie über die Grenze und Guido artet in Charakterlosigkeit und Hudelei, Albano in Leere und Flachheit, Dominichino in Ueberladung und Hunger nach Wirkung aus. Das aber sind eben die Krankheiten, welche den Körper der Carraccischen Schule befielen.

Unter denen, die daraus hervorgingen, habe ich bereits oben den natürlichen Sohn Augustins, Antonio genannt, in dessen Armen Annibale seinen Geist aushauchte, und dem dieser große Meister sein Grab neben Raphael in dem Pantheon zu Rom verdankt. Ich muß von ihm noch ein Bild anführen, S. Francesco, den Teufel unter, die Engel über sich, in S. Colombano, das mit Geist ausgeführt ist. Er starb in der Blüthe der Jahre.

Fast eben so wenig weiß ich von Balthasar Aloisi, von dem eine „Heimsuchung" in der Carità steht, die aber so schlechtes Licht hat, daß ich sie eigentlich gar nicht sah. Von Giov. Luigi Valesio findet man ai Mendicanti eine „Verkündigung," die wenig Talent zeigt, und sehr verblaßt ist; von ihm ist auch ein heil. Sebastian und ein heil. Fabian in S. Gregorio, und eine Steinigung des heil. Barnaba in S. Nicolo. Kräftig, geistreich, von der Lehre seines Meisters durchdrungen, schnell und gewandt ist Lanfranco, ein Mann der Schule und des Lebens. Ihm lagen die Geheimnisse der Kunst frei vor den Augen; er kannte sie und das war sein Unglück. Er hatte das Schöne auf algebraische Ausdrücke gebracht; wie sollte es seinem Herzen ein Zauberspiegel seyn? — Er war großartig in der Composition; aber wenn man seine Bilder näher und öfter besieht, so werden sie kleiner. Die Behandlung von Schatten und Licht ist kühn und oft von hinreißender Wirkung; aber sie ist von Außen hinaufgelegt, nicht aus dem Innern des Gegenstandes hervorgegangen; sie ist Manier. Dennoch thun sich große Anlagen in diesem Meister überall kund. Das Gefühl der Würde der Kunst offenbart sich in allen seinen Arbeiten. Seine Anordnung, sein Faltenwurf sind edel, sein Colorit ist in sich verbunden, seine Zeichnung, wo sie nicht sorgsam ist, aus Ueberlegung der Wirkung geopfert. Man findet in Bologna von seinen Bildern nur in einigen Gallerien. Ich erinnere mich eines heil. Andreas von ihm, der im königl. Museum zu Berlin steht, und seines „Paradieses" in der Gallerie von Parma, beide geeignet, um seine Weise an Tag zu legen. In Parma lernt man auch einen andern Schüler der Carracci und namentlich des Annibale kennen, Badalocchi, von dem Lanzi mit Recht sagt, daß

er weniger leistete, als er leisten konnte. (Storie pitt. V. 139) Sein heil. Franciscus ist kräftig wie ein Dominichino. Verbreiteter sind in Bologna die Werke des Leonello Spada, eines Menschen voll der größten Anlagen, aber gemeiner Natur. Vom Farbenreiber wurde er Zeichner, und machte die Meister durch seine Auffassung staunen. Seine Wandgemälde grau in grau, die nun sämmtlich zu Grunde gegangen sind, gaben ihm Namen durch die täuschende Nachahmung des Reliefs. Sein erstes größeres Oelgemälde steht dermalen in der Pinakothek, Melchisedech, welcher den Abraham segnet, — sein zweites sieht man in der Kirche de' Poveri, es stellt die heil. Dominicus und Franciscus vor, welche zur Madonna flehen, damit sie den Zorn ihres Sohnes beschwichtige. Man könnte es für ein Werk Ludovico's halten. Sein Colorit artete durch grelle Zusammenstellung der Farben, der Lichter und Schatten aus; er folgte hierin und überbot Caravaggio. Er war wie im Leben, so in der Kunst ein Emporkömmling, keck, geschickt, gewandt, ohne Fleiß, voll Uebermuth. Er liebte die Kunst ohne Achtung für sie. Für diese Behauptung, so wie für seine außerordentlichen Anlagen zeugen eine heil. Familie in S. Colombano, sein heil. Dominicus, wie er die heidnischen Bücher verbrennt in der prachtvollen Grabkapelle desselben, — sein Hieronymus in eben dieser Kirche und vorzüglich seine Fresken in S. Michele in Bosco.

Ruhiger, bescheidener in seinen Darstellungen ist Lorenzo Garbieri, aber die finstere Richtung seines Gemüthes führte ihn zu dem dunkeln und schweren Colorit, zu dem Leonello aus natürlichem Wohlgefallen am Außergewöhnlichen und Uebertriebenen gelangt war. Seine Zauberin Circe, in der Pinakothek, hat eine gewaltige Kraft des Schrecklichen. Seine Fresken in S. Michele in Bosco

der heil. Benedikt, der als Knabe in die Wüste zieht, und Valerian von Papst Urban getauft, zeigen eine strenge Schule der Zeichnung. Das Colorit darin ist fast zerstört.

Nicht fähiger als die Erstgenannten, nicht strenger in der Zeichnung, nicht reicher oder wahrer im Colorit, ist Cavedone, und dennoch verweilt das Auge mit größerer Befriedigung auf seinen zahlreichen Bildern. Er hat eine Natürlichkeit der Darstellung, eine Faßlichkeit des Gedankens und eine Annehmlichkeit der Ausführung, die dem Betrachtenden den Gegenstand gleichsam in die Hände legen. Er schmeichelt überdieß, wenn ich so sagen darf, mit den Lichtern, glücklicher hierin als Baroccio, dem ich seine Auflagen von Roth nie verzeihen kann. Er bediente sich weniger Farben, steigerte diese aber so weit er konnte, und suchte hierin die Venetianer zu erreichen. Mehrere seiner Werke, z. B. die Geburt Christi und die Anbetung der Weisen in S. Paolo, seine Jungfrau mit dem Heiland, welche dem heil. Petronius in einer Glorie von Engeln erscheint, in der Pinakothek u. s. w. wurden von Meistern dem Tizian an die Seite gestellt. Seine Propheten und sein S. Antonio Abbate in der Kirche der Benediktiner, sein Christus in S. Giacomo maggiore, seine heil. Familie in Maria delle Laudi, sein heil. Stephan in Labarum Coeli sind schätzenswerthe Bilder, haben aber meist sehr nachgedunkelt. Seine Fresken ai Mendicanti, in S. Giacomo und vorzüglich im Hofe von S. Michele in Bosco sind großartige Arbeiten. In seiner letzten Zeit, durch den Tod eines Sohnes und andere Unglücksfälle tief gebeugt, lieferte er nur Mittelmäßiges; dahin gehört seine Himmelfahrt in S. Martino, und manches andere in den Gallerien befindliche Bild.

Im Grunde weniger Beruf als Cavedone hatte

Lucio Massari, aber seine Werke verrathen Schwung und die feinere Bildung, die jenem fehlten. Sie sind heiter, leicht und anmuthig, und gehen im Colorit dem Annibale nach, so wie in der Anordnung dem Albano, dessen Freund er war. Er machte kein Handwerk aus seiner Kunst, malte nur, wenn er Lust hatte, blieb häufig seicht und oberflächlich, entwickelte aber manchmal viele Grazie. Man hat in der Pinakothek eine Pietà im ersten Saale aufgestellt und ihm dadurch Unrecht gethan, denn dieß annehmliche und verdienstvolle Bild hält die Nähe der Guido, Francia, Perugino, Bagnacavallo und Raphael freilich nicht aus. In S. Benedetto steht ein Sposalizio di S. Catterina, ein allerliebstes reizendes Bild; in Madonna di S. Colombano eine heilige Martha mit Christus, vor welchem Magdalena kniet, und ein Engel, wie er der heiligen Ursula die Palme reicht, sind beide sehr ansprechend; eine B. V. mit mehreren Heiligen in S. Gregorio ist liederlich gemalt; dagegen wieder voll Verdienst die Communion des h. Hieronymus in S. Paolo. Sein schönstes Bild ist wohl das Noli me tangere bei den Cölestinern. Daran reihen sich eine Heimsuchung in Sta. Christina, und ein S. Gaetano in Bartolomeo di Porta. In der Pinakothek stehen fünf Bilder von ihm; eines auch in der Annunziata vor der Porta Mammolo, eine Epiphanie, die mich kalt ließ. Seine Fresken in S. Martino, S. Paolo und Michele in Bosco gefielen mir wenig, obwohl sie von Vielen gelobt worden sind. — Ein anderer Schüler des Annibale, Pietro Facini, spricht durch die Lebendigkeit und Wahrheit der Bewegungen, so wie durch die Zartheit seiner Fleischfarben an. Er war mit entschiedenen Anlagen für die Kunst geboren; aber deutlich zeigen sich Mangel an Ausdauer und Fleiß, eine liederliche Zeichnung und

Gleichgültigkeit. Ich kenne nur ein einziges Bild von ihm, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, dem die heil. Katharina schmeichelt; die Schutzheiligen der Stadt stehen unten; Engel tragen das Bild der Stadt und scherzen mit den Emblemen der Heiligen. Es herrscht viel Anmuth in diesem Bilde und eine fast venetianische Farbe besonders in den Engeln, aber es ist doch ein oberflächliches Werk, ohne Weihe gemalt.

Noch will ich von zwei Schülern der Carracci sprechen, Brizio und Mastelletta, welche unter die besseren gehören. Dem einen fehlt es manchmal an Ausdruck, der andere hat dessen zu viel; der eine hat Schönheitssinn und Anmuth, der andere Kraft und Bewegung; beide sind sehr gewandt in der Zeichnung, der eine oft nachlässig und der andere übertrieben im Colorit. — Fr. Brizio war so umfassend als Künstler, daß er in anderer Zeit vielleicht einer der größten geworden wäre. Seine Arbeiten sind leicht, schwungvoll und höchst angenehm. Man begreift, wenn man sie betrachtet, daß ihn bedeutende Meister und Kenner in manchen Beziehungen dem Guido und Tiarini vorziehen und neben Dominichino stellen konnten. So sind die Schutzengel in S. Martino und das Kreuzwunder in der Kirche zum Erlöser voll schöner Stellen; in hohem Grade anziehend aber durch eine Glorie von Engeln, die sich auf das lieblichste bewegen und in Sonne getaucht scheinen, ist eine Katharina in S. Domenico. Das Licht ist so behandelt, daß Correggio daran seine Freude gehabt haben würde. Das vorzüglichste Bild von ihm steht in S. Petronio, (wo auch noch ein paar andere von diesem Meister zu sehen sind), die Krönung des Gnadenbildes der Madonna del Borgo, so schön gedacht und geordnet, so streng, fleißig und glänzend ausgeführt, daß

es in Deutschland für sich allein eine Reise von hundert Stunden verdiente. In der Pinakothek stehen drei mittelmäßige Bilder von Brizio. Seinen Fresken im Hofe von S. Michele gehört vor denen aller übrigen Schüler der Carracci die Krone.

Wenn ich Mastelletta ausspreche, so nenne ich ein Compendium von Kraft und Uebermuth in Gedanken, von Takt und Leichtsinn in der Anordnung, von Verstand und Schwäche in der Zeichnung, von Wirkung und Frechheit in der Farbe. Er war und blieb oberflächlich, nicht aus Mangel an Urtheil, sondern weil er wenig gelernt und die Erfahrung gemacht hatte, daß es wenig braucht, um die öffentliche Meinung mit sich zu reißen, wenn man sie einmal zu erschüttern versteht. Was er langsam machte, war schlecht. Er ist unter den Malern seiner Zeit, was de Pradt unter den Publicisten unserer Tage. Er floh die Klarheit der Zeichnung, wußte Malerkünste in Menge, häufte die Effecte und bediente sich dabei der dichtesten Schatten so wie der grellsten Lichter. Eine Flucht nach Egypten ai Mendicanti, — eine Erscheinung Christi in Sta. Christina, — eine Madonna in der Wüste von Engeln bedient, in der Pinakothek, vor allen sein mächtiges Bild in der Grabkapelle des heil. Dominicus und die Fresken eben dort sind mehr als hinreichend, seine Tugenden und Laster zu erkennen. Vorzüglicher, ja hinreißend ist seine heil. Irene in der Kirche der Cölestiner. Schönheitssinn und Milde thun sich kund in diesem Bilde und man muß den Meister bewundern und beklagen, wenn man es betrachtet. Leider hängt es schlecht, und ist, wie überhaupt jedes seiner Bilder, sehr nachgedunkelt. Die Werke seiner zweiten Epoche, worin er eine strengere Zeichnung und ein freieres Colorit versuchte, sind mißlungen; so die

Kreuztragung in S. Paolo, die Geburt des Johannes, die Predigt in der Wüste und die Taufe Christi ai Servi. Er war nicht gemacht, um die rechte Straße zu gehen. Eine seltene Kraft ging mit ihm unter. Sein Leben glich seinen Bildern.

Von vielen andern Schülern der Carracci könnte ich noch sprechen, denn über zweihundert Meister gingen aus ihrer Schule hervor. Ein großer Theil derselben zog nach Rom und Neapel, oder goß sich über andere Theile Italiens aus. Andere beschäftigten sich nur mit einzelnen Zweigen der Malerei, und brachten dieselben auf eine rühmliche Höhe, so Girolamo Curti (il Dentone), Michel Angelo Colonna, Mitelli u. a. die architektonischen Darstellungen. Mit Ludovico Carracci starb seine Schule.

Bologna, den 14. Juli 1831.

Wenn ich über die Schüler der Carracci ein paar Worte zu sagen beabsichtige, so geschieht es aus Pedantism, die angefangene Sache nicht aufzugeben, so lange sie Athem hat. Kritiker und Advokaten kommen schwer an den Schluß, die einen aus Instinkt der Gerechtigkeit, die andern aus irgend einem andern. Aber ich will kurz seyn.

Die Schüler Guido's, über zweihundert an der Zahl, verstarben an seiner ohnedieß lebensschwachen Manier, oder verließen dieselbe, und gingen auf andern Wegen zu Grunde. — Giacomo Sementi wird für einen der vorzüglichsten gehalten; sein heil. Sebastian in S. Michele de' Leprosetti spricht nicht dafür. Höchst lebendig, thätig, gewandt, geist=

reich, aber flüchtig war Fr. Gessi, dessen Bildern und Fresken man bei jedem Schritte begegnet, und die oft schön gedacht und eben so gruppirt, auch an Ausdruck mannigfach und klar, aber in der Zeichnnng voll akademischer Unnatur und in den Farben nicht selten so sind, als hätten Spindel und Radwerk wie in einem der Jahrhunderte der Vollkommenheit, denen wir entgegengehen, nicht aber Hände, durch die das Herzblut läuft, die Pinsel geführt. — Seinen Gestalten fehlen aus Weiche und Zärtlichkeit nicht selten die Knochen, und sie verblassen, wie hysterische Damen. Man muß sich, neben diesen Fehlern, im Vergleiche mit den heutigen Meistern, jedoch immer eine große Ueberlegenheit an Phantasie, an Geist, an Gruppirung, an Schule vorstellen. Während jetzt die Kinder zu malen anfangen, bevor sie zu einiger Sicherheit in der Zeichnung gelangt sind, herrscht in Gessi und seinen Gefährten die größte Bewegungsfreiheit, eine durchgreifende, gerade in den schwierigsten Aufgaben bewährte Fähigkeit, und daneben eine Liederlichkeit und Nachlässigkeit, welche man bei neuern Meistern, ein paar ausgenommen, gar nicht bemerken würde. Unter die tüchtigsten Arbeiten des Gessi gehören der Fischzug Petri und die Vertreibung der Mäkler aus dem Tempel, in der Certosa; es waren diese lebenvolle Erzeugnisse seine letzten. Mit Guido zu verwechseln ist dieser Meister in einem h. Franciscus in der Kirche der Annunziata, im heil. Antonio in Sta. Maria delle Muratelle, in der Sendung des heil. Geistes in S. Filippo, und in ein paar Bildern, die in der Pinakothek stehen, wo aber auch ihm die Stelle schadet, wo sie aufgestellt sind, nämlich in dem Saale der größten Meisterwerke. Voll Anmuth, obwohl etwas geziert, vor andern Bildern ausgezeichnet durch Fleiß, ja vielleicht dasjenige, worin man die Eigenheit

Gessi's am besten erkennen kann, ist das Martyrthum der heil. Katharina in der Kirche dieser Heiligen in Strada maggiore. S. Carlo, der in Mitte der Pestkranken das Kreuz anbetet, in der Kirche ai Poveri, ist ein treffliches Bild; so auch der Erlöser in SS. Salvatore, obwohl es selbst durch die Nachhülfe des Guido nicht von dem Unvermögen in der ersten Anlage geheilt werden konnte.

Meisterhaft in einigen Figuren und in der Behandlung des Perspektivs war Dom. Canuti, wie man dieß hauptsächlich im Palazzo Pepoli, in seiner Nacht oder Grablegung in S. Michele in Bosco und im jüngsten Gerichte in der Certosa sehen kann. Mit welcher Seele er Guido zu copiren verstand, beweiset die Magdalena desselben in der Sakristei eben der Kirche S. Michele, einer Kirche, die man wie ein Schatzkästlein bewahren sollte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Maler dieß herrliche Bild treuer wiedergab.

Desubleo, ein Flammänder, der in Bologna lebte, schwankte zwischen Guercino und Guido, wie dieß zwei seiner Bilder in der Pinakothek darthun. Er war unter den Ausländern, die Guido zum Meister wählten, ohne Zweifel der Begabteste. Die beiden Bolognini, Giambattista und Giacomo, erwarben sich als Nachahmer Ruf. Man sieht von dem Ersten Einiges in der Mascarella, in S. Paolo, in Sta. Lucia und in S. Giovanni in Monte. Von dem Andern ist mir nichts vor Augen gekommen. Guido Cagnani mit eigenem Talente gerüstet, bildete die spätere Manier Guido's auf seine Weise aus. Er stemmte sich gegen die eingerissene Verflächung derselben, suchte die Anmuth außerhalb der Schwäche und war überhaupt eine günstige, wenn auch kurzwirkende Erscheinung. In Bologna sind mir nur zwei Bilder von ihm bekannt,

die Enthauptung des Johannes im Pallaste Ercolani und eine heil. Agatha im Pallaste Isolani. Zu Wien stehen deren mehrere, da er Hofmaler des Kaisers Leopold geworden war.

Ein sehr tüchtiger Schüler Guido's war Gianandrea Sirani. Guido legte die helfende Hand an viele seiner Bilder, und er setzte dafür manche Arbeiten Guido's fort, so z. B. das große Bild des hl. Bruno in der Certosa. Eben dort ist von ihm das Mahl des Pharisäers und eine Magdalena zu den Füßen des Heilandes, beide in der stärkeren Manier Guido's und reich ausgestattet. In andern Arbeiten hielt er sich mehr an die zweite Manier dieses Meisters, wie man dieß in der Pinakothek sehen kann, auch im Sposalizio in S. Giorgio.

Der Name Sirani ist mit Recht in Bologna hochgefeiert. Er gehört zu den Schätzen der Stadt, die sie im Cabinete ihrer Erinnerungen aufbewahrt und mit Stolz den Fremden zeigt. Drei Malerinnen führten diesen Namen, Anna, Barbara und Elisabetta, Töchter des Andreas. Die beiden ersten sind fast verschollen, wenigstens konnte ich von Anna gar kein und von Barbara nur ein einziges Bild auffinden, nemlich ein „Ecce homo“ in der Servitenkirche; aber die dritte gehört unter die größten Genien ihrer Zeit und ist die größte Malerin, welche irgend eine Schule Italiens aufgestellt hat. Wäre sie um ein Jahrhundert früher geboren worden! wäre sie eines Francia, eines Perugino, eines Tizian Tochter gewesen! — Jeder Zug aus dem Leben dieses unvergleichbaren Mädchens deutet auf die größten Anlagen, auf eine fast unbegreifliche Willenskraft, auf einen durchdringenden Verstand, auf Seele und Geist. Ihre Leistungen sind eben so erstaunlich durch ihre Zahl, als durch die bis ins Kleinste

mit größtem Fleiße vollendete Ausführung. Nach einem Verzeichniß, von ihrer Hand geschrieben, hat sie im Laufe von zehn Jahren an zweihundert Bilder gemalt. Dieß Verzeichniß beweiset die Einfachheit und Klarheit ihres Wesens, den dichterischen Schwung ihrer Gedanken, die Wahrheit ihrer Empfindungen. Aber davon will ich ja nicht sprechen. Also hier über ihr Leben nur noch das. Sie war gehoben, gepriesen, angebetet von ihren Zeitgenossen. Keine Leidenschaft als die für die Kunst hatte noch in ihrem Herzen Raum genommen — „Fui Donna in terra e non conobbi amore“ — als der Tod sie überraschte. Sie starb im 26. Jahre durch Gift, und wurde begraben neben Guido, der nicht ihr Lehrer durch mündliche Mittheilung, wohl aber durch seine Werke war, und den sie vor allen Malern liebte und zum Vorbild nahm. Sie folgte dessen zweiter Methode in Hinsicht der Farbe, verstärkte sie aber und erhöhte die Wirkung. Ihre Zeichnung war rein und sicher. In Erfindung, Anordnung, Bewegungen war sie reich, schnell und edel. Wäre sie Mann gewesen, so würde sie alle Schüler des Guido und ihn selbst weit überflügelt haben. Das früheste Bild, was dermalen von ihr in Bologna zu sehen ist, steht ai Servi und ist vom Jahre 1657, also in ihrem 19. Jahre gemalt. Es behandelt den schwierigen Gegenstand der zehntausend Gekreuzigten, der mehrere Male von ihr versucht wurde. — Gelungener in jeder Beziehung und gleichsam durchglüht vom Feuer des Geistes in Hinsicht der Anordnung ist die im 20. Jahre gemalte Taufe Christi in der Certosa. Eine der Heiligen zur Seite, und zwar die nach dem Himmel blickende, ist ihr eigenes Bild. In Madonna di Galliera und in der Pinakothek sind mehrere Bilder von ihr, alle fein gedacht und mit Sorgfalt ausgeführt. Fast alle Pri-

vatgallerien besitzen von ihren Werken, darunter der Pallast Ercolani ihr Bild mit dem ihres Vaters vereinigt; Marescalchi eine höchst edle hl. Agnes; Zambeccari eine Magdalena von großer Schönheit und einen hl. Hieronymus. Die schönsten aber stehen in andern Städten Italiens.

Mit ihr bildete sich eine Schule von Malerinnen, wie Veronica Franchi, Vincenzia Fabri, Lucrezia Scarfaglia, Ginevra Cantofoli u. a. m. Von der Letzten steht ein Abendmahl in S. Procolo. Verglichen mit ihr kann eigentlich nur Lavinia Fontana werden, Tochter des trefflichen Malers Prospero Fontana, von dem ich in einem früheren Briefe gesprochen habe.

Von den Schülern des Dominichino ist in Bologna nichts zu sagen. In Rom zog er einige auf, hier aber wagte keiner ihm zu folgen. Dagegen hatte Albano hier eine bedeutende Zahl von Schülern, von denen ich zuvörderst den Bibiena nennen will, seinen treuen Nachahmer, anmuthig und lebhaft, wie die Bilder und Fresken in S. Giacomo maggiore, in S. Bartolomeo di Porta und in der Certosa bezeugen. Aus der Schule Albano's ging aber auch Cignani hervor, welcher die Kunst in ihrem Verfalle abermals anhielt und obwohl mit geringeren Mitteln und Kräften der Ludovico des achtzehnten Jahrhunderts wurde. Davon zu seiner Zeit.

Guercino verlor früh einen geistreichen Schüler in Fulgenzio Mondini, von dem in S. Petronio, ai Servi und in der Annunziata einige Arbeiten zu sehen sind. Die jenem berühmten Meister nahe verwandte Familie Gennari wurde der Erbe seines Styles, aber freilich nicht seiner Kunst. Ercole, Benedetto, Cesare und Bartolomeo Gennari füllten in und außer Italien Kirchen und Palläste mit Copien Guercini'scher Bilder, von denen viele

heut zu Tage für Originale dieses Meisters genommen werden. Die Nachbildung der Gesichtszüge, der Haltung und Stellung, des Kleiderwurfes, des Ausdruckes, auch des Beiwerkes erklärt diesen Irrthum. Die Behandlung aber und insbesondere die Farbe reicht lange nicht an Guercino. Eine Magdalena von Cesare, in S. Martino, die Königstaufe, in S. Giovanni in Monte, von Benedetto, die Dreieinigkeit, in der Pinakothek, von Ercole, und ein hl. Thomas, in Cento, von Bartolomeo, geben den Beleg für meinen Ausspruch.

Unter den Schülern Simons von Pesaro zeichnete sich Flaminio Torre durch das Talent, sich in jede Manier zu finden, aus. Seine Copien wurden zu demselben Preise wie die Originale bezahlt. In S. Giorgio steht eine sehr nachgedunkelte Kreuzabnehmung von ihm. Lorenzo Pasinelli verließ den Weg des Meisters und warf sich auf den der Venetianer, namentlich des Paul Veronese. Seine Bilder sind voll Talent, aber ohne feste Hand oder Farbe. Er ist eine Art Irrstern, der fortwährend angezogen und abgestoßen wird. Die Erweckung des Todten in S. Petronio, die Erscheinung Christi und dessen Einzug in Jerusalem in der Certosa, und die hl. Familie in der Madonna degli Scalzi vor der Porta maggiore scheinen von drei verschiedenen Meistern.

Von den Schülern des Tiarini verdient nur Fr. Carboni einige Aufmerksamkeit. Er ließ die Strenge des Meisters und ging unter in der Weiche des Guido. Fast farblos sind ein paar Heilige von ihm in der Annunziata vor dem Chore; ansprechender die Enthauptung des h. Johann ai Servi, die Geißelung und Dornenkrönung in S. Paolo.

Bologna, den 15. Juli 1851.

Es ist richtiger, Carlo Cignani den letzten Jünger der Carracci, als Brutus den letzten Römer zu nennen. Er blieb aber dabei nicht stehen, sondern wurde der Gründer einer neuen Schule. Sie war, was sie in der Zeit werden konnte, und Cignani ihr durch päbstliches Diplom bestätigtes Haupt. Sie nannte sich Accademia Clementina, hatte öffentliche, vom Senate der Stadt ihr gegebene Lehrsäle, feierliche Statuten, reiche Ausrüstung, Geschichtschreiber und Biographen. Sie hatte auch Maler. Der vorzüglichste war eben ihr Gründer. Er stemmte sich der Ausartung der Farbe entgegen, faßte die Zeichnung bei ihrer Strenge auf, suchte die Frische des Annibale und das Licht des Correggio in seine Bilder zu bringen, mußte sie jedoch dem Geschmacke der Zeit anpassen, also was die ältesten Muster ihm überlieferten, verflächen und überglänzen. An jedem Menschen überhaupt zeigt sich die Zeit, aus deren Luftkreis er sein Leben einsaugt; an Künstlern, an Schriftstellern vielleicht am deutlichsten. Die Zeit Cignani's war eine der Epochen, wo man, durch die Nullität der Gegenwart ermüdet, wieder nach dem Bessern zurückblickte. Darum bestehen auch die vollkommensten Leistungen Cignani's in Copien großer Meister. Im Palazzo Guidotti, bei einem Herrn Emilio Domenichini, sah ich eine Copie der Madonna di S. Girolamo des Correggio, welche eines der erstaunlichsten Bilder dieser Stadt ist. Solch' eine Copie ist ein Original! Der unbeschreibliche Glanz und Schmelz der Tinten, die Weiche der Uebergänge, die Frische und der heitere Verstand der Farben, die Treue der Zeichnung, die Innigkeit und Glut des Ganzen reißen hin! — Wie man aber, wenn man solch' ein Bild bis in die letzte

Faser zu verfolgen, mit seinen Fingern wie mit seiner Seele aufzufassen gelernt hat, wieder Salonstücke machen kann, wie ein Dutzend anderer von Cignani, das weiß ich mir nicht anders zu erklären, als durch die Stellung in der Gesellschaft, die Jeden, der darin Stand halten will oder muß, zum Götzendienst der Mode nöthiget. Eine der größten Arbeiten und die vorzüglichste von ihm ist die Himmelfahrt Mariä, Kuppelgemälde in der Kathedrale zu Forli, worin er an Weiche selbst Guido übertraf und durch gewagte und kühne Zeichnung, durch Mannigfaltigkeit und Eigenheit im Ausdruck und Licht dem Correggio an die Seite gesetzt zu werden verdient. Betrachtet man die reichen Gruppen länger, so gewinnen sie freilich nicht; ach, ich möchte sagen, sie wachen nicht auf, sondern sie schlafen ein! Das ist eben der Vorzug der alten Meister, die nicht sowohl die Kunst trieben, als sie von ihr getrieben wurden, daß sie sprechender werden, je länger man sie betrachtet. Die Neuern haben gewisse, der gebildeten Gesellschaft abgelauschte, höfliche und angenehme Fratzen, Carreaukönige und Herzdamen, die einem wie alte Freunde begegnen, und bei denen man gar nicht merkt, daß nichts dahinter ist, bis man nicht nach etwas sucht. Gegen die Neuern ist freilich Cignani noch ein Alter; er aber bereits ein Neuer im Vergleiche mit Ludovico und Annibale. — Von seinen gerühmten Fresken im Palazzo Pubblico ist so gut als nichts mehr zu sehen; erhalten aber sind diejenigen in S. Michele in Bosco, wo die Anmuth einiger Engelchen in Bologna fast zum Sprichworte geworden ist. In den Kirchen sind seine Bilder so selten, daß mir eigentlich nur ein einziges Altarblatt bekannt ist, eine Madonna mit dem Kinde und mehreren Heiligen in Sta. Lucia. Mit ihm gleichzeitig arbeitete der schon erwähnte Pasinelli, Mitstifter der Acca-

demia Clementina. Von ihnen Beiden kam Gianantonio Burrini, schnell und keck wie ein Läufer. Sein David in der Kirche des Erlösers, seine Enthauptung der hl. Katharina in der Kirche gleiches Namens, seine Fresken ai Celestini und an andern Orten zeichnen ihn hinlänglich. Weit anziehender, ja manchmal hinreißend, obwohl flüchtig und seicht ist Gian Gioseffo del Sole, an Farbe sanft und milde, wie Guido. Von ihm und seiner Schülerin Therese Muratori ist ein sehr verdienstvoller hl. Thomas in der Madonna di Galliera, mit einer allerliebsten Gruppe von Engeln; eine solche auch in der Kirche der Armen, wo er Marien malte, die von Vater und Sohn im Himmel empfangen wird; ferner eine Verkündung in der Trinità und ein hl. Benedict in S. Stefano, beide gemeinschaftlich mit eben dieser Künstlerin gemalt, und die Leidensgeschichte in der Madonna degli Scalzi. — Aus Pasinelli und Simon von Pesaro ging Donato Creti hervor, ein fleißiger Mann, wie seine Bilder in S. Pietro, in S. Paolo, in S. Domenico und seine Fresken in Palazzo Pepoli und an andern Orten darthun. Kräftiger und feiner war sein Schüler Ercole Graziani, dessen Arbeiten in vielen Kirchen zu sehen sind, die vorzüglichsten darunter in S. Pietro, ai Servi und ai Cappuccini. — Einen Versuch zur Wiederkehr zu den Carracci machte Milani; von ihm steht in der Grabkapelle des seligen Buonaparte Ghisilieri in Sta. Maria della Vita der hl. Hieronymus und des erstgenannten Buonaparte Bild. Sein Schüler Gius. Marchesi erhielt den Beinamen Samson, warum? ist mir unbekannt, gewiß aber nicht wegen seiner Kraft. In S. Pietro, in Galliera, in Sta. Croce, in S. Domenico, alla SS. Trinità und ai Servi stehen Arbeiten von ihm. — Geschichtschreiber der Akademie und

Maler zugleich war G. Pietro Zanotti. Seine Bücher kenne ich nicht, aber seine Malerwerke sind matt. In S. Pietro steht eine Auferstehung des Fleisches von ihm, in S. Martino ein Christus, der dem Thomas erscheint, in der Kirche zum Corpus Domini ein hl. Christian, in S. Petronio der Empfang dieses Schutzheiligen im Himmel. Ein tüchtiger Maler, voll Trümmer von Kenntnissen und halbausgebildeten Anlagen erscheint Giov. Viani. Seine Gestalten sind edel, seine Farbe ist angenehm, seine Zeichnung wahr. Im Säulengang der Serviten sind einige gute Fresken von ihm; in der Kirche selbst ein hl. Liborio, und ein hl. Dominicus. Auch in S. Michele in Bosco sind ein paar Bilder von ihm, darunter eine treffliche Copie eines Bildes von Guido; in Madonna di S. Luca eine hl. Magdalena. Fast jeder dieser Meister hielt Schule; es ging aber wenig daraus hervor. Unsicherheit und Unstätigkeit der Zeichnung und des Styles, unwahrer, meist übertriebener Ausdruck, eiskalte Färbung sind fast allen Bildern und Fresken dieser Zeit eigen. Die Söhne Cignani's leisteten wenig. Das beste Bild des Felice Cignani, eine B. V. mit dem hl. Anton von Padua steht in der Carità. — Felice Torelli, ein Schüler des del Sole, hatte einige Wärme in der Farbe, wie man im S. Camillo de Lelis in S. Gregorio, im Pio V. in S. Dominico, und in der Dreieinigkeit in der Kirche gleiches Namens sehen kann. Seine Gemahlin Lucia zählt gleichfalls unter den Malern; von ihr ist ein Bild in S. Domenico. — Antonio Longhi hat einen hl. Mauro und mehrere Fresken ai Celestini; auch in S. Stefano und in S. Bartolomeo di Porta stehen Bilder von ihm. Carlo Rumbaldi, aus der Schule des Viani, zeigt Anlagen in einem Franziscus Xaverius in Sta. Lucia. Dasselbe kann man von

Taruffi sagen, wenn man dessen hl. Celestinus in der Kirche desselben betrachtet.

Nun kommen wir an die menschgewordene Accademia selbst, an den italienischen Füger, an den Mann, der alles wußte und alles konnte, welcher Majestät, Schönheit, Anmuth, Leidenschaft, Ruhe auf faßliche Regeln gebracht hatte und sein Bild wie ein Rechnungsexempel aufsetzte, Marc Antonio Franceschini, ein überaus schneller und akademisch fehlerloser Zeichner, ein Mann voll zahlreicher und höflich üppiger Phantasie, der alle seine Vorgänger genau gelesen, und sich Excerpte daraus gemacht, auch die Natur studirt hatte, um darin Stück für Stück die Berechtigung für seine conventionelle Empfindung zu holen. An Farben reich, über ihre Ab- und Zunahme, ihre Verschmelzung und ihren Gegensatz und über das Licht, wodurch man sie belebt, dämpft oder tödtet, alles durch Fleiß und Talent Erreichbare kennend, gab es für ihn auch darin keine Schwierigkeit. Ich glaube nicht, daß es je einen Künstler gegeben habe, dem die Ausübung seiner Kunst weniger Mühe gemacht, als ihm. Diese Leichtigkeit theilt sich magisch dem Zuschauer mit, — er findet Wohlgefallen auf die wohlfeilste Weise — er fühlt sich erfreut, gerührt, erheitert, erschreckt, alles mit Anstand und ohne Gefahr. Sein Ruf war ungeheuer und Könige rissen sich um ihn. Man sollte im Grund nur französisch über ihn schreiben.

Alle seine Werke in Bologna aufzuzählen würde zu weitläufig seyn. Er ist, was die Menge der Arbeiten betrifft, unter den Bolognesern das, was Vasari unter den Florentinern, Tintoretto unter den Venetianern. Legte man die Werke dieser drei zusammen, so bedeckte man damit ein mäßiges Herzogthum. In Madonna di Galliera ist ein Altarblatt von ihm und sind Fresken, voll Erfah-

rung und Maß, aber ohne Schönheit und inneres Leben. Wie bekannt ihm alle erhaschbaren Mittel des Effectes waren, zeigen das Abendmahl und die Verkündigung in Corpus Domini. Eines seiner schönsten Bilder, das schönste, wozu seine Zeit sich aufschwingen konnte, ist die Jungfrau mit dem Jesuskinde und mehreren Heiligen ai Celestini. Die Leichtigkeit seiner Fresken kann man in S. Petronio und im Dome bewundern. Die letztern, so wie ein Altarblatt in eben dieser Kirche, malte Franceschini in einem Alter von achtzig Jahren, aber seine Hand war ihm treu.

Ein höchst brauchbares Werkzeug war ihm Luigi Quaini. Er arbeitete Franceschini in die Hand. Wie in Fabriken der eine diesen, der andere jenen Theil arbeitet, so er die Landschaft, das Beiwerk aller Art, und einzelne, besonders heitere, kecke, lachende Figuren, z. B. in S. Bartolomeo di Porta. Er hatte keinen Styl für sich. In S. Nicolo steht sein bestes Bild, der Heilige in Anbetung der Madonna, welche die Engel bedienen. Durch des Vaters Ruf und Nachhülfe erscheint auch der Canonicus Jacopo Franceschini als Maler. Von ihm ist eine Verkündigung in S. Pietro, sind auch einige Arbeiten in Sta. Maria Incoronata. Das Ineinanderarbeiten Vieler auf demselben Bilde kam in dieser Schule so sehr an die Tagesordnung, und es mußte auch dazu kommen, da die Kunst bereits Handwerk war, daß man kaum mehr sagen kann: der hat das oder jenes gemalt. Giacomo Bossi, Antonio Bossi, Girolamo Gatti, die in Architekturstücken verdienstvollen Gebrüder Haffner und viele Andere gehören in diese Klasse.

Eine Abweichung von der Regel, einen Aufstand gegen dieselbe möcht' ich sagen, macht Giuseppe Maria Crespi, bekannter unter dem Namen il Spagnuolo. Es scheint

ihn das Unbehagen über die Verweichlichung der Schule zu den Caracci zurückgeführt und ihn sonst getrieben zu haben, überall, nur nicht in seiner Umgebung in Bologna, Rath und Vorbild zu suchen. Er wurde Original, aber er blieb nicht rein von Verzerrung und Verschrobenheit. Sein Colorit, um stark zu seyn, wurde hart, auch bediente er sich schlechter Farbenstoffe, bereitete sie mit Nachlässigkeit und trug sie mit Frechheit auf. Er hatte gar keinen Schönheitssinn, aber Talent zur Auffassung der Leidenschaften. Seine Phantasie geht wie sein Colorit ins Schwarze. Gemeinheit, Ironie und Leidenschaft sind sein gewöhnlicher, zwischen Lust und Schmerz vielfältig abgestufter Ausdruck. Fast alle Gallerien haben Bilder von ihm. Man kann auch in Maria Magdalena, in S. Nicolo degli Albori, in S. Giorgio, in S. Paolo und in der Misericordia versuchen, ihn zu beurtheilen, aber es wird schwer fallen, denn Verrußung und Zersetzung der Farben lassen das Auge kaum die Zeichnung unterscheiden. — Von seinen Schülern ist nichts zu sagen, als daß keiner gewagt hat, dem Meister zu folgen. Sie verdienen dafür in corpore unsern Dank, —

Mehrere zeichneten sich in Blumen, Landschaften, Architektur u. s. w. aus. Aus dieser spätern Epoche verdient nur noch Vittorio Bigari Erwähnung, der einzelne Figuren recht hübsch zu malen verstand, wie im Dome, in Sta. Maria Incoronata, in S. Martino, in S. Petronio u. s. w. Auch seine größern Fresken, wie in Corpus Domini, im Palazzo Bacciocchi, und in Madonna di S. Luca zeugen von Fleiß. Unserer Zeit ganz nahe ist Gaetano Gandolfi, der nach Antiken sich bildete, ohne sie jedoch beleben zu können! Eine Auferstehung Christi in Sta. Maria delle Laudi, die Hochzeit von Cana in der Kirche des Erlösers, eine B. V. in Sta. Maria Labarum Coeli u. a. m.

verdienen Beachtung. Auch J. A. Calvi erwarb sich den Ruf eines Künstlers. In mehreren Kirchen stehen Arbeiten von ihm, so wie auch von seinen Schülerinnen Maria Rossi, Anna Maria Crescimbeni, Anna Mignani u. a. m.

Heut zu Tage gibt es wohl Kunstschätze, aber keine Kunst in Bologna. Es gibt auch Kunstliebe, besonders in den Frauen, wovon mehrere aus den höhern Ständen mit der Malerei sich vorzugsweise beschäftigen. Bologna ist vielleicht unter allen italienischen Städten diejenige, wo am meisten wissenschaftliche und gediegene Bildung herrscht, die selbst im Luxus durch Maß und Geschmack sich offenbart. Bologna hat außerdem viele gesellschaftliche Heiterkeit. Es ist eine Stadt, reich an Mitteln, um verständig und glücklich zu seyn, und dennoch ist sie weder das eine, noch das andere.

Parma, 19. Juli 1831.

Ich habe einen Ausflug nach Parma gemacht. Eine geistreiche Stadt! So wenigstens sieht sie aus. Ob sie es ist, erlaube ich mir nicht zu beurtheilen; aber die Straßen sind licht, die Plätze geräumig, die Gebäude schön, das Land ringsum ist herrlich und auf dem Corso, von dem ich so eben komme, hatten die Leute ein verständiges Aussehen. Das ist allerdings viel, wenn es auffällt, und man kann dieß im Grunde von wenigen Städten sagen, am allerwenigsten von denen, wo man sich auf der Promenade nur deßwegen zu vereinigen scheint, um die albernsten Verzerrungen an sich schon alberner Moden mit hochmüthiger Leerheit im Antlitz und tanzenden Füßchen zur Schau zu tragen. Ich war auch im Schauspielhaus, vorgestern

schon; ein wunderschöner Bau, licht, klar und offen wie die Stirne eines heitern Jünglings.

Gestern mit dem Früheſten fuhr ich nach dem fünf Posten entlegenen Piacenza, das mir fast deutsch vorkam, d. h. alt, finster, mit engen Straßen, hohen Dächern und einer gewissen bequemen Langweiligkeit in Antlitz und Schritt der Bewohner. Es geht mir durchaus nicht wie den meisten Reisenden, daß ich in der Ferne die Heimath liebe, zu Hause aber die Ferne. Ich kann also nicht sagen, daß mir der Anblick dieser Stadt besonders angenehm war. Auch fand ich in den Kirchen außer herrlichen Fresken Pordenonne's in der Madonna della Campagna, und eben solchen von den Carracci im Dome, die aber, nach zu kolossalem Maßstabe angelegt, mir nicht recht gefallen wollten, — nichts, was mich ansprach.

In der Nacht fuhr ich nach Parma zurück. Mit Correggio ist mir ein neues Licht aufgegangen. Ach, was ist Guido, was selbst Dominichino neben Correggio! Er malt mit Sonnenstrahlen. Die Madonna des hl. Hieronymus ist ein Bild, das in Hinsicht der Behandlung der Farben und des Lichtes geradezu an den Grenzen der Kunst steht. Von diesem bis zu dem nächsten besten Bilde der Welt ist ein weiter Weg. Nein, — was sag' ich? — steht nicht die Madonna della Scodella von eben diesem Meister ganz nahe daran? — Wahrlich, sie wäre das erste Bild der Welt in diesen Beziehungen ohne jenes andere, das durch die Kühnheit des Vereins und des Uebereinanderlegens der Lichter den unbestreitbaren Vorrang gewinnt. — Wer sich an den Wolken in diesem Bilde versündigt hat, weiß ich nicht. Ich glaube, die Directoren des Musée Napoléon zu Paris haben daran gebessert; genug, sie sind schwer wie Säcke. — Eine Kreuzabnehmung,

— das Martyrthum des hl. Placidius, — die Kreuztragung; alles von Correggio, aber wie verschieden! Das letzte und das erste stehen von einander wie Ceppi und Dominichino. Alle diese Bilder sind in der sehr zweckmäßig erbauten und eingerichteten Gallerie im Palazzo Farnese. Auch einige treffliche Carracci sind dort, von Ludovico ein paar großartige Bilder, die Grablegung der Jungfrau und die Apostel an ihrem Grabe; von Annibale eine Grablegung so weise gedacht, daß ich sie für Agostino hielt; von diesem endlich eine Madonna mit dem Kinde, im Style des Parmegianino. Von Samachini eine schöne Jungfrau mit dem Kinde; einiges von Schidone, der mir zu hart, und von Girolamo Mazzola, der mir zu bunt ist; auch ein Raphael, den ich tout bonnement für einen Garofalo halte, und ein wunderschöner Fr. Francia zieren diese Gallerie

Ueber die Fresken Correggio's in St. Johannes, im Dome und in der Camera di S. Paolo zu sprechen, kann ich mich nicht entschließen, weil ich den Eindruck dieser durch ihre Lieblichkeit wie durch ihre Kraft, durch ihre Anordnung wie durch ihren Ausdruck, durch die Kühnheit ihrer Zeichnung wie durch das hohe Leben ihrer Farbe, durch die Oekonomie und Verwendung des Lichtes, durch den kühnen Gegensatz der Tinten, kolossalen Werke noch nicht in mir zu ordnen Zeit gehabt habe. In der Kirche St. Johannas sah ich auch eine gar liebe Madonna mit dem Kinde von Fr. Fracia, eine solche höchst anmuthige von Parmegianino und eine Anbetung der Hirten von Giacomo Francia, die unter seinen besten und weihevollsten Arbeiten zählt. In der Gallerie S. Vitale bemerke ich blos einen Conegliano, den man für Leonardo da

Vinci ausgibt und abermals einen Fr. Francia vom J. 1515.

Aber ich bin Dir ja noch eine Schilderung von Modena schuldig — nicht von der Stadt, wie sich das zwischen uns von selbst versteht, sondern von den Kunstwerken in derselben. Die Kirchen sind kahl, selbst der Dom ist es, ein abenteuerliches Gebäude aus dem ersten Jahrtausend, klein, ängstlich verziert, voll Fratzen der Sculptur, barbarischen Styles mit einigen Erinnerungen an den römischen, z. B. in den Bogen. Solch ein Bau verhält sich zum Pantheon wie Totilas und Luitprand zu den Scipionen.

Dreizehn Gemächer und ein großer Saal im herzoglichen Schlosse sind mit herrlichen Gemälden behängt. Sie betteln da nicht um ein Winkelchen und um ein paar Strahlen Lichtes, das ihnen so nothwendig ist als uns die Luft, sondern sie sind breit ausgestellt und sorgsam gepflegt, wie königliche Gäste. Im ersten Zimmer, von Ost nach West, hängen die vier Guercino, deren ich oben Erwähnung that und die für sich allein eine Gallerie werth sind. Wie sehr der Meister die Antike errieth, wie kräftig, wahr und genußreich seine Phantasie war, wie zart, rein und entschieden sein Gedanke, wie nahe er in der Behandlung des Lichtes selbst Correggio kam, beweisen diese Bilder zu Genüge. Daneben hängt ein Christus am Kreuz von Guido, voll des tiefsten, wehmüthigsten Ernstes und ganz wunderbar gemalt; von eben demselben ein hl. Rochus im Kerker, dem der Engel erscheint, in seiner ersten Manier, voll Kraft und Zauber der Schönheit; endlich ein Leonello Spada, der hl. Franziskus, welcher der himmlischen Glorie opfert, voll Anmuth, doch überladen. Im zweiten Gemache prangen die sogenannten vier Elemente von Ludovico und Annibale Carracci, Deckenstücke, so schön als deren irgend

von einem Meister gemalt worden sind, an Erfindung und Farbe fast unübertroffen. Auch eine Himmelfahrt hängt da von Ludovico und eine Heilung des Blinden von Antonio Carracci. — Das dritte Gemach ist der Thronsaal. Im vierten sieht man zwei treffliche Caravaggio, beide einen Trinker vorstellend; — die Madonna della Neve von Dosso Dossi, vielleicht sein schönstes Bild; — ein Madonnenbild von Giambatt. Dossi, einen Christus am Kreuze mit der Magdalena und Johannes, ein Werk des Pomarancio, hart in der Behandlung, aber kühn im Gedanken; sechs kleine Bassano, und eine sehr verdorbene Jungfrau mit dem Kinde und der hl. Elisabeth von Andrea del Sarto. Das fünfte Gemach enthält ein paar schöne Bilder von Garofalo, Madonna auf dem Throne, einmal mit vier Heiligen, und das andere Mal mit einem Musikchor von Engeln, und mit dem hl. Joseph, der hl. Lucia und dem hl. Pelegrinus, dem der Meister einen ganz abenteuerlichen Bart gab. Die schönsten Bilder Garofalo's stehen in dem Dom und in der Franziscanerkirche zu Ferrara; Du mußt die Schilderung derselben in einem frühern Briefe finden. — Ein Bild von Gentil Bellini, eines von dem Modeneser Giuseppe Pagani sprachen mich wenig an, dafür aber sehr die Himmelfahrt von Giac. Francia gemalt, in welchem mir nur in der Anordnung der Umstand mißfiel, daß er ein paar Apostel aus dem Bilde herausschauen läßt, was die Einheit der Handlung stört und also eine zerstreuende Wirkung übt. Ein merkwürdiges Bild ist ein Christus, der, unterstützt durch die Mutter und Johannes, aus dem Sarge empor sich hebt; es ist eine schauerliche Darstellung, streng in Farbe und Zeichnung, von Bart. Bonasciis aus Modena und trägt die Jahreszahl 1485. Endlich steht in diesem Zimmer

auch eine Kreuzigung von Mantegna, voll Leben, Kraft und Wechsel, aber ohne Schönheit. Mir ist beim Anblicke der alten Meister immer, als hätten die spätern, auch die größten nicht ausgenommen, nicht gehalten, was jene versprachen! —

Im sechsten Gemache fand ich ein paar hübsche Bilder von Ercole dell' Abbate, eine Epiphania von Giac. Palma; eine andere von Camillo Procaccini, von großartiger Architektur und saftig, wie ein Werk der Venezianer, vielleicht sein bestes Bild; eine Geburt Christi und eine hl. Familie von dem Ferrareser Scarsellini, welche die Härte seiner Schule nicht verläugnen. — Der daran stoßende große Saal ist mit Fresken der Franceschini und Haffner geziert. Es hängt darin unter mehreren Bildern eine Jungfrau mit dem Kinde, dem die hl. Katharina das Füßchen küßt, so meisterhaft gedacht und geordnet als irgend eines, von Tiarini. Auch ein del Sole ist da, eine Verkündigung, unwahr, verflossen, hart und doch reizend. In den übrigen Zimmern fielen mir einige schöne Copien nach Correggio auf; ein allerliebstes Bildchen des Tiarini mit der Nachahmung der berühmten Gruppe aus der Madonna del S. Girolamo von eben diesem Meister; ein kleiner Mastelletta, und eine Beschneidung von G. C. Procaccini, ein Bild, worin die Kunst und ihre Ausartung ganz nahe beisammen wohnen. Eine wahre Perle ist ein kleines Gemach, von der seltenen Meisterhand des Niccolo dell' Abbate mit wunderschönen Fresken geschmückt. Acht Scenen aus der Aeneis sind in länglich runden Gemälden gegeben; acht Halbrunde sind mit Landschaften ausgefüllt; über den Fenstern stehen zwei Rundstücke, und unter der Aeneis laufen, grau in grau, verschiedene Kämpfe hin, unversiegbare Quellen der Composition.

Wäre dieß Zimmerchen mit Gold und Edelsteinen bedeckt, so würde es nicht reicher seyn, als es dermalen ist. Was mich jammert, ist die Vergänglichkeit dieser Kunstwerke; fünf bis sechs Jahrhunderte, das ist ihre ganze Unsterblichkeit! —

Bologna, den 21. Juli 1831.

Um die Zwölfzahl voll zu machen, bleiben mir noch die Bilder der fremden Meister zu schildern, die Bologna aus der Zeit seiner Blüthe und Herrschaft in der Kunst sich erhalten und bewahrt hat. Die Kirchen besitzen deren wenige, die Erwähnung verdienen, wenn ich eine Assunta in S. Martino, von Perugino, eine Verkündigung in St. Mathias, von Tintoretto, und einen hl. Rochus in der Petroniuskirche, von Parmegianino, ausnehme, die aber nicht unter die vorzüglichen Werke dieser Meister gehören. Auch die Privatgallerien sind arm, und überdieß sehr freigebig mit großen Namen, da sie entweder schon verkauft haben oder verkaufen wollen, und es ist ihnen das so wenig zu verargen als den Gallerien in Deutschland, England und Frankreich, welche gekauft haben. Salvator Rosa, Poussin, Baroccio, hie und da einen Tizian, einen Padovanino, einen Paul Veronese oder auch einen Rubens, Dürer oder Kranach sieht man in den Verzeichnissen, aber selten das Entsprechende an der Wand. Die Gallerie Zambeccari, die noch mit Verstand und Liebe besorgt wird, besitzt ein Bacchanal von Mantegna, ein höchst merkwürdiges Stück, reich an Phantasie, Kenntniß, Kraft, Ausdruck und selbst an Grazie. Die Gallerie Marescalchi hat unter sechshundert Gemälden einen schönen

Rembrandt, eine Judith von Bronzino, einen hl. Hieronymus von Quint. Messis, einen Christus am Kreuze von Tintoretto, eine vortreffliche Copie der schönen Ferroniere, von Bat. Berré und mehrere Gemälde der neuesten französischen Schule. In der Gallerie Fruli sah ich ein herrliches Porträt von der Hand des Luini; im Hause Guidotti ein treffliches Bild des Lucas v. Leyden; in der Gallerie Aldobrandini sechs Bilder von Correggio, wovon ich kein einziges für ein Werk dieser edlen Hand halte, ein paar angebliche Raphaele, die aus der Schule Perugino's seyn mögen, und einen schönen Rubens. Fast in keiner Gallerie fehlen Bilder von Bassano; so z. B. stehen deren sechs im Palazzo Bovi. Bei dem Bilderhändler Rossi fand ich — zu meiner nicht geringen Ueberraschung — das herrlichste Porträt, das in Bologna zu sehen ist. Es kommt aus dem alten Pallaste Bentivoglio, und stellt einen Monsignore, wahrscheinlich ein Glied dieser Familie, vor; es ist in Lebensgröße, etwas mehr als Halbfigur, in Blau und Weiß reich gekleidet, und die Ausführung daran so erstaunlich, daß es nur ein Tizian, und zwar einer der besten Tiziane, oder Raphael seyn kann. Dieses Bild, stände es in Wien, würde das schönste der ganzen Gallerie seyn.

Aber wir wollen nach der Pinakothek eilen. Unter den 278 Bildern, die man ausgestellt findet, sind eben nicht viele von fremden Meistern. Fromm im Gedanken und von wohlthuender Sorgfalt in der Ausführung ist eine Jungfrau mit dem Kinde, über sich den ewigen Vater, von Cima di Conegliano; voll schauerlicher Strenge und Kraft im Gedanken, und so kolossal, als wäre es zwanzigmal größer als es wirklich ist, steht ein Bild da von dem Ferrareser Fr. Cossa, eine Madonna auf dem Throne, auf dem

Schooße das Kind, vor sich die hl. Petronius und Johannes den Evangelisten. Ein paar Bilder von dem Florentiner Giorgio Vasari zeigen seine Fertigkeit und seine Schwächen. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine Magdalena von Timoteo Viti, eines würdigen Schülers des Raphael, wie eben dieß reizende, im Gedanken seltsame, in der Zeichnung fast furchtsame, in der Ausführung äußerst zarte Bild beweiset. Es ist im Verhältniß seines Werthes wenig bekannt, ist von Anmuth durchdrungen, trefflich in den Falten, und besonders in der Behandlung der Hände und Füße wunderschön. — Von einer Madonna des Parmegianino, die mit dem Kinde auf dem Schooße zwischen einer hl. Margaretha, dem hl. Augustin und Hieronymus sitzt, möchte ich manches sagen, nicht als ob mich das Bild anzöge, sondern weil es mir Gelegenheit gäbe, die Vorzüge und Fehler dieses geistvollen, in der Behandlung des Helldunkels großen Meisters näher zu beleuchten, aber ich wende mich zu Perugino und Raphael.

Ich habe keine Worte, um die Achtung zu schildern, die ich für Perugino hege. Kein Meister, vielleicht nicht einmal Raphael, hat einen so entschiedenen Charakter, und den Ausspruch desselben in dem hohen Grade und mit so vieler Klarheit in seiner Gewalt gehabt, als dieser unvergleichbare Mann. Das Bild, welches die Pinakothek besitzt, stellt die Jungfrau mit dem Kinde in den Wolken thronend, von Engeln angebetet und von Heiligen verehrt, vor. Mehr mathematische Strenge in der Anordnung, und im Ausdrucke edlere Feinheit, größere Innigkeit und Rückgewandtheit in sich selbst finden sich wohl kaum wieder. Dabei ist die Zeichnung, wenn auch hie und da hart, von hinreißender Schärfe, und die Farben durchglüht ein unnachahmliches Leben. Ein Schmelz von Schwermuth, die eben,

wenn sie lächelt, am tiefsten rührt, vereint die Ebenmaße der Handlung in sich. Die Köpfe haben eine Ausführung, die, z. B. in demjenigen der hl. Katharina, niemals übertroffen worden ist. Mich stört die absichtliche Nüchternheit der Anlage, und die Perugino eigene Magerheit der Gestalten nicht; mich überwinden ein- für allemal der Ausdruck, die Keuschheit des Gedankens, die Anmuth der Stellungen, der Glanz der Tinten, die Vollendung in der Ausführung der Theile, die Durchsichtigkeit der Luft. Ich kenne mehrere Bilder von Raphael, die mich lange nicht so sehr befriedigen, wie dieses Werk seines Lehrers. Ich finde überhaupt, für mein Gefühl, von den ältesten Meistern der verschiedenen italienischen Schulen bis zu den alten, d. i. bis zu Perugino, Francia und Gianbellino ununterbrochenen Fortgang; dann aber eine Lücke. Je vertrauter man mit den ältesten wird, desto herrlicher tritt ihr Ideal aus der unvollkommenen Darstellung. Ihr Alphabet hatte kaum siebzehn Buchstaben, aber sie schrieben Psalmen und Job. Aus den alten aber drängte sich mir nach und nach die Erkenntniß auf, daß Raphael, Leonardo, Correggio und Tizian, um die größten zu nennen, an eigentlichem Schönheitssinn unter ihnen standen, ein Sinn, der in Parmegianino zur Verzerrung, in Guido zur Oberflächlichkeit ausartete, von Michel Angelo verachtet wurde, und in den Carracci gar nicht mehr war. Diese Behauptung ist gewagt, ich weiß es wohl; aber ich schreibe sie nicht leichtsinnig nieder. Die Vollkommenheit und der Reichthum der Mittel, so wie das Vermögen ihrer Anwendung bot den großen Schülern der Alten Vortheile dar, mit Hülfe welcher sie siegen mußten. Der Kampf war ungleich.

Ich bereue diese Aeußerung nicht, obwohl ich von einem

der größten, vielleicht von dem größten Bilde Raphaels nun sprechen will, von seiner „Cäcilia,“ für S. Giovanni in Monte gemalt, und nun der größte Edelstein der Pinakothek. Ich habe oft vor diesem Bilde gestanden, und es war mir, wie die Welt, ein Buch ohne Ende. Keine Copie, keine Zeichnung ist bis zu dem Grade gelungen, um das Original daraus beurtheilen zu lassen. Die Seele, die darin lebt, entwischt jeder Nachahmung. Wenn ich von der Anordnung spreche, so würde sie unter jeder andern Hand trocken geworden seyn; fünf Gestalten, fast gleicher Höhe und fast auf dieselbe Ebene neben einander gestellt, mit verhältnißmäßig wenig Luftperspektive zwischen und über sich; aber durch den Geist Raphaels ist diese Anordnung so seelenvoll als irgend eine irgend eines Meisters, und was bei einem andern zum Fehler geworden seyn würde, wird hier zur majestätischen Einfachheit und übt eine schlagende Wirkung. Zeichnung, Farbenwahl, Schmelz und Kraft der Tinten, Faltenwurf, Beiwerk sind von so unübertrefflicher Vollendung, so ganz und gar das, was sie seyn sollen, so in vollständiger Harmonie mit dem Ausdruck, — daß es kein Bild auf der Welt von größerer Einheit in allen seinen Theilen und Mitteln gibt, als eben dieses. Die Mannigfaltigkeit in dem Ausdrucke der Gestalten ist durch ein mit Worten kaum nachzuweisendes, aber dem Auge klar sichtbares Band an die Haupthandlung dienend gebunden, und ob der hl. Paulus sich abwende von Cäcilien, ob die heilige Magdalena aus dem Bilde herausblicke, sie könnten, nach ihrer Eigenthümlichkeit, auf keine andere Weise gestellt seyn, um sich inniger in die Handlung zu verflechten. Cäcilie, mit allen Reizen der Jugend in dem so selten errathenen Maße geschmückt, das allein das Wahre ist, steht in der Mitte des Bildes; ihr Schmuck ist einfach aber edel, ihre

Bekleidung reich aber nicht vortretend; ihr jungfräuliches Haupt ist nach aufwärts gewendet, ihr Auge glänzt von wunderbarem Lichte — ihr Ohr empfängt die Harmonie der Musik der Engel, die nur leicht angedeutet den obern Theil des Bildes füllen, ihre Arme sinken unter der leichten Last des Instrumentes, das sie in ihren feinen Händen hält. Unsägliche Klarheit und Ruhe sind über die Gestalt ausgegossen, und die Zauber der himmlischen Melodie haben Besitz von ihrem ganzen, ohne eigenes Zuthun sich hingebenden Wesen genommen. Der Gedanke ist einfach. Durch die Melodien, die sie dem Instrumente entlockte und mit denen sie betete, hat sie sich zu einer Empfindung gesteigert, wo die Melodien des Himmels die ihrigen fortsetzen. Sie steht auf der Erde, aber sie ist der Erde entnommen; ihre Entzückung ist die höchste, ist Ruhe.

An ihre Rechte lehnt sich Johannes, jugendlich schön, ganz Herz, ganz ihr, ja ihr fast ähnlich aus Liebe. Er höret nicht die Melodien, die ihrem Ohre tönen; aber er erräth dieselben; ein leiser Zug in seinem Antlitz, der fast wie Schmerz aussieht, entspricht dem Kummer in seiner Seele, daß er den Entzückungen der ihrigen nur mit dem Gedanken folgen kann. Neben ihm steht Paulus auf das Schwert gestützt, voll Kraft und That in jeder Falte seines Mantels, in jedem Haare seines Hauptes; er läßt das fast finstere Antlitz in seiner Rechten ruhen; er hört die Melodie der Engel nicht; er begreift, daß die Heilige sie hören könne; aber ist ihre Bestimmung der Friede, so ist die seinige der Kampf! Sein gesenktes Auge, von mächtigen Brauen beschattet, — seine geistreiche Nase, — sein beredter Mund, knüpfen ihn, den Streiter Gottes, an die Welt. Er ist der Führer und Fürst des Glaubens, dessen Seligkeit, d. i. dessen Lohn in der Heiligen sich darstellt.

Zur Linken von Cäcilia steht der hl. Augustin im Bischofornate, die glänzende Inful in der Hand. Er gehört mit seinem Leben einer spätern Zeit an; das zeigt schon sein Ausdruck. Er heftet seinen Blick auf die Heilige mit der Ueberzeugung des Glaubens, aber er versteht sie nicht ganz, noch weniger ahnet er, was sie so deutlich höret, was Johannes weiß, und was Paulus begreifen würde, wenn er daran dächte. Edle Einfalt, großer Verstand sind sein Ausdruck. Die Ausführung seines Kopfes ist von solcher Vollendung, daß gewiß nicht zwei Maler in der Welt über das Wie? einig seyn werden.

Ihm zur Seite steht das Mädchen von Magdala mit Stellung und Haltung des Körpers und mit der Vase in ihren Händen bei der Handlung, mit Kleidung, Wendung des Hauptes und Ausdruck von derselben abgewandt, wie es ihrem jugendlich leichten Gemüthe geziemt, das dem Ernste der Entzückung am fernsten steht und die Heilige nur liebt, aber nicht versteht.

Die Einsamkeit, in der Cäcilia mit ihrer großen Empfindung mitten unter den in Glauben und Liebe ihr so nahen Wesen steht, ist der Gedanke einer großen Seele. Ob er mit, ob ohne Bewußtseyn gegeben, d. h. ob er Frucht der Erfahrung, ob aus dem Tacte der Wahrheit entsprungen ist, bleibt auf diesen Ausspruch ohne Einfluß!

Ich kann nicht in das Detail der Ausführung eingehen, die selbst wieder eine Melodie der Engel ist. Die Füße der Cäcilia allein verdienen, daß ein Petrarca in hundert Sonetten sie besänge. Ich will auch über die Barbarei weggehen, mit welcher von irgend einem Schmierer die Luft und der obere Theil des Bildes übermalt zu seyn scheinen. Der Zauber solchen Ausdrucks bricht jeden Stachel.

Daß die Kunst weiter reiche, ist eben so unmöglich,

als in der Medizeischen Venus. Alle Schätze der Erde bezahlen solch ein Bild nicht, weil es durchaus keine Vergleichung zwischen ihrem Werthe und demjenigen eines solchen Kunstwerkes gibt. Eben so gut könnte man ein Stück Sonne kaufen wollen.

Bruchstücke von Briefen aus Rom.

(Geschrieben im Jahre 1832. — Aus dem Echo.)



I.

Wie nur der Sehende die Segnungen des Lichtes und der Farben in sich aufnehmen kann, und im Verhältniß der Fähigkeit seines Auges davon angesprochen wird; so wirkt die Stadt, aus der ich schreibe, auf Geist und Herz in dem Maße, als beide der Anregung fähig, und durch die Schule lauterer Bildung gegangen sind. Sehen ist haben; und wer haben soll, muß verdienen. Die Geister großer Erinnerungen wandeln, noch sichtbar dem inneren Auge, auf der erhabenen Bühne, die man Rom nennt, und um welche die Jahrhunderte und die unberechenbare Menge von Menschen aller Farben und Abstammung als staunende Zuschauer stehen. Die Gedanken der Künstler nehmen Form und Leben, und wandeln über denselben Boden. Schicht dringt durch Schicht, und die Gerüste, von den Hütten des Romulus, bis an die Palläste der Auguste und bis auf die Bauten der Leone, stehen in und neben einander ohne Störung.

Ueber eine solche Stadt hat die Zeit ihre Herrschaft verloren. Rom ist gewesen, Rom ist, sind gleichbedeutende Ausdrücke; denn was Rom war, bleibt es; seine Geschichte ist eine fortdauernde Gegenwart. **Urbi et Orbi!** ruft der Pabst hoch von der Tribune der Peterskirche, wenn

er am Ostersonntage die Völker segnet. Welcher andere Name als Rom würde das Gewicht dieses Gegensatzes zu tragen im Stande seyn! —

Wer nur die Freuden der heutigen Welt sucht, die Zerstreuung in Gesellschaft, in Lustfahrten und Theater, — wer den Puls des politischen Lebens fühlen will, — wer nur leise wegzugleiten wünscht über den geschmückten Boden der Zeit, Rosen und Düfte braucht und Beifall glänzende Augen, — ja auch wer in stiller Enge des Hauses unter den Seinen heiter sich bewegt, seiner Wünsche glückliche Wahl täglich mit Beruhigung überzählend: derjenige komme nicht nach Rom, der Stadt der Erinnerung, der philosophischen Trauer, und des Trostes. Wer aber einsam steht, — wer verlor oder nie fand, — wer des Taumels der Welt satt ist und des Spottspieles der Worte, — wer sich retten will vom Lärmplatze der Leidenschaften, — wer sein Herz bereitet hat für die Einfachheit großer Erinnerungen, für den Segen der Kunst, und für eine an Klarheit und Maas reiche Natur; der komme in diese mächtige Stadt, die, wie eine Mutter dem Sohne, die Arme Jedem entgegenstreckt.

Die verödete Landschaft, im Stolze ihrer Stille und Verlassenheit, umgibt würdig die Hauptstadt von Einst! Wie eine verschleierte Niobe zeigt diese Landschaft mit wenigen Umrissen ihr ganzes Inneres, beredt wie Schweigen. — Inania regna umgeben dich, heilige Roma, und die Traumgesichte der Propheten sind an dir, du Stadt des Herrn, wahr geworden. Dennoch wie wohlthätig wirkt diese Stille auf denjenigen, dessen Ohr der Weltlärm ermüdete! Wie erhaben erscheint diese Oede im braunen Trauerkleide, nur selten durch einen Baum, durch ein hochummauertes Gebäude, durch den unsicheren matten Glanz

der tiefeingesenkten Tiber, — öfter durch Ruinen, und als säße die Gegenwart über den Gebeinen der Vergangenheit, durch Warten unterbrochen! — Wie erheiternd endlich sind die herrlichen Umrisse der Berge von Viterbo, des Sorakte, des Sabiner- und Aequergebirges, und desjenigen von Albano, dem an Reinheit und Schwung der Linien nur der Lykabettus und Pentelikon, an Milde der Farben nur der Hymettus und der kretische Ida, an Durchsichtigkeit der umgebenden Luft kaum eine Stelle der Erde, zu vergleichen sind.

Attisches Maas, Glanz und Geist der Farbe, das sind deine Zauber, Landschaft von Rom! —

II.

Und doch, was ist das heutige Rom, als eine Lüge der Vergangenheit? — Was uns die Seele erschüttert, wenn wir es betreten, uns mit einem fast wollüstigen Bewußtwerden der Vergänglichkeit durchzuckt, uns das Ohr öffnet und hinneigen macht dem Vorüberbrausen der alles zerstörenden Zeit: was ist es als das, was nicht mehr ist? — Diesen Genuß, denn es ist ein solcher, könnten wir allenfalls auf jedem Flecke der Erde, im Winkel unseres Sophas uns verschaffen, wenn unsere Gedanken und Empfindungen nicht der körperlichen Unterlage bedürften, nicht lebendiger würden durch das Bewußtseyn, wirklich auf derselben Stelle zu stehen, wo einst eine so große Welt war, von der nun nichts mehr besteht. Rom rührt und erschüttert, wie das Grab eines großen Menschen. —

III.

Es gibt Zergliederungen, Abrisse der Ruinen von Rom, aber keine würdige Schilderung derselben. Auch sie sind ein Tummelplatz der Eitelkeit so vieler Schriftsteller unserer Tage, — der Hintergrund, auf welchem sich ihr geputztes Bild im künstlichen Lichtkreise darstellen, — die Folie, die ihren Namen heben soll. Schön und richtig sehen, wie selten, wie schwer! — Aus der Sprache der Augen und der Empfindung in diejenige der Worte übersetzen, um wie viel seltener und schwerer noch! — Ich hoffte auf Chateaubriand, als ich im zweiten Bande seines Génie du Christianisme das als Note beigefügte Schreiben an Herrn D. F. begann; aber seine Feder, so magisch wahr und warm in der Schilderung der Umgegend, wird schwach vor den heiligen Resten. Ich hoffte auf Frau v. Stael, der die Begeisterung eine Fackel lieh, die das Aeußere und Innere erleuchtet und erwärmt. Aber selbst in Corinnens Munde, wenn sie dem Geliebten spricht, ist die Schilderung der Ruinen kalt und steif, mehr aufgezählt als hingebaut, oft leichtsinnig, oft unwahr, und jederzeit ohne Leben. — Poussin hat die Feinheit der Landschaft errathen; Pinelli gibt das Seyn und Treiben der untersten Volksklasse; die Ruinen haben eben so viele gemalt als beschrieben; beides ist bis jetzt ohne Glück geschehen.

IV.

St. Peter ist die größte Kirche dem Raume nach und der Triumph der Baukunst, zugleich auch der Märtyrer des unnatürlichen, gekünstelten Geschmacks. St. Peter ist nicht aus Religion hervorgegangen, wie z. B. die Münster zu Strasburg und Freibung, St. Stephan zu Wien, und vor allen der Dom von Siena. Diese Bauten sind Symbole und Geburten der katholischen Lehre, so gut und ganz als die Tempel von Theben diejenigen der ägyptischen, und das Parthenon und die Reste in Aegina die der griechischen sind. Der Dom von Siena ist die herrlichste aller katholischen Kirchen der Welt.

V.

Ich habe heute einen Mann besucht, Onorato Martuzzi, der über acht Jahre in Indien und China lebte, und von dort eine auf dem Continente wohl einzige Sammlung von Kunsterzeugnissen herbeibrachte. Wie das Blatt der Platane nicht demjenigen des Apfelbaumes, so gleicht eines Volkes Entwicklung nicht der des anderen. Der Natur eine engere Gränze ziehen wollen, ist Anmaßung der Unwissenheit und Frechheit des Uebermuthes. Wie tief die Wurzeln von Sitten und Religion, von bürgerlicher Einrichtung und Unterabtheilung der Gesellschaft in jenen Ländern des fernen Ostens greifen, beweiset ihre im Vergleiche zur un-

seren fast ewigen Dauer. Diese spiegelt sich in den Arbeiten ihres Kunstfleißes ab, deren Ausführung bis in das Einzelne ganz das ist, was sie seyn soll. Ich bewunderte die Malerei der Chinesen, ob der erstaunlichen Frische der Farben und ihrer höchst glücklichen Vermählung. Die Landschaften sind meist reizend, Wasser und Himmel von der größten Durchsichtigkeit, Bäume und Blumen allerliebst; dabei ist eine Ruhe über ein solches Bild ausgegossen, daß einem das Herz darüber weich wird, und das Auge vor Sehnsucht feucht. Die Pracht der Kleiderstoffe, der bequeme Luxus der Haushaltung, das herrliche Geschmeide der Frauen, der Farbenglanz der Gebäude, die einfachen Spiele und Vergnügungen, selbst der Pedantism der Höflichkeiten, versichern einen Wohlstand und Lebensgenuß, der vor dem unseren die ganze Sicherheit voraus hat. Merkwürdig sind die Arbeiten in Bronze, Holz und Stein, meist Idole und heilige Gefäße oder Werkzeuge, die ersten gegossen in größter Vollendung, die andern geschnitten. Ich konnte nur einen geringen Theil dieser Sammlung sehen, und manches, z. B. mehrere tausend Bücher, sah ich so gut als gar nicht. Die Vögel des Landes, viele Fische, Insekten und Pflanzen, von Chinesen gemalt, besitzt dieser Mann in 1400 großen Blättern. Ich begreife, daß mehr als 100,000 fl. dazu gehörten und die Gluth der Liebe des Sammlers, um diese Schätze zu vereinigen! Der Mann ist ein Römer, war Kaufmann, und will diesen merkwürdigen Besitz dem Vatican überlassen; aber auch nicht einmal eine auf die Transport- und Mauthkosten berechnete Lebensrente, die nicht über 6000 fl. machen würde, kann er haben. Diese Täuschung macht ihn ganz muthlos. Was, wie er gehofft, sein Ruhm werden sollte, ist nun die Quelle seines Kummers! —

VI.

Ich ging in die französische Akademie, wo eben Kunst-Ausstellung ist. La mort de Virginie, von Signol, traf mich wie eine Geistererscheinung. Ich konnte mein Auge nicht abwenden von dem Bilde, obwohl es nur mittelmäßig gemalt ist. Virginia liegt, in ihrer Todesblässe strahlend, auf einer erhöhten Strohmatte; vor ihr kniet ein Negermädchen im Ausdrucke des höchsten Schmerzens; eine andere Dienerin starrt der Leiche zur Linken; ein Greis aber, vom Kummer gebrochen, war eben beschäftigt, derselben die Füße zu reinigen, und hält matt im Gefäße die Hand, die ihm vor Schmerz den Dienst versagt. In der Ferne sieht man die noch hochbewegte See, den alten Neger im Ausdrucke der Verzweiflung, und Leute, welche beschäftigt sind, Schifftrümmer ans Land zu ziehen. Lese die Stelle nach in Paul et Virginie. Mich hat sie tief gerührt; und jetzt? — . . . .

VII.

Ich bin froh, den Brief nicht geschlossen zu haben; so kann ich dir doch noch sagen, daß ich die herrlichste Kirchenmusik gehört habe, die man sich denken kann. Ich möchte sie die einzige nennen, so verschieden von der anderen, so ganz heilig ist sie, so über allen Ausdruck weich und erhaben.

Dichtgedrängt war die Kapelle. Ich hatte Mühe bis zu den Bänken der Gesandtschaften zu kommen, und hielt mich ruhig im Haufen. Da entdeckte mich der französische Botschafter und zog mich zu sich; so erhielt ich einen guten Platz, was zum Hören so nothwendig als zum Sehen ist. Der Fürst *** versicherte mich, ihn solle die Erwartung des Miserere nicht um das Mittagsmahl zu gewohnter Stunde bringen, und ging. Andere schwätzten mir die Ohren voll. So brachte ich die Stunden hin, bis nach Absingung der verschiedenen Psalmen die letzte Kerze erlosch, der Pabst vor den Altar trat, alle Kardinäle sich erhoben, und nun die wunderbare Melodie erklang, die ich im ersten Augenblicke für einen Verein von Harmonikastimmen nahm, bis sich nach und nach die Töne bald einzeln, bald in Massen löseten und ihren unnachahmlichen Reihengang begannen. Mir kam es vor wie Gottesdienst aus urältester Zeit, wie Feuer Orpheischer Geheimnisse, wie Musik der geheiligten Tänze der Sternanbeter. So einfach und doch so zaubervoll verschlungen; dabei Stimmen, welche geradezu die lautgewordene Seele zu seyn scheinen!

Da gleichzeitig der Tag abstirbt (es wird um Ave Maria gesungen), das Licht immer schwächer durch die Fenster bricht, die frommen Gestalten Peruginos und die riesigen Michel Angelos auf den Wänden immer mehr erlöschen, dabei die Musik immer klagender, immer drängender wird: so ist es gerade, als wiche das Leben aus den Adern, als verblaßten die so glühend umarmten Hoffnungen, die so mächtig festgehaltenen Wünsche! — als sähe das Auge mit immer steigender Kraft nur mehr einen Punkt; der wird lichter und lichter, und prunkt immer herrlicher in Gold, und von eben daher tönen die Gesänge der Engel; es ist die Loge, worin der Chor der Sänger

steht, verborgen hinter mächtigen Choralbüchern; der entzückten Phantasie, nicht unähnlich der Pforte des Himmels! —

VIII.

Die Ceremonien der päpstlichen Kapelle haben alle viel Würdiges und Ergreifendes, aber der Geist der Andacht ist aus den heiligen Mauern gewichen; man geht dahin statt und wie ins Schauspiel. Alle Bänke sind voll Leute, denen der Pabst und die katholische Religion ein Gräuel sind, z. B. mit Engländern; an ihre Herzen schlägt der mächtige Choralgesang nicht; ihren Augen sind die rührenden Symbole von Hingebung, Opfer und Erlösung ohne Bedeutung, eben weil sie von Händen gebracht sind, die sie verachten. Wie in der Oper nur gewissen Musikstücken Aufmerksamkeit geschenkt, sonst aber geschwätzt und allerlei Zerstreuung getrieben wird, so auch hier; kaum daß die ungeheueren, unmittelbar an das Leben der Seele greifenden Töne des Miserere Stille gebieten, und das Auge auf den Altar oder wenigstens in die Richtung der heiligen Handlung ziehen können. Der Verfall der Religion berührt mich wehmüthig. Gestern fand ich in ein paar Hauptkirchen, S. Maria maggiore und S. Pietro in vinculis, die Bischöfe und Priester in großer Funktion der Auferstehung, und nicht eine Seele außer ihnen in den weiten Hallen. Letzthin, da der Pabst von der Tribune der Peterskirche den Segen gab, ein Augenblick, der sonst Hunderttausende vereiniget haben mag, sah man auf dem weiten Platze kaum ein paar hundert Menschen aus dem Volke. —

Wie gedankenleer, wie abgestorben dem menschlichen Vereine muß nicht derjenige seyn, der nicht die Nothwendigkeit, nicht den Segen der Religion fühlt. Wo ist ein Volk in der Geschichte, das anders als durch Religion groß geworden sey?

IX.

Ich habe gestern den Abend im Marionnetten-Theater zugebracht, ganz allein im Winkel einer Gallerie und mit dem größten Ernste. Selbst eine Marionnette gefalle ich mir darin, die Figürchen zu sehen, wie sie stattlich einherhüpfen, in allerlei Kleidern prangen, die Welt im Kleinen spielen, und wie zwischen den Bühnenwänden manchmal eine riesige Hand sichtbar wird, die die Fäden zieht und das Schicksal repräsentirt! —

Heute war ich zu Tische beim *** Botschafter. Gegen Abend fuhren wir nach der herrlichen Villa Albani, wo das ganze Feld von Rom bis weithin an die Gebirge Latiums, des Sabiner- und Aequerlandes, im Glanze der untergehenden Sonne, als die erleuchtete Tafel der größten Geschichte vor uns lag. Wir schwelgten in diesem Ausblicke; ein Genuß, der durch keine Salonphrase oder Rücksicht gestört, und durch das Vertrauen in Mitempfindung erhöht wurde. Nachdem wir einige Zeit in der Villa S. Aulaire, an der Porta Salaria, zugebracht und dort mit Wiederholung von Stellen aus Dichtern uns ergötzt hatten, fuhren wir nach dem Colosseum und sahen diese Riesen-Ruine im Zauberlichte des Mondes. Ich war ganz heiter

geworden bis in die Seele, — aber ich weiß wohl, daß es nicht anhält! —

Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, so bin ich selbst eine Ruine aus anderer Zeit. Welche aber ist meine Zeit? — Wo meine Heimath? —

X.

Ich wollte heute nach Tivoli; da aber das Wetter drohend war, ließ ich mich auf diese weite Fahrt nicht ein, sondern sah am Morgen mehrere Studien von Malern an, zuerst aber die der Stadt Rom eigenthümliche Anstalt, der mit einer Hetze verbundenen Ochsenschlachtung. Es ist nämlich hart innerhalb der Porta del Popolo ein beträchtlicher Raum ummauert, worein die zum Schlachten bestimmten Ochsen getrieben, und dort erst von Menschen zu Pferde gehetzt werden, bevor man sie tödtet, weil man glaubt, daß das Fleisch dadurch mürber werde. Längs den Wänden sind Holzschranken angebracht, hinter die sich die Leute im Nothfalle flüchten können. Ein häßliches Schauspiel!

Von da ging ich in das Studium des Malers Wicar, eines Franzosen, in den Sünden seiner Schule erzogen. Er hat ein ungeheures Bild aufgestellt, die Erweckung des Lazarus; eine Arbeit von fünf Jahren und schon 1816 vollendet, ganz auf den Effekt berechnet, voll theatralischer Anordnung und greller Farben. Es ließ mich kalt. — Nicht besser ging es mir im Studium des Direktors der schönen Künste, Camuccini, der seine vortreffliche Zeichnung durch schlechte Färbung verdirbt. Es ist mir unbe=

greiflich, wie man, geboren und aufgewachsen in Rom, und von Jugend an mit den größten Meisterwerken beschäftigt, so schlecht malen kann. Das dritte Studium war das des Portraitmalers Cavalieri, eines Piemontesers, das mir gleichfalls wenig zusagte, obwohl mehr als die beiden anderen.

Ich besah noch einige Arbeiten in Perlen, Mosaik und Muscheln, die durch Wahl und Gegenstand oft sehr anziehend sind. Nach Tische aber fuhr ich erst in die Villa Borghese, welche die herrlichsten Bäume und Grasplätze hat, dann über die Engelsbrücke durch die Porta degli Angeli an den Fuß des Monte Mario, der durch die Villa Millini gekrönt wird. Die Aussicht von dieser Höhe muß herrlich seyn, leider verdarb uns der Nebel den Genuß. Durch das Gestripp kamen wir nach einer Viertelstunde Weges von der Höhe zu den Bädern des Pastor fido, alten, in den Felsen gehauenen und von mächtigen Mauern begleiteten, nun verlassenen Badgewölben, in einer Schlucht des Abfalles gelegen, und nahe daran in die dem Könige von Neapel gehörige Villa Madama, deren Vorhallen mit herrlichen Stücken und Freskogemälden, von Raphael gezeichnet und von Giulio Romano und Giovanni da Udine ausgeführt, geschmückt waren. Nun sind nur wenige Reste davon sichtbar. Alle Gebäude, welche der Hof von Neapel zu Rom besitzt, sind in der größten Verwahrlosung und wären in der Hand eines lappländischen Eisbärenjägers besser besorgt; so diese Villa, so die Orti farnesiani auf dem Palatinischen Hügel, der merkwürdigsten Stelle Roms, so die Farnesina, so selbst der Palazzo Farnese, wo nur die Wohnung des Gesandten einige Gnade findet.

Kunstgenuß und Welttreiben sind wirklich fast sich ausschließende Bestrebungen. Dieses macht, wenige Menschen ausgenommen, für jenen unfähig; vielleicht auch jener für dieses. Beglückender ist aber offenbar die Kunst.

XI.

Es war Gesellschaft beim Grafen ***. Einige Frauen zankten sich, eben als ich eintrat, und wandten sich, als sie meiner ansichtig wurden, an mich. Ich wußte keine Sylbe, wovon die Rede war, und konnte es auch eine Weile nicht inne werden. Endlich kam es heraus; sie sprachen — über eine neue Valse? — nein, über die Ruinen von Palmyra! — Die eine behauptete, die Stadt sey von Alexander dem Großen zerstört worden, und fragte mich dann, ob ich den Namen ihres Onkels, des Generals *** — auf keiner der Ruinen von Aegypten eingegraben gesehen hätte; die andere sagte, Palmyra sey erst von den Römern erbaut worden, und bat mich um eine Beschreibung eines Sandsturmes in der Wüste; eine dritte meinte, man müsse noch die Palläste der Zenobia sehen, und erkundigte sich, was ich über die Weiber im Orient dächte. Ich schlug sämmtlichen Damen eine Reise nach dem heiligen Lande vor, und bat, mich als Führer mitzunehmen. Alle versicherten um die Wette, vor Verlangen nach einer solchen Reise zu brennen; keine hätte auch nur einen Abend den Salon entbehren können! —

Es war ein Gewühl von Kardinälen, Monsignori,

Engländerinnen, Neapolitanern, Preußen, römischen Fürstinnen und Aufwärtern. — Ich sah eine Dame aus Bologna, von der ich dir schon einmal sprach, ihr zur Seite war ihr Mann, den sie haßt; „Sie sind auf gutem Wege," sagt' ich ihr, „ich hoffe die Versöhnung ist bewirkt." — „„Nie und nimmermehr,"" antwortete sie mir, „„Gott sey Dank, wir stehen schlimmer als jemals."" Ich stellte ihr einen Franzosen vor und ließ sie. Da ergriff mich eine Dame aus *** — ein schändliches Weib, und erzählte mir von dem frommen Glücke, das ihr durch die Ernennung zur Oberaufseherin eines Mädchenvereines geworden sey; ich mußte den ganzen Tageslauf und alle Schnörkel der aus christlicher Demuth verübten Pflicht anhören; da bot ihr eine Engländerin guten Abend, und während sie sich umwandte, ihr denselben zu erwiedern, ergriff ich leise aber schnell die Flucht, und fühlte nicht nur keinen Gewissensbiß, sondern völlige Ruhe, als ich ihren Blick auf den leeren Sessel wie den Blinden in's Wasser fallen sah. Ich stieß mit der rechten Achsel an die Puderperücke eines Udditore di rota, und trat mit dem linken Fuß einem General auf die Zehen; dann unterhielt ich mich mit dem Kriegspräsidenten über das Ochsengefecht von heute, und mit einem Kardinal über das Zahnausreissen eines Ciarlatano, der an gewissen Tagen auf dem Pantheonplatze sein Wesen treibt — und fuhr dann in eine zweite Soirée, zur Herzogin von ***, wo man, wenn man nicht grob erscheinen will, hin muß. Dort liefen nach und nach dieselben Gestalten an mir vorbei. — Ich sehnte mich nach See und Wüste — oder nach der nächsten besten frischen Flur, wo Wahrheit und Stille Zulaß haben. —

XII.

Ich habe eine herrliche Landparthie gemacht in das Sabinische Gebirge. Ach, Berge und Grün, freie Luft, freier Himmel, und Menschen, die mich verstehen und die ich wieder verstehe, thun mir wohl wie Wasser dem Fische. Wir waren fünf Wagen voll, die Familie St. Aulaire, die Familie Vernet, Graf Schulenburg und Frau, und mehrere Männer. Trotz dem Regen fuhren wir in heiterstern Stimmung ab. Wir hielten in Tivoli an, und waren gezwungen, die Nacht in Arsoli, einem Schlosse des Fürsten Massimi, zuzubringen, da wir den Ort Subiaco, wohin wir wollten, nicht mehr erreichen konnten. Diese Nothwendigkeit gab zu mancher komischen Verlegenheit Anlaß. Am nächsten Tage besuchten wir Subiaco und nach und nach einige Klöster im Gebirge, z. B. das des heiligen Benedikt, lasen allerhand Dichter, schwätzten, sprachen auch manches Ernsthafte, liefen wie Kinder im Grünen, auf Fels und Berg herum, durchkrochen Ruinen und Grotten. Wir besahen den dritten Tag Tempel und Wasserfälle in Tivoli, und kehrten dann nach Rom zurück, wo mich die Geschäfte wieder in den Strudel zogen.

XIII.

Warum entzückt die Wahrhaftigkeit auch des einfachsten Charakters so? — Ach, weil sie allen Reiz, alle Ueberraschung der Neuheit hat. Wir sehen beinahe nichts als gemachte, zugeschnitzte Menschen, mehr oder weniger gelungene Kopien einseitiger Originale. Wahrheit allein gibt Bürgschaft; kein anerzogener Charakter gewährt diesen beruhigenden Vortheil.

XIV.

Höre einen Traum, der Wahrheit ist: Die Wagen flogen — die Blicke schwelgten — der Staub flog auf — vorbei an den Gärten des Sallust — vorbei an der Villa Ludovici — vorbei an den Resten der ältesten Roma und dem Felde einer gräßlichen Erinnerung; — eingebogen wo hoch von der heiligen Straße der Weg nach Porta Salaria herab kömmt — gelangt an dies Thor: Halt! — Da steht zur Linken eine kleine Villa; an Blumen, Reben, Bäumen, Schattengängen, Wohngemächern gerade so reich, als eine in Liebe verbundene Familie zum Glück bedarf — an Ausblick und Erinnerungen reicher, als dem verlangendsten Herzen des edelsten Menschen zur Befriedigung genügen. Steige hinan die kleine Treppe längs den Mauern der ewigen Roma, denn an die Mauern selbst lehnt sich

der Garten, und du beherrschest die ganze Stadt von einem Ende zum andern; ihr Kapitol, ihr Aventin, ihr Janikulus, ihr Monte Mario liegen vor dir; ihre ganze Geschichte, alle ihre Erinnerungen sind dein! — Und weiter siehst du die ganze Campagna, dies große Feld des Ruhms, dies aufgeschlagene Blatt einer Geschichte, an der die ganze Erde sitzt und liest; — dort Albano's unvergleichbare Höhen — Tuskulum mit seinen Kämpfen und Siegen, dort der Volsker, der Aequer, der Sabiner Land und Gebirge, — dort die majestätischen Apenninen — dort der kühn gebrochene Sorakte —

— aber horch, — welche Töne klingen herauf zu dir, der du von des Thurmes Zinnen die Welt überschaust? — das sind nicht kalte, glatte, gekünstelte Töne — es ist Gesang der Sehnsucht, der edlen Wehmuth, der Melancholie des Lebens, die heut zu Tage jede edlere Seele befallen muß! — Sieh, am kleinen Flügel sitzt: Clementine Marini — im großen dunkeln Auge ihr ganzes Herz — in ihren wunderbaren Tönen die befreundeten Begleiter des Auges. Una larva è la grandezza, — fior caduco la beltà — dies athmet ihre Stimme mit unübertrefflicher Wärme, und Bellini, durch diesen zaubervollen Mund gegeben, nimmt Besitz von allen Winkeln unserer Brust —

aber, welch eine Gestalt ist die, die jetzt an ihre Seite tritt? — Jugend und Reife, Unschuld und Wissen, Verstand und Empfindung wohnen wie Schwestern in diesen Zügen, in der einfach edlen Haltung. Dies feine Auge ist sicherer als das einer Italienerin, diese Arme sind nicht üppig genug für eine solche; diese Haltung zu gewandt, dieser Schritt zu sicher; alles spricht an ihr und nichts

drängt sich vor; Anstand und Welt vermählen sich in diesem wunderbaren Mädchen, das man nicht sehen kann, ohne den Mann zu beneiden —

ach, söhnen deine Töne denn mit dem Schicksale aus, herrliche Norma? nein, sie drücken die Zerspaltung nur tiefer hinein, und mitten im Reichthum an versagten Gütern, erfüllen sie uns mit tantalischen Leiden! —

Neues vom Parnaß.

(Ueber ein Gedicht von Fanny Fürstin Porcia.)

(Geschrieben im Jahre 1832. — Wiener Zeitschrift.



Die Blüthen der Poesie, wenn ihr Farbenschmelz begeistern, ihr Duft entzücken soll, müssen aus dem Grunde eines reinen Herzens, naturgemäßer Empfindung, und eines reichen und mächtigen Geistes ihr Leben und ihre Nahrung empfangen. Die schwarzen Geburten schwarzer Gemüther, die ungenügende Ausstattung mit beschränktem Wissen und einseitiger Erfahrung, die krankhafte Pflege erkünstelter Empfindung, und der unnatürliche Zuschnitt nach Modewahrheit und Modeglauben, was haben sie mit wahrhafter Poesie gemein, als höchstens die Form, die doch nur durch den Geist lebendig wird? — Wie oft aber auch, und besonders in unserer Zeit voll Frost und Winterstürme, erscheint selbst, was die kräftige Seele gebar, verkrüppelt durch die Ungeduld, den Leichtsinn und den Hochmuth des Geistes! Derlei Erscheinungen gibt in unseren Tagen besonders der französische Parnaß, wo nicht sowohl Apoll mit den Musen als vielmehr Brockengäste zu herrschen scheinen. Deutschland hinkt diesem traurigen Beispiele nach, und wir können kaum einen unserer neuern Dichter bewundern, ohne zugleich der Leichenfeier des kaum gebornen Talentes beizuwohnen. Auch Italien gewährt diesen betrübenden Anblick, denn eine und dieselbe Krankheit liegt über allen Ländern Europa's. Wie ergreifend und erfreuend, wie rührend und erhebend daher der Auftritt eines

großen, und dabei gesunden Talentes, wie es sich in folgenden, in neuerer Zeit an Gedankentiefe und Zartheit der Empfindung, so wie an classischer Strenge und Gedrungenheit der Sprache unübertroffenen Versen, auf Adelaide Toldi, als Giulietta in „Romeo und Julie" geschrieben, darstellt:

Quell' arte divina che al vero somiglia
Da chi l'apprendesti? — Amor ti consiglia:

T'insegna le angoscie del lungo martirio
Del breve suo riso, del cieco delirio!

Nel ciglio che intorno mestissimo giri
Nell' aura, che sembra ti bacci e sospiri,

Nel sen palpitante che il crine ti vela,
Nell' orme che posi — Amore si cela.

D'un timido aspetto t'adorni e rivesti;
Son timide Grazie le Grazie celesti

Ristretta nel manto, dall' ombre nascosa,
Sì pura e tremante d'Amore la sposa,

Co' sguardi pudichi che adombra il suo velo,
Ai riti nuziali portavasi in cielo.

Oh! v'è nell' accento che al core mi viene,
Negli atti, ne' sguardi, mistero di pene.

E voce di un alma che speme perdeva
Ed alla celeste region' si solleva.

E voce divina; l'oblio non paventa;
Il primo sospiro d'Amor lo rammenta.

E un canto che torna dolcissimo al core
Nel raggio tremante del giorno che muore —

Nell' onda che al lido infranger si sente —
Nell' anime amanti — nell' ora dolente.

Sei fiore che cede d'un turbine all' onte,
Sei giglio che piega la candida fronte.

Quell' arte divina che al vero somiglia
Da chi l'apprendesti? Amor ti consiglia.

Spricht aus dieser Ode voll Adel und Maß nicht ein herrlicher Genius? Erkennen wir in dieser liebeglühenden und doch geweihten Sprache, in diesen Gedanken, der wunderbaren Tiefe und Stille eines reichen Gemüths entstiegen, in diesen Empfindungen, die, wie die leuchtenden Sterne, die Unendlichkeit hinter sich haben, nicht den hohen Beruf der Kunst? — So groß und einfach, so warm und gemessen im Ausdruck, so jungfräulich und doch so leidenschaftlich, würde, wenn sie statt vor Jahrtausenden heute lebte, die lesbische Muse gesungen haben, welcher Antipatros die Grabschrift setzte:

„Sappho ward ich genannt; ich besiegte die Lieder der Frauen
Weithin, so wie Homer Lieder der Männer besiegt.“



Schreiben aus Rom.

(Geschrieben im Jahre 1832. — Wiener Zeitschrift.)



Rom, 16. Juli 1832.

Es gibt vielleicht keine Stadt, in der, verhältnißmäßig, so wenig für Musik gethan wird, als in dem heutigen Rom; eine erträgliche Oper ist nur selten, — eine Gesellschaft von Musikfreunden gibt es, die sich kaum an das Mittelmäßige zu schwingen im Stande ist, — in den Kirchen, mit Ausnahme von drei oder vier Tagen im Jahre, findet man geschmacklose Wahl und ärmliche Ausführung. Und dennoch findet das Ausgezeichnete auch in diesem Zweige der Kunst hier seine volle Würdigung. Mit der Thätigkeit ist nicht zugleich die Empfänglichkeit verloren, und der fremde Künstler hat hier, was seine Lebensluft ausmacht, im Zuhörer Wärme der Seele, Aufmerksamkeit in Aug' und Sinn, ein melodisches Ohr, und Flügel der Phantasie, ihn auf seinem Fluge zu begleiten. Er fühlt sich in der Hauptstadt des Reiches der Kunst wenigstens in so ferne, als er dem Kleinstädterneide, dem eckelhaftesten Rangstreit zwischen Adel und Volk, dem harthörigen Pedantism und dem schalen Phrasenlobe nur selten ausgesetzt ist. Drei Künstler in diesem Fache haben in den letzten Wochen unsere Seele angeregt, Hr. Dessauer, ein Deutscher aus Prag, Mad. Malibran und Hr. C. von Beriot, ihr Begleiter. Die beiden Herren haben sich nur in Privatzirkeln hören lassen, der eine auf dem Pianoforte,

der andere auf der Violine; die treffliche Sängerin aber gab überdieß im Teatro Valle sechs Vorstellungen des „Othello."

Hr. Dessauer, durch seine geistvolle Bescheidenheit so anziehend, fesselte durch den Zauber seines Spiels die Blüthe der Gesellschaft von Rom. Wenn man die ungeheure Fertigkeit bewunderte, mit welcher seine Finger auf den Tasten des Pianofortes, wie auf Blumen und Wogen der See umhereilten, so wurde man gleichzeitig durch seinen unübertrefflichen Vortrag hingerissen, der alle Tasten der Seele zu finden wußte, und Töne hervorrief, die nur der Meister zu wecken versteht. Grazie, Leichtigkeit, Kraft und Herrschaft bezeichnen sein Spiel, das, so abwechselnd und doch an Vortrefflichkeit stätig, wirklich magische Kreise um den Zuhörer schlang. Sein Gedächtniß, das alles, was geschrieben ist, zu umfassen scheint, seine Erfindungsgabe, die weit im Reiche der Möglichkeiten schweift, geben ihm einen Reichthum an Stoff, der unversiegbar schien, und gleichsam anwuchs, je mehr er davon ausgab. Er spielte bei Mad. Clara Vannutelli, der ersten Klavierspielerin Roms und wahrscheinlich Italiens, bei dem österreichischen Botschafter, Grafen Lützow, bei dem französischen Botschafter, Grafen St. Aulaire, bei der trefflichen Sängerin Mad. Camporesi, bei dem Direktor der französischen Akademie Horace Vernet, und an andern Orten, überall zum Triumphe seines Vaterlandes und zur Ehre der deutschen Meisterschaft. Leider war seine Anwesenheit so kurz, und das Lob, welches ihm Neapel zollte, machte uns diese Kürze nur um desto empfindlicher. Dermalen ist er in Mailand, wie wir hören, um eine Oper auszuarbeiten, auf welche alle, die sein Talent zu bewundern das Glück hatten, auf das Aeußerste gespannt sind.

Was soll ich über Mad. Malibran sagen? — Sie ist hier, um ihre Ehe zu lösen, sagt man; eine schwere Aufgabe für ein Wesen, das, in seiner Wirkung, lauter Band und Fessel zu seyn scheint! — Das Parterre empfing sie aus Partheihaß und um seine Rache wegen des erhöhten Eintrittspreises zu nehmen, mit Zischen, aber die ersten Töne der erschrockenen Künstlerin warfen die Hyder zu Boden und machten sie zahm. Im Metall der Stimme wird sie ohne Zweifel von mehr als einer großen Sängerin übertroffen, im Schwunge des Vortrages reicht sie an die ersten derselben nur selten; was sie auszeichnet, womit sie hinreißt und was in die Länge ihr den Sieg, vielleicht über alle, verschaffen muß, ist die Anmuth, die Sicherheit, das Maß, die antike Ruhe und Heiterkeit in ihren künstlerischen Leistungen. Ihr Spiel ist überdieß demjenigen der ersten Schauspielerinnen gleich zu setzen und wird durch die Schönheit ihrer Gestalt, durch den Adel ihrer Bewegungen, durch den Geschmack in der Kleidung auf das Trefflichste unterstützt. Obwohl das Orchester und die Haupt- und Nebenstimmen der Oper sehr mittelmäßig waren, so brachte Mad. Malibran doch eine genügende Einheit in die Ausführung. Besonders im dritten Akte steigerte sie die Wirkung bis an die Grenze des Möglichen. So hohen Flug Mad. Malibran auf der Bühne hält, so gerne tändelt sie im Saale den Ernst ihres Liedes weg. Wer sie als Desdemona „Se il padre m'abbandona" mit dem seelenvollsten Ausdrucke singen hört, möchte niederknieen vor ihr; wer sie aber in französischen Gassenliedchen und im englischen Matrosenfrevel schwelgen sieht, und vernimmt, daß die ärgsten davon, die schreiendsten, häßlichsten sogar von ihr geschrieben sind, der wundert sich, ein so ausgezeichnetes Talent auf den Irrwegen absichtlicher Geschmacklosigkeit

zu begegnen. Mit dieser Schwäche hängt sie an der Mode, mit allen ihren Vorzügen an der Kunst.

Hr. C. v. Beriot, ihr Begleiter, ist auf dem Wege, der erste Violinspieler in Europa zu werden. Um dahin zu gelangen, gehören, nebst so vielen Eigenschaften, Ruhe und Fertigkeit fast in gleichem Maße; die letztere für sich allein, wäre sie auch zehnmal gesteigert, genügte nicht. Hr. v. Beriot, ein junger Mann aus Brüssel, den das Conservatorium zu Paris, das ihn einstens ausstieß, nun gern seinen Schüler nennen hört, hat nicht einen Zug von Charlatanism im Vortrag, das setzt Kunstsinn und Charakter, wie sie nur wenigen gegeben sind, voraus. Man fühlt, wenn man ihn hört, daß er viel mehr kann, als er zeigt; seine Fertigkeit ist außerordentlich, die Stimme seines Instrumentes in hohem Grade wohlklingend, sein Vortrag klar und immer genau dem Gegenstande angemessen. Das Gefühl des Wahren und Schönen leitet seine Finger, die jede Schwingung der Seele errathen.

Ein Deutscher, eine Spanierin und ein Belgier schritten so in dieser Woche über die Bühne, die man Rom nennt, und vor der die Vertreter aller Völker Europas und der ganzen neueren Civilisation in würdiger Eintracht sitzen. Freuen wir uns des einen, bewundern wir die andere, blicken wir mit hoher Erwartung den dritten an, und lieben wir sie alle! —

Ueber Volksgunst und Volksthümlichkeit.

(Wiener Zeitschrift 1832.)



Unter den vielen Sprüchwörtern, welche für ausgemachte Wahrheiten gelten und platte Irrthümer sind, steht in erster Reihe das vox populi vox **Dei**. Wenn die Platone und Lykurge Thoren waren, und der Janhagel von Athen und Sparta das Gefäß der göttlichen Weisheit darstellte, so müßte man sich schämen, Mensch zu seyn. In keiner Kunst oder Fertigkeit, in keiner Leistung irgend einer Art ist die Meinung der Vielzahl die richtige. Nach dem vox populi ist Homer nicht so viel werth als ein Bänkelsänger, ist Raphael ein Schmierer, sind Newton und Kant Narren.

Mit der Popularität oder Volksthümlichkeit, wie man zu übersetzen pflegt, geht es gerade so. Die Revue Britannique vom Dezember v. J. gibt eine der belehrendsten und nothwendigsten Betrachtungen, die man in unserer Zeit anstellen kann; sie betrifft eben dieß vielwirkende und wenig bezeichnende Wort. Der Aufsatz ist von Godwin. Es ist ein Verdienst um seine Mitbürger, denselben zu verbreiten.

„Der Mann, der die größte Zahl gesunder Aphorismen und brauchbarer Sätze niedergeschrieben hat, Lord Bacon sagt in seinem Versuch über den Ruf:

„„Dieser Gegenstand ist am seltensten von den Philosophen behandelt worden; sie fürchten denselben, als gelte es eine ihrer Krankheiten; und doch wäre es sehr nützlich, sich damit zu beschäftigen. Alles Getriebe der Welt dreht sich um diese gebrechliche Spindel.““

„Die Gier nach Ruf, diese Ausgeburt der Eitelkeit, die sich in so vielerlei Zweige theilt und in so verschiedene Formen kleidet, — dieß Bedürfniß, über seinen Umfang herauszutreten, in dieser Welt mehr Platz einzunehmen, als der Himmel uns dessen angewiesen hat, verdiente wirklich das ernste Augenmerk der Philosophen. Bald drängt sie den Menschen bis zum Verbrechen, um dadurch der Vergessenheit zu entschlüpfen; bald wirft sie ihn aus Ruhe und Frieden in Bewegung und Sturm, wo er nichts als Unglück findet. Manchmal begnügt er sich mit dem Beifalle der Zukunft; er will das günstige Urtheil der Nachwelt, die ihn nicht hört. Oft aber verlangt er nach Gegenwart; er will die Volksgunst, die Nutznießung des Ruhmes, will unsterblich seyn bei lebendigem Leibe. Der Beifall einiger gewählter Freunde und höherer Einsicht genügt ihm nicht; er braucht mehr als das, braucht den Lärm des Volkes, den Triumphwagen, die Lobgesänge, die Bekränzung.“

„Schriftsteller, Künstler, Krieger, Volksführer und Parteihäupter können nach Volksgunst streben, oder sie verachten. Das untergeordnete Talent und die geringere Einsicht haben kein anderes Ziel und keine andere Krone, als eben sie. Um sich zu erheben über diese Schwäche, um das Gute um seiner selbst willen zu üben, um sein Vaterland ohne Wuchersinn und mit Reinheit zu lieben, dazu gehört eine Erhabenheit der Seele und ein thatkräftiger Heldenmuth, die nur selten zu finden sind. Christus hat der

Welt hievon das Beispiel gegeben, er ist das Vorbild der göttlichen Tugend."

„Die menschliche Tugend hat leider der Hülfen und Stützen nöthig. Sie lehnt sich an die Eitelkeit; sie läuft nach dem Beifalle der Menge. Aber was erfolgt hieraus? Diese blinde, bewegliche, wenig erleuchtete Menge reißt sie mit sich nicht selten auf eine Bahn voll Erbärmlichkeit und voll Verbrechen. Wäre die Welt von Engeln bevölkert, so würde dieß Bedürfniß, beklatscht zu werden, zu großen Handlungen antreiben. Aber weil sie es nicht ist, so hat dieser mächtige Trieb nach Volksthümlichkeit eben so viele Laster als Tugenden, eben so viele unvernünftige als vernünftige Handlungen, eben so viele Narrheiten als kluge Wirkungen erzeugt. Den Flecken ihres Ursprunges kann die Volksthümlichkeit nie verhüllen; ihre Mutter ist ja die Eitelkeit, und nicht die glänzendste Ausstattung verbirgt in der Tochter die Züge derselben. Man erkennt diesen Ursprung in allem, was sie hervorbringt. Der Schriftsteller, der von ihr beseelt ist, huldigt dem Geschmacke des Tages; der Künstler, der nach ihr strebt, opfert Schönheitssinn und Reinheit der Form den Launen der flüchtigen Mode; der Volksführer läßt, seiner besseren Einsicht entgegen, sich fortreißen vom Strome, denn er weiß, daß der Versuch, sich entgegenzustellen, ihn der Menge verhaßt macht. Mit einem Worte, die Volksthümlichkeit ist weiter nichts, als eine Ausgeburt der Eitelkeit; sie bekränzt Ungeheuer und vergöttert Teufel. Marat und Johann von Leyden sind volksthümlich gewesen." .....

„Liebe zum wahren Ruhme verachtet nicht selten die Gegenwart. Aber gerade die Gegenwart ist es, welcher die Volksthümlichkeit liebkoset und schmeichelt. Was ist sie? Eine phantastische und schwankende Liebe zur Menge,

eine eitle Vergötterung des Menschen; eine Leidenschaft des Pöbels für seinen Helden, die sich morgen in Haß und Verachtung wenden wird; eine Leidenschaft, die Washington auf das Schaffot gebracht haben würde, wenn er sich geweigert hätte, der Volksdictatur zu gehorchen, eine Leidenschaft, die von jeher den schändlichsten Tyrannen anbetete, wenn er ihr zu Gefallen handelte. Caligula und Nero waren volksthümlich; Sokrates wurde von dem Volke verdammt, verhöhnt und gemordet."

„Nimmt man das Wort Volksthümlichkeit nur in seiner politischen Bedeutung, so faßt es nicht blos die Begierde nach öffentlichem Lobe in sich, es schließt auch das Streben darnach, die Verführung der Menge ein. Man will, daß alle Herzen von demselben Gefühle des Wohlwollens, der Liebe zu uns durchdrungen seyen; man impft sich dem Volke ein. Geht es irre, so geht man mit ihm irre, erzürnt es, so erzürnt man auch. Man macht sich eine gefährliche Waffe aus dieser Sympathie der Menge. Man ist nicht mehr durch seine eigene Empfindung, man ist durch die ihrige geleitet. Man gehorcht dem Triebe der Masse, und erkauft um den Preis, der schwankende Sklave der schwankenden Meinung zu seyn, das Recht, für ihren Leiter zu gelten. Eben deßhalb sah man so oft Leute, die keiner Achtung genoßen, doch volksthümlich seyn. Wilkes, in Schulden versunken, war es unter Georg III. Wenige Personen würden diesem wurmstichigen Verschwender ihr Vermögen anvertraut haben, aber sein Name stand auf allen Volksfahnen, und „es lebe Wilkes!" war der Ruf aller Haufen."

„Der Kriecher um die Töpfe der Reichen und der Schmeichler des Volkes, worin unterscheiden sie sich? Wer nach Volksthümlichkeit hascht, will er davon nicht die Früchte?

Der Mensch, welcher um die Gunst der Macht buhlet, wenn sie in der Hand eines Einzigen liegt, und derjenige, welcher von der Macht des Volkes die doppelte Ernte von eitlen Ehren und fetten Pfründen sich erschmeicheln will, sind Beide nicht eines Schlages? Man hat die Günstlinge der Könige mit Verachtung gebrandmarkt, die Günstlinge der Völker verdienen nicht weniger. Zu dem einen wie zu dem andern gehört dieselbe Fügsamkeit, dieselbe Verläugnung des eigenen Willens, dieselbe Entkleidung aller Ueberzeugung, dieselbe hochmüthige Niederträchtigkeit, dieselbe Verachtung der Tugend, derselbe Durst nach Ehren, dasselbe Jagen nach Prunk der Eitelkeit, dasselbe Kriechen vor dem Herrn und Meister. Der eine fühlt sich geehrt, an der Tafel der Fürsten zu sitzen und kauft diese Auszeichnung durch knechtische Dienstbarkeit; der andere gefällt sich als Wortführer in einer Trinkstube und hofirt mit Gesundheiten einer Menge, die mit ihm weder Bildung, noch Sitten, noch Gedanken, noch Sprache gemein hat. Der Günstling des Volkes hat keine Meinung für sich. Die Eigenthümlichkeit seines Charakters opfert er seinem Despoten. Sieht er, daß seine entschiedensten Neigungen zu mißfallen beginnen, so gibt er sie auf. Sind seine Meinungen nicht mehr die Mode des Tages, so läßt er sie fahren. Armseliges Handwerk, fürwahr! Völker und Könige verkaufen theuer ihren Günstlingen, die einen die Volksthümlichkeit, die sie ihnen zugestehen, die andern die Gnaden, womit sie dieselben überhäufen. Welche Launen zu tragen! Welche schwere Last von Undank! — Wie versinkt der Günstling von gestern vor dem Günstlinge von heute in Nichts! Welche Folterleiden der Eitelkeit, wenn der Blick des Herrn den Günstling nicht mehr besonnt! Welche traurige Beispiele, ausgesäet auf der beschwerlichen Straße der Gunst!

Ludwig XIII. hat nicht eine einzige Thräne für Luynes, den so beneideten Günstling! Mirabeau, so volksthümlich noch in der Stunde seines Todes, ist verflucht, kaum daß das Grab ihn empfangen hat. Wie steigen sie empor, während der französischen Revolution, die Günstlinge des Volkes, einer nach dem andern in langer Reihe, und enden auf dem Schaffot unter dem Spottgeheule eben der Menge, die sie kurz vorher zum Himmel hob und mit Blumen bewarf! — Der Ruf des redlichen Mannes, der eines Hopital, eines Malesherbes, ist schön und wächst nach seinem Tode. Volksthümlichkeit dagegen ist kleinlich, wie jeder theatralische Aufputz. Ihr Antlitz ist Maske, ihre Kleider sind entliehen, ihr Prunk ist Papier, ihr Beifall bezahlt. Bringet sie auf das, was sie ist, und sie ist nichts."

„Wer sein Vaterland wahrhaft liebt, darf nicht nach allen Mitteln greifen, um von demselben geliebt zu werden. Als Sokrates öffentlich das Daseyn Gottes, des einzigen Gottes, lehrte, setzte er sich dem Hasse seiner Mitbürger aus; er war damals im höchsten Grade unvolksthümlich. Als Camillus Rom verhinderte, daß es nicht nach Veji auswanderte, und als er durch Strenge der Mannszucht die Größe der Republik gründete, stieß ihn das Volk ins Elend. Als Fabius Maximus seinen gewaltigen Gegner durch Zögern zu Grunde richtete, konnte er sich kaum des Volkshasses erwehren. Als jener Malesherbes die Rechte der Menschheit in Anspruch nahm, als einige erhabene Seelen allein noch gegen die Schaffotte sich erhoben, als der Henker das blutige Haupt der Charlotte Corday dem Volke wies, wem setzte dieses die Krone auf, der Tugend oder dem Laster? — Die Anhänger der Volksherrschaft irren sich, wenn sie großen Handlungen zum

Lohne die Gunst des Volkes versprechen. Diese reicht die Palme dem Mord und hat Lobgesänge für die Schandthat."

„Wenn das Verlangen nach Volksthümlichkeit nur aus reiner Menschenliebe entspränge, so würde es ein herrlicher Hebel für Tugend und Aufopferung seyn. Aber, sagen wir es ohne Scheu, Macht und Gültigkeit, das ist es, was die Meisten derer, die nach ihr streben, erwerben wollen. Ich werde nicht behaupten, daß nicht auch das Wohlwollen für die Menschen überhaupt jenen Durst nach Volksthümlichkeit erzeugen helfe, aber der Zusatz von Eitelkeit und Ruhmbegier waltet in den meisten Fällen vor; die Jahrbücher aller Völker belegen diese Wahrheit. Merkwürdig, daß diese Gier fast jederzeit ihr Ziel verfehlt und sich selbst täuscht! Welch' ein Beispiel davon ist Pompejus! Von allen Günstlingen des Volkes, wo ist ein besserer, wo einer, der mehr geliebt wurde, und der neben vielen Tugenden weniger Laster besaß? und doch! als er auf dem Gipfel des Ruhmes sich befand, riefen seine Mitbürger von den Stufen des Theaters herab mit dem Schauspieler: „Unser Elend ist Deine Größe!" Er starb und wurde gerächt. Aber die Nachwelt hat sich durch die Volksthümlichkeit seines Lebens nicht bestechen lassen, sie erkannte ohne Mühe die Eitelkeit, die seine Triebfeder war, die ihn beseelte, und die für sich schon den edelsten Charakter entadelt und den höchsten Ruf herabreißt."

„Cäsar war nicht ohne jene glühende Sucht nach Volksgunst; aber ihm war sie Mittel für höhere Zwecke. Cäsar war ein erhabener Ruhmsüchtiger, Pompejus ein eitler Mensch, dem es nicht an Fähigkeiten mangelte. Pompejus, so lange der Abgott von Rom, hat nichts für Rom gethan; sein Wohlwollen erschöpfte sich in Worten und Versicherungen von Vaterlandsliebe und Dankbarkeit.

Für seinen Gegner gab es ein höheres Ziel. Er wollte wirklich seinem Vaterlande nützlich seyn, er strebte nicht blos nach dem Ruhme des Tages, nach dem Beifallklatschen der Menge, er strebte nach dem unsterblichen Ruhme, den das Grab nicht verschließt und der nicht verlischt in der Nachwelt. Pompejus, wäre er von Pharsalus als Sieger gegangen, hätte, umrungen von den Parteihäuptern, die ihn führten, die Straße für seinen Triumph mit Leichen bedeckt; die Volksgunst würde ihn zu furchtbaren Metzeleien verleitet haben; er würde gezwungen gewesen seyn, den wilden und blinden Leidenschaften eben dieses Volkes zu fröhnen, dessen Jauchzen er erworben hätte. Cäsar, im Gegentheile, wagte seine Volksthümlichkeit an die Neigung, der Milde Gehör zu geben. Durch lange Zeit Tyrann gescholten, erlag er den Dolchen der Mörder. Sylla starb im Bette."

„Die Anbeter der Volksgunst behandeln ihren Götzen, wie die Schüler des Lovelace die Weiber zu behandeln pflegen. Sie wollen weder ihren Verstand überzeugen, noch ihre Achtung erwerben; eine blinde Leidenschaft, das ist es, was sie wollen. Sie fragen wenig nach den Mitteln, um dahin zu gelangen; wenig nach den Lastern, denen sie dienen; am wenigsten nach der Verderbtheit, die sie verbreiten; genug, wenn sie gefallen. Tritt eine edle Regung, eine bessere Empfindung ihren Absichten hindernd entgegen, so ersticken sie dieselbe. Ob Clarissa von ihrer reinen Höhe in den Pfuhl des schändlichsten Lasters falle; was liegt Lovelace daran? — er will geliebt seyn. Ihm genügt die gesunkene Clarissa, wenn sie nur seine Wünsche erhört. Er wird Sittenreinheit, Edelmuth, Seelengröße heucheln, wenn er dadurch bis zu ihrem Herzen zu dringen weiß. Einem andern Weibe gegenüber wird er leichtsinnig, tändelnd,

witzig seyn, wird ihren Vorurtheilen schmeicheln, ihren Leidenschaften das Wort reden. In unsern Fehlern sind wir ja am verwundbarsten, und indem man unsern geheimsten Schwächen huldigt, gefällt man uns am sichersten."

„Wenden wir dieß Bild auf die Schmeichler der Menge an. Sie verlangen nach Blut, wenn die Menge dessen verlangt; sie rufen: „„es lebe der König!"" wenn die Person des Königs geliebt ist; sie hüten sich weislich vor jedem Worte, das einem Vorwurfe gleich sieht, und wagen zu keinem Preise und unter keinem Vorwande die Gunst, die ihnen so theuer ist. Die Massen sind, wie die Einzelnen, der Schmeichelei zugänglich, sind Feinde der Strenge, welche zur Pflicht sie zurückführt, hassen die Zügel und werden schwach im Verhältnisse ihrer Leidenschaftlichkeit. Wollte auch der Jünger der Volksthümlichkeit aus dem Einflusse, den er zu erstreben bemüht ist, keine schädlichen Waffen sich bilden, seine Schmeichelei genügt, um Schaden genug zu verbreiten. Könige und Völker haben keine größere Geißel, als jenen Knechtsinn, der sich an ihre Füße hängt, als jene niederträchtige Fügsamkeit, die allen Launen entgegeneilt."

„Oft verwechselt man das Streben nach Volksthümlichkeit mit demjenigen nach Ruhm oder mit Vaterlandsliebe. Der Irrthum ist gefährlich. Der Ruhm wohnt in der Zukunft; Volksthümlichkeit gewährt nur das lärmende Echo der Gegenwart. Vaterlandsliebe ist jene wohlwollende Anhänglichkeit an den Boden, wo wir das Licht erblickten, an die Satzungen, die ihn beherrschen, an die Menschen, die ihn bewohnen. Leben, Freiheit und Besitz unserer Mitbürger werden uns lieb und heilig. Sollen wir durch Opfer sie schützen, ruft die gemeinsame Gefahr uns auf, droht dem Verbande so vieler Interessen durch Angriff Zerstörung,

so schlagen wir für diese heilige Sache gerne Gut und Blut in die Schanze. In der Vaterlandsliebe findet sich jene Mischung von Selbstliebe und Aufopferung, der man in jeder kräftigen Empfindung des Menschen begegnet. Es handelt sich um Herd und Altar, um die Wiege der Kinder und um die Gräber der Väter.“....

„Man kann aber zugleich der Freund seines Vaterlandes und sehr unvolksthümlich, so wie dessen Feind und sehr volksthümlich seyn. Als Heinrich IV. das Edikt von Nantes erließ, konnte er nichts thun, was mehr den Meinungen und Gesinnungen des Landes entgegenstand; die Mehrzahl der Franzosen war katholisch und nur die Ligue, von den Guisen geführt, volksthümlich. Wer in den Guisen die aufrichtigen Freunde des Vaterlandes finden wollte, müßte alle Angaben der Geschichte über den Haufen werfen. Vertreter des Einflusses Spaniens, bemühten sie sich, dieser Macht den Thron von Frankreich zuzuwenden und gingen so mit dem größten Verbrechen des Bürgers um, mit demjenigen, das Vaterland den Fremden zu überliefern. Welche war aber die volksthümliche Partei? Eben die der Guisen. Für sie bewaffnete sich die Menge, für sie wurde in den Magazinen des Kaufmanns, in dem Schlafgemache des Bürgers der Rost von den Partisanen und alten Schwertern gerieben. Heinrich IV. mit aller seiner Güte, vermochte kaum einen Theil der Volksthümlichkeit zu erwerben, die dem glückbegünstigten Verbrechen und den Umtrieben der Guisen geworden war. — Ludwig XIV., indem er das Edikt von Nantes widerrief, beging eine abscheuliche, aber volksthümliche Handlung. Sein Ahnherr schärfte dadurch, daß er es erlassen hatte, den volksthümlichen Dolch, womit Ravaillac ihn ermordete.“

„Ja, Missethaten und Thorheiten stehen bei dem großen Haufen nicht selten in Ehren. Warum? — weil der große Haufe auch der gemeine ist, — weil seine Gesinnungen, seine Handlungen nur von Afterweisheit, von unsicherem Scheine erleuchtet sind, — weil seine Vorurtheile und Leidenschaften jederzeit über seinen Verstand siegen und weil, wer beiden dienen will, bald Missethaten, bald Thorheiten begehen muß."

„Die meisten aus denen, welchen es gelungen ist, ihr Vaterland, wie Montaigne kräftig sich ausdrückt, an die Sklavenkette zu legen, waren volksthümliche Leute. Am 18. Brumaire, da Bonaparte das Direktorium zertrümmerte und die zitternden Senatoren vor den Bajonetten seiner Soldaten einherjagte, war er angebetet vom Volke. Aber auch Robespierre hatte, wenige Jahre früher, dieselbe Volksthümlichkeit sich zu verschaffen gewußt. Mit welchem Auge soll man also eine Gunst betrachten, die nichts für denjenigen beweiset, der sie erwirbt, und die, ihrer Natur nach schwankend, durch Verbrechen oder Niederträchtigkeiten festgehalten werden kann? — Eine verderbliche Gefälligkeit oder eine eiserne Willkür, manchmal eine Mischung von Despotism und Nachgiebigkeit, von Härte und Schmeichelei, machen den volksthümlichen Mann. Er wechselt nicht selten seine Gestalt; aus einem Sklaven wird er Kaiser und Herr von Allen. Ein anderes Mal fehlen ihm Muth und Nachhaltigkeit, um die Macht zu ergreifen. Aber seine Schmiegsamkeit und seine Unterthänigkeit sind nicht weniger nachtheilig, als seine Ehrsucht und seine Grausamkeit es werden konnten."

„Das verführte Volk betrachtet die Willensmeinung seines Mannes wie ein Gesetz des Himmels. Es hört nur denjenigen, der seine Seele ihm preisgibt; es will Niemand

glauben, der ihm nicht schmeichelt. Mit Beifallklatschen und Ehren belohnt es die knechtische Anerkennung seiner Unfehlbarkeit. Ob seine Launen gerecht oder ungerecht, nützlich oder gefährlich seyen; es will, daß man ihnen gehorche. Wer es versucht, sich dem Riesen, dem er sich leibeigen gab, zu entziehen, der hat alle Ansprüche verloren, alle Opfer umsonst gebracht. Nur für den Preis ewiger Unterthänigkeit gewährt das Volk seine Gunst. Gehet, spannet euch vor den Wagen dieses wahnwitzigen Herrn, folget den Irrgängen seiner unstäten Launen! Weniger schwierig ist es, einem Tiber zu dienen; ersättlicher wird ein Caligula in seinen Lüsten seyn; leichter wird es euch werden, alle Despoten Asiens zufrieden zu stellen!"

„Nicht nur die Länder mit demokratischer Verfassung, sondern auch die mit gemischter, wo dem Volke ein Theil der obersten Gewalt vorbehalten ist, geben genug der wichtigsten Beispiele, was es mit der Volksthümlichkeit und ihren Folgen eigentlich für eine Bewandtniß habe. Gelangt eine Partei zur Herrschaft, so strotzt sie vom Lobe für sich und vom Tadel für ihre Gegner. Sie ist es, die das Vaterland rettet; sie heilt die Wunden, die eine schlechte Verwaltung noch blutend und mit Gift getränkt ihr überlassen hat! Auf thut sich die Bahn der Hoffnungen, weit, lachend und hell; das Volk reiht sich um die neuen Minister und beeilt sich, sie zu unterstützen."

„Ein Monat verläuft und schon in diesem kurzen Zeitraume verläßt die Volksgunst ihre Erwählten. Ob die Verwaltung geschickt oder ungeschickt vorgehe, sie hat zuvörderst die oberste und unbestreitbare Aufgabe zu bestehen, sich zu erhalten. Damit sie bestehe, damit sie sich erhalte, muß sie dem Gewirre der Forderungen widerstehen, womit man sie anfällt; sie muß Vorurtheile verwunden, muß

Interessen verletzen, muß die Wohlfahrt des Landes, nicht aber die Jagd nach dem Beifalle der Menge zu ihrem obersten Gesetze machen. Dadurch sinkt sie von der entschiedensten Gunst zur entschiedensten Ungunst herab, und dieß beweist weder für noch gegen sie, denn es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß das Volk diejenigen, welche nicht die blinden Ausrichter seines Willens sind, mit Bann und Fluch belege. Die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, die Gesetze mit ihren Verpflichtungen und Beschränkungen nöthigen dem Einzelnen einen fortwährenden Zwang auf. Gegen diesen sträubt sich die Sucht nach Freiheit, die im Wesen der menschlichen Natur liegt. Wer sich zu ihrem Wortführer oder zu dem irgend einer der bösen Neigungen unserer Natur aufwirft, ist eines mächtigen Anhanges gewiß. Es gibt keine der Gesellschaft verderbliche Partei, die nicht ihre Stunde der Herrschaft habe."

„Das Volk ist jederzeit leicht zu täuschen. Es überlegt nicht und sein Instinkt leitet es irre. Es liebt die Täuschung und kommt denen entgegen, die es hintergehen wollen. Wer sich erniedrigen will sein Ohrenbläser zu werden, den ermuthigt es. Athen ist ein schlagendes Beispiel der Entartung, die aus diesem Getriebe von Schmeichelei und Käuflichkeit folgt. Wie könnte auch mitten in einem solchen Getriebe von Verworfenheit Bürgertugend sich erhalten? Der am meisten verachtete Mensch wird von der Menge geliebt werden, wenn er ihr huldigt; der klügste und begabteste wird zum Vertheidiger der tollsten Meinungen, sobald das Volk es so will und er vom Beifalle der Menge sich nicht loszusagen den Muth hat. Die Verführung ist wechselseitig. Die Trugvernünftler, welche dieß Bedürfniß nach Schmeichelei nähren, sind deßhalb nicht weniger verachtet. Verführer und Verführte, trifft sie der Rückschlag

der Laster, die sie verbreiten. In den Staaten des Alterthums hallten die Rednerbühnen und Schulen, in den heutigen die Tagblätter und Bücher, diese weit mächtigeren Bühnen, von dem Lobe volksthümlicher Schmeichler wieder. Sie bringen es endlich dahin, dem Volke glauben zu machen, daß es über Alles erhaben stehe, daß Gesetze und Sitten gar nicht für dasselbe gemacht seyen, daß die Regierung jederzeit Unrecht habe, daß es allein der Herr und Meister sey und daß seine Eitelkeit, seine Verderbtheit, seine Launen allein regieren und ausschließend das Schicksal der Staaten regeln sollen."

„Bei den Atheniensern war durch die Volksherrschaft auch die Volksschmeichelei zum Systeme geworden, und man weiß, wohin sie dort führte. Alle Zweige der Verwaltung sanken in die schmählichste Entartung. Die Ausübung der Gerechtigkeit, der Menge von ihren Lärmern wie eine Beute preisgegeben, wurde ein Wettstreit der Käuflichkeit mit der tiefsten Verworfenheit. Zufall und Laune entschieden die größten Unternehmungen. In völliger Auflösung des Staatsverbandes schlugen sich Menschen ohne Tugend und ohne Talent mit ehrsüchtigen und fähigen Wüstlingen herum. Die Speichellecker des Volkes, um demselben zu gefallen, überboten in Frechheit und Schändlichkeit einer den andern. Geleitet, vertreten von denselben Menschen in seinen Beziehungen zum Auslande, war aus Athen alle Billigkeit, alle Würde gewichen. Man fuhr fort zu schreien, daß sie die allmächtige wäre, daß an ihrem Willen allein Gesetz und Grundsatz hingen. Sie wurde frech, tyrannisch, gewaltthätig, treulos; die Schmeichler hatten sie verdorben."

„Einer der größten Uebelstände der Volksthümlichkeit liegt darin, daß während Frechheit und Niederträchtigkeit genügen, um sie zu erwerben, tugendhafte Männer sich

schwer entschließen, ihren Forderungen sich zu unterwerfen. „Was,“ ruft der Krieger, „ich soll meinen Degen senken vor diesem Haufen, der mir nur Thorheiten befehlen wird!“ — „Was,“ ruft auch der Staatsmann, „ich soll der unwissenden Menge mich fügen, die noch unwissendere und gefährlichere Sophisten mit ihrer Afterweisheit beseelen!“ — Der redliche Mann ist wenig geschickt in der Kunst, die Massen zu verführen. Zu Mißgriffen aufzumuntern, Schwächen zu dienen, Vorurtheilen zu schmeicheln, scheint ihm ein unwürdiges, verhaßtes Handwerk, das er Anderen, die niederträchtig genug sind, sich damit befassen zu wollen, überläßt. Er geht seinen einfachen Weg. Aber das Geschrei und die Witzeleien des Sophisten sind mächtiger als die Grundsätze seines redlichen Herzens und Verstandes. Man findet ihn nicht gefällig, nicht umgänglich genug; die Menge wird ihm abgeneigt, er mißfällt, er wird verspottet und gehaßt.“

„So geschieht es also, daß seinerseits das Volk, indem es seine Launen zum Gesetze macht, sich selbst zu Grunde richtet, und andrerseits, seine Schmeichler es an den Abgrund drängen und hineinwerfen. Vermöchte es strengen Rathschlägen das Ohr zu leihen, so würde es zu retten seyn. Aber wer ihm solche zu geben wagt, gilt ihm als Feind, dem es nie verzeiht. Im Laufe der französischen Revolution scheiterten an dieser Klippe alle volksthümlichen Leute, die noch einen Funken Ehrlichkeit in sich bewahrt hatten. Das Volk ging auf der Bahn der Tollkühnheit, des Uebermuthes und des Verbrechens ohne Aufenthalt fort; es verachtete die Warnungsrufe und weihte die Warner der unversöhnlichen Feindschaft. Nach der Reihe verfielen Turgot, Mirabeau, Danton selbst und endlich Robes-

pierre dem Hasse des Volkes, dem sie mit Schmeicheleien so reichlich gehuldigt hatten." —

„Wie vergänglich ist die Gunst des Volkes! Sie trägt in sich selbst den Keim des Todes. Sie hat zur Grundlage Vorurtheile und Leidenschaften; welche gebrechliche, schwankende, erbärmliche Grundlage! Es verdient sehr bemerkt zu werden, daß Volksthümlichkeit und öffentliche Achtung keineswegs eines und dasselbe sind. Sokrates war geachtet von seinen Mitbürgern, da sie ihn zum Giftbecher verdammten; das Volk bestätigte nur das Urtheil des Areopag. Eben so darf man nicht übersehen, daß die Volksthümlichkeit ihrer Natur nach vorübergehend ist und die Aussprüche der Volksgunst fast niemals auf die Dauer Stich halten." —

„Welche sind die Menschen, die den Untergang von Athen und Sparta beeilten? — diejenigen, welche jede Streitsache des Volkes zu ihrer eigenen machten, mit seinem Zorne sich rüsteten, seinen Lüsten fröhnten und Schmach über diejenigen häuften, die es von sich stieß. In Athen, um die Volksgunst zu erwerben, mußte man Getreide unter die Armen vertheilen, seine Gärten den Müßigen öffnen, Theater und Feste geben, und für die eitle Menge täglich neue Unterhaltungen ausfinden. Zu Sparta erreichte man dasselbe Ziel, indem man die gesetzliche Sittenstrenge überbot, im tiefsten Winter baarfuß ging, die schwarze Suppe den besseren Gerichten vorzog. In Rom umgab man sich mit Clienten, warf unter sie sein Vermögen aus, ließ sein Haus niederreißen, wenn es dem Volke mißfiel, und neigte vor ihm die consularischen Bündel. Und dennoch verbannte die undankbare Menge, auch wenn er ihr alles geopfert hatte, einen Aristides, und warf seine Tribunen, seine

Vertheidiger, von jenem Tarpejischen Felsen, der so nahe am Capitole steht."

„Die Jagd nach Volksgunst hat in den Repräsentativ-Verfassungen in der Form, aber nicht in der Wesenheit sich geändert. Da ihr erster Hebel die öffentliche Meinung ist, so strebt man diese zu gewinnen. Dieselben Mißbräuche haben auch dieselben Gefahren. Der Mann, der erst angebetet war, wird geschändet, sobald ihn die Volksgunst verläßt; Witz und Spottbilder regnen auf ihn. Ein neuer Günstling taucht auf, und schwört zu den neuen Vorurtheilen der Menge, und siehe, er ist der gepriesene! Man stellt ihn auf den Altar, von dem sein Vorfahrer eben erst geworfen wurde. Die Huldigung dauert, bis die Menge müde ist, dieß Götzenbild anzubeten und abermals ein neues sich aufstellt."

„Wem wäre es auch möglich, den Hoffnungen, die er hervorrief, im ganzen Umfange zu entsprechen, die Erwartungen zu erfüllen, die er einflößte? Der Enthusiasm des Volkes versprach sich ein goldenes Zeitalter; es machte aus seinem Manne einen Helden, einen Gott. Der Traum muß verschwinden und nun steht in seiner Schwäche und Erbärmlichkeit der Mann der Menge gegenüber, die sich täuschte und die er täuschen half. Von der überspannten Liebe geht sie zum blinden Haß über, von einem Vertrauen ohne Grenzen zu einer Abneigung, die gleichfalls kein Ziel kennt. Blut, Vermögen, Zeit sind verschwendet, aber das gilt ihr gleich; eine einzige Handlung, ein einziges Wort macht alles vergessen."

„S t a a t s m ä n n e r, verachtet also diese vergängliche Volksgunst! Laßt ein edleres Ziel euer Streben seyn! Liebet den wahren Ruhm, den Ruhm, der in die Klasse großer Menschen diejenigen einreiht, welche die Ungerech-

tigkeit der Mitwelt zu tragen verstanden. Verachtet es, auf gebrechlichen Bühnen eine kleinliche Rolle zu spielen. Dienet eurem Lande als Bürger, erfüllt euere Pflichten als Menschen. Wenn die Stunde der öffentlichen Anerkennung auch nicht schlägt, so tröstet euch darüber; mehr als eine tugendhafte Seele hat geduldet! Verlanget nach der Gunst euerer Mitbürger nicht und fürchtet eben so wenig ihre Ungunst. Euere Richter seyen euer Gewissen und die Geschichte, dieß Gewissen der Menschheit, wie Tacitus sagt."

Maler Tunner.

1833. 1839.

(Wiener Zeitschrift.)



Es lebt in Rom ein Maler, von dem nur Wenige sprechen; er ist ein Deutscher, dieß macht ihn unbemerkter als viele andere; er heißt Joseph Tunner; seine Werke sind sehr gering an Zahl, aber sie gehören unter die vorzüglichsten unserer Zeit und werden in künftigen Zeiten, wenn die Gegenwart schon lange ins Grab gesunken ist und manches Geschlecht im Schlafe der größten und letzten Erwartung darüber gebreitet liegt, die Ehre seines Namens und seines Landes seyn. Einige seiner Werke, darunter eine ganz meisterhafte Copie der Madonna di Foligno, stehen bei dem österreichischen Botschafter in Rom, Grafen Lützow; zwei derselben in Wien bei seinem Landsmanne, dem Obristlieutenant von Prokesch, eine Madonna mit den drei Margarethen und eine Madonna mit dem Kinde und Johannes. Wer diese beiden Bildchen betrachtet, begegnet mit Erstaunen in unserer so übereilenden und alle ihre Leistungen nach außen und oben verflachenden Zeit, der Tiefe, Reinheit, Wärme und in sich abgeschlossenen frommen Empfindung, die mit Weihe empfangen und ge-

boren ist. Anordnung, Zeichnung, Ausdruck wie edel, wie reich in ihrer Beschränkung! Welche Kenntniß und welche Behandlung der Farbe! Welch späte Blume aus dem Stamme der wahren, großen Meister, eines Francia, eines Perugino, eines Raphael!

In dem einen, größern Bilde sitzt die Madonna im Stolze ihrer Einfachheit und Unschuld an einen Fels gelehnt, das edle Haupt mild geneigt auf das Kind auf ihrem Schooße, das die Palme des Friedens der einen der Margarethen reicht, die, eine erhabene Gestalt, über dem besiegten Drachen kniet; hinter dieser die zweite, weniger entschieden als sie, aber voll heißer Andacht; die dritte kniet zur Linken von einem Kranze höchst anmuthiger Kinder umgeben, in deren heitern Zügen die verschiedensten Empfindungen in Eintracht gebunden und wie ein Opfer der kindlichen Liebe der Mutter des Heilands dargebracht sind. Den Hintergrund bildet eine herrliche, klare Landschaft, worin die tiefdunkelblaue Ferne durch zarte Bäumchen voll Weisheit gehoben ist.

In diesem Bilde steht der Maler unabhängig da, in dem andern leuchtet das Studium Raphaels vor. Wie überaus reizend ist diese Jungfrau, die den schlafenden, lichten Knaben auf ihrem Schooße trägt! Wie himmlisch schläft dieses schöne Kind, über das sich der daneben stehende kleine Johannes, im glücklich errathenen Gegensatze von Farbe und Gliederbau, neigt. Wer den Schmelz der Farben in unsern Tagen für verloren hält, gehe diese Bildchen zu besehen; da wird er ohne rohe Mittel eine mächtige Wirkung erreicht finden. Welche Behandlung der Mitteltinten, der Uebergänge, des Helldunkels!

Aber Niemand spricht von diesem Maler, der in seiner Einfachheit zu Rom zurückgezogen lebt, glücklich, den

heiligen Mutterboden der Kunst und Religion, die seine Seele durchwärmt, bewohnen zu können, ohne Forderung an die Gegenwart, an das Lob, an den Gewinn, bei kargem Brod aus seinen Leistungen Trost und Freude schöpfend.

Ueber ein Altargemälde des Steuermärkers Tunner in Triest.

(Wiener Zeitschrift 1839.)

Unter den Leistungen, welche in der Malerei durch österreichische Künstler in diesem Jahrhunderte des Aufschwunges der Kunst vor anderen Anerkennung verdienen, steht Tunner's Altarblatt in der Antoniuskirche zu Triest obenan. Sie ist keine von denen, welche bei dem Modegeschmacke um Beifall betteln, durch Extravaganz der Composition, Mißhandlung des Lichtes und Verblasenheit der Farben dem unerfahrenen Auge schmeicheln, oder durch das Vorwort der aufgeregten Sinnlichkeit uns Lob abnöthigen; sie gehört der geweihten Kunst an, in deren Tempel keine Hetären tanzen. Der Gedanke ist einfach und klar; Christus am Kreuze, dessen entschwebende Seele Engel anbetend erwarten; unten die Mutter, der geliebte Jünger und Magdalena. Eine unendliche Ruhe und Frömmigkeit ist über das ganze Bild ausgegossen. Wer es erblickt und das Bedürfniß der Andacht im Herzen trägt, den wird der

Gebet erweckende Geist, in dem es gemalt ist, bald wie ein süßer Zauber durchdringen, die Einheit des Bildes in der Frömmigkeit des Künstlers und durch dieselbe klar werden, und kein Beiwerk, keine Farbe, kein Gegenstand in diesem Bilde, wird ihn stören. Die Zeichnung ist mit großer Meisterschaft durchgeführt, namentlich ist der Körper Christi das an wissenschaftlicher Kenntniß Reichste, was irgend ein Zeichner unserer Zeit geleistet hat. Die Färbung ist von tief durchdachter Uebereinstimmung und erquickender Schönheit; nirgends ist freches Vordrängen der Farbe sichtbar; alle helfen und fördern sich gegenseitig, jede nach dem ihr zustehenden Maße, und alle zusammen dienen dem Hauptgegenstande. Das Licht, hinter dem Kreuze hervorgehend, beweiset das lange, tiefe Studium des Meisters; nirgends ist es abgebrochen, unwahr sich entwickelnd, effekthaschend; es ist eines und dasselbe, das Ganze durchdringend, wärmend und bindend.

Das sind die Hauptvorzüge dieses schönen und erhabenen Gemäldes. Wir könnten, in das Einzelne eingehend, gar manches Lob aussprechen. Darüber entscheidet die Individualität des Beschauers. Aus dieser ging auch allein der Tadel hervor, den wir hie und da hörten, z. B. daß Magdalena das Auge nicht geöffnet hatte. Es kommt dieser Tadel aus dem Gefühle, daß eine so schöne Gestalt auch ein herrliches Auge haben müsse, und mancher der Beschauer wünscht es zu sehen. Aber, ach, auch das schönste Auge kann vom Schmerze gebrochen seyn, und wer nichts mehr auf Erden zu suchen hat, ganz nur in sich zurück sich zieht, mit allen seinen Gedanken und Empfindungen, wer an dem consummatum est seines Lebens steht, dem ist es erlaubt, das Auge zu schließen! — Oberflächliche Tadler fanden die Farben der Gewänder zu bescheiden,

andere begriffen die schwebenden Engel nicht. In beiden ist der Meister nicht blos seinem richtigen Gefühle, er ist dem Beispiele der größten Maler der schönsten Kunstperiode gefolgt, offenbar sein langjähriger, vertrauter Umgang. Ehre diesem Werke! Es wird die Verehrung desselben mit den Jahren steigen und mit Freude wird namentlich der Steyermärker in späten Zeiten davor ausrufen: das hat mein Landsmann gemacht!

Die Tumuli der Alten.

(Geschrieben im Jahre 1836. — Wiener Zeitschrift 4r Bd.)



Die Tumuli sind offenbar die ältesten, die am meisten verbreiteten, die am wenigsten der Zerstörung unterworfenen Gräber und Grabmale der Alten. Haß und Bedarf reißen das riesigste Marmormal ein, zertrümmern das herrlichste Mausoleum, den mit den kräftigsten Verwünschungen verwahrten Sarg, oder wandeln ihn um in Brunnentrog und Badewanne. Wer aber nähme sich die Mühe und fände Gewinn dabei, einen Stein- oder Erdhügel wegzutilgen? Nicht einmal der Ackersmann wird hiezu versucht, denn roher Stein und schlechte Erde, wozu sollen sie ihm dienen, wie ihm das Tagwerk vergüten? Die Beschäftigungen des einfachen Lebens in Wald und Flur lehnen sich gerne an diese Hügel; der Hirte, der Jäger, der Wandersmann, der Krieger lieben sie. Zum Mittelpunkt der Raine, zur Scheide des Eigenthums wird so oft, was für den Einen oder für die Mehreren, die darunter liegen, die Scheide zwischen Zeit und Ewigkeit war. So wird selbst der Gebrauch, der gefährlichste Feind des Bestehenden, den Tumulis zum Schützer. Wühlt auch die Habsucht in ihren

Eingeweiden; ihr genügt zu verletzen, zerstören liegt außer ihrem Ziele.

Aber auch die Zeit, sie kann, wie Haß und Bedarf, die Tumuli ihrer Zugaben berauben, ihres Schmuckes, aber mehr kann sie nicht. Das Gesetz der Natur stärker als die Zeit, wacht darüber. Ist die natürliche Schiefe des Abhanges erreicht, so gehen Sturm und Regen vergeblich darüber hin, oder es wird deren Wirkung in Jahrtausenden wenigstens nicht sichtbar. Je einfacher die Tumuli, desto sicherer ihre Dauer. Pyramiden in Egypten werden früher brechen, als die armen Hügel aus Erd und Stein, vielleicht ihre Zeitgenossen, vielleicht älter als sie, welche die Geschichte bei ihrer ersten Wanderung an der Hand der Dichtkunst in Griechenland und Kleinasien vorfand. Was sind aber die Pyramiden selbst, als gebaute Tumuli in einem Lande, das nur vortreffliche Erde und unfügsamen Sand besitzt?

Wo Tumuli dennoch zerstört worden, geschah es entweder durch die gewaltige Hand der Natur, die Berge spaltet, Küsten versenkt und die Gestalt ganzer Länder verändert, oder durch die unermüdete des Aberglaubens, die nicht geringere Umwandlungen in der Welt der Meinungen hervorbringt. Einem Waldstrom entgegen stehen, oder durch einen Volkswahn ausgezeichnet seyn, war in seinen Wirkungen gleich gefährlich für den Tumulus, und die Liebe hierin nicht schonender als der Haß. Von manchem Grabhügel trug die gläubige Menge so vielmal die Hand voll Erde weg, daß zuletzt keine mehr dort übrig blieb, so z. B. von denjenigen der Erbauer Thebens, Zethus und Amphion, dessen Erde man die Kraft zuschrieb, schlechten Boden zu befruchten. Derlei Tumuli gingen in Ehren und Auszeichnung unter; andere verwüstete die Natur; noch

andere hatte der Zufall den Bestrebungen der Menschen in den Weg gelegt, und so ihr Ende sie finden machen. Tausende aber und wieder Tausende bestehen noch, unverletzt oder nur theilweise zerstört, fast in allen bekannten Ländern der Erde. Der Reisende findet sie im fernsten Norden, in allen Theilen Amerikas, im Herzen von Asien überall, wo nicht, wie in Egypten und Libyen, die Natur des Bodens sich ihrer Anlage geradezu entgegenstellte. Viele, in den geschichtlichen Ländern, hat uns die Geschichte, mehrere die Dichtkunst und die Mythe benannt, die Meisten haben keinen Namen und alles, was man von ihnen sagen kann, ist, daß sie sind. Aus dem Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit, wie Schatten herüberblickend, sind sie uns noch die Offenbarung frommer Verehrer, gewaltiger Kräfte und erhabener Einfachheit der Idee. Wir wollen hier nur von den Tumulis, die wirklich Gräber oder Male sind, sprechen, nicht von den ihnen ähnlichen Wachhügeln, gleich ihnen von Kegelform, an Höhe unter sich verschieden, auf unsern nördlichen Haiden, so wie in den Steppen und Wüsten Asiens nicht selten. Der Araber nennt sie Tell, und hat sie besonders in Syrien und Mesopotamien zu einer Höhe gethürmt und ihnen einen Umfang gegeben, daß wir, trotz unserer großen Meinung von Menschenkräft, eine Weile anstehen, sie für Menschenwerk zu halten. Manchmal haben sich mächtige Städte um diese künstlichen Hügel angesiedelt, wie z. B. Haleb, wo der mehrere hundert Fuß hohe Aufschutt, auf der ganzen Entwicklung seines Abhanges mit Quadern belegt, eine hochummauerte, durch sieben aufeinanderfolgende reich verzierte, majestätische Thore geschlossene Burg und über fünfhundert Häuser trägt.

Also nicht von diesen Zwillingsbrüdern der Tumuli,

sondern von ihnen selbst wollen wir reden, und uns dabei der eigenen Erfahrung, so weit sie ausreicht, bedienen. Die Form ist bei allen Tumulis dieselbe, nämlich die eines abgerundeten Kegels, nach Beschaffenheit des Stoffes von mehr oder weniger Schiefe des Abhanges.

Der Bestimmung nach theilen sie sich in wirkliche Gräber und in Ehrenmale, dem Stoffe nach in Hügel aus Erde, in Hügel aus Steinen, und in solche, die aus beiden zusammengesetzt sind. Diese letzteren sind entweder mauerumfangen oder blos gehäuft. In Rücksicht der Art, wie die Asche oder die Gebeine darin beherbergt wurden, sind die Tumuli entweder solche, wo der Aufschutt unmittelbar auf denselben liegt, oder andere, wo sie durch eine Zelle gegen den Druck des Aufschuttes geschützt wurden, oder wo Felsenkammern unter der Grundfläche des Tumulus sie aufzunehmen bestimmt waren. Ihre Größe und Höhe sind manchmal so bedeutend, daß sie nur durch das Zusammenwirken vieler Tausende hervorgebracht werden konnten. Wirklich lesen wir in den Geschichtschreibern und Dichtern der Alten die Errichtung solcher Tumuli durch die Bewohner volkreicher Städte oder ganzer Heere, so z. B. im Herodot die Errichtung des Tumulus des lydischen Königs Alyattes, durch die Bewohner von Sardis (I. 93.) diejenige des Tumulus des Achämeniden Artachäus bei Akanthos durch das gesammte Heer des Xerxes (VII. 117.) u. s. w.

Ehrenmale pflegen von dem dankbaren Vaterlande Einzelnen sowohl, als ganzen Schaaren, die in der Fremde kämpfend gefallen waren, oder von Verwandten und Freunden denen errichtet zu werden, deren Körper die See verschlungen hatte, oder die aus sonst einem Grunde nicht zu finden waren.

So stand in Argos ein Ehrenmal für die bei Troja Gefallenen, so dort eben ein solches für die Argiver, die mit den Athieniensern den verunglückten Angriff auf Sicilien unternommen hatten. (Paus. II. 20. 22.) So warfen die Arkadier vor dem Lager bei Kalpe den gefallenen Waffengefährten, deren Körper sie nicht finden konnten, einen Ehrentumulus auf und schmückten ihn mit Kränzen. (Xenoph. Feldzug 6.) So hatten der Seher Tiresias zu Theben, der Herold Thaltybius zu Sparta, der unglückliche Hippolyt zu Trözene ihre Ehrenhügel. Die Anthologie enthält manches Sinngedicht, welches auf ein ähnliches Mal deutet, z. B. das folgende des Pankrates:

„Als die Hyaden ins Meer sich gesenkt, auf stürmte der Südwind,
Und sein Stürmen begrub dich in die schäumende Flut;
Schiff und Güter und Männer zugleich. Nun hat dir der Vater
Weinend das ledige Grab hier an dem Ufer erhöht."

Das glänzendste Beispiel, so wie das in Rücksicht der Gebräuche umfassendste, gibt uns die Ilias, in dem Ehrengrabe des Patroklus. Wir wohnen im 23sten Gesange dieser großen geschichtlichen Dichtung der Leichenfeier und dem Todtenopfer bei und sehen dann, wie die Gebeine des Menötiaden sorgsam gesondert und für ein anderes Grab bestimmt entfernt werden, über der übrigen Asche aber die Achaier im Kreise das Mal messen, den Grund rings um den Brand in die Rundung werfen, und geschüttete Erde zum Hügel häufen.

Noch steht dieser Hügel unverletzt da, und hart daran der des Achilles, worin auch Patroklus Asche gelegt wurde. Kein Hephästion bekränzt heute wie einstens dieß Ehrenmal, kein Alexander umwandelt das Grab der Helden; kein Cäsar, kein Augustus feiern die Erinnerung an die

großen Gegner ihrer Ahnen! — Der Türke, der daran wohnt, kennt die Bedeutung dieser Bruderhügel nicht, aber er setzte ein Grab auf den einen; der Europäer durchwühlte den andern. Beide stehen da und heute wie vor Jahrtausenden lieset der Reisende mit Wehmuth und Erstaunen dort die Stelle des 24sten Gesanges der Odysee:

„Drüber sodann ein großes, bewunderungswürdiges Grabmal
Häuften wir heiliges Heer der Danaer, fertig im Speerwurf,
Am vorlaufenden Strand des breiten Hellespontos;
Daß es fern sichtbar aus der Meerflut wäre den Männern
Allen, die jetzt leben, und die seyn werden in Zukunft."

Die Brücke ist uns gegeben von den Ehrenmalen zu den wirklichen Grabhügeln. Wir wollen also hinüber, und über der Asche Achills Fuß fassen. Die erste Klasse dieser Hügel begreift die aus Erde gehäuften; sie ist die gewöhnliche, doch vielleicht in andern Ländern häufiger als in Griechenland und Vorderasien. Doch sind auch da die Beispiele nicht selten; schon die Ebene von Troja zeigt deren, und zwar nicht blos in dem Tumulus des Achilles. In Lydien und Bythinien sind dieser Grabhügel aus Erde so manche, namentlich gehört derjenige des Hannibal in diese Klasse, der von den Höhen von Gebiseh niederschaut in den nikomedischen Golf und über dessen Einerleiheit mit dem von dem Alten erwähnten Male kein Zweifel bestehen kann, da Gebiseh oder Kibyssa die alte Libyssa ist, und kein anderer Tumulus sich in der Nähe befindet. „Hannibals Körper deckt einst Libyssa's Erde," sprach das Orakel (Plut. im Flamin.) und als habe Rom seinen großen Gegner im Tode noch gefürchtet, berührte es in den Jahrhunderten seiner Herrschaft über Bithynien diesen Erdhügel nicht, der auch späterhin keine Verletzung erfahren zu haben scheint.

Auch in Thrazien stehen mehrere Hügel dieser Klasse. Herodot spricht von demjenigen der Tochter des Athamas, nach welcher der Hellespont den Namen erhielt (VII. 5. 8.) und Pausanias von dem des Lysimachus, des Feldherrn, der nach Alexanders Tode Thrazien an sich riß (I. 10.), beide auf dem Chersonesus bei Kardia gelegen. Wirklich stehen heutzutage noch einige Grabhügel aus Erde dort. Welchen aus diesen gehören die Namen der Helle und des Lysimachus an? Darüber möchte noch lange der Boden schweigen.

Aus den bekannten in Griechenland gehören hieher die seltsamen Tumuli an dem östlichen Gestade von Attika zwischen Marathon und Brauron, an der Stelle, die heute Velanideza heißt. Diese Tumuli sind wahrscheinlich Gräber von Waffengenossen, denn an der Grundlage sowohl als in der Höhe des Kegels sind im Halbmesser nach dem Mittelpunkte die Gefäße mit Asche oder auch die Leichen eingeschoben und die Kohlen und Reste des gemeinschaftlichen Mahles liegen zu oberst unter der Hülle des Aufschuttes. Hieher gehört weiter der Tumulus des Telamon, des Vaters des gewaltigen Ajax, in der Einbucht von Salamis, Athen gegenüber, gelegen. Vor dritthalb tausend Jahren, am Vorabende der Schlacht von Salamis, flehten die Griechen vor diesem Heroenmale um den Sieg und sandten zu demselben Ende auch nach demjenigen des Aeakus, das, gleichfalls ein Erdhügel, in seinen Resten hart am westlichen Gestade von Aegina liegt. Heute pflegen die Seeleute, die an dieser Insel oder auf der Rhede von Salamis geankert haben, an schönen Abenden auf diesen Stellen sich zu ergehen, und nur wenige wissen, welche Bedeutung diese Hügel den lang versunkenen Geschlechtern hatten. Hieher gehört auch der Tumulus der

Freier der Hippodamia auf Elis, nach Pausanias von Pelops, also vor dem Falle von Troja aufgerichtet; (VI. 21.) hieher derjenige der Griechen auf dem Felde von Marathon, dessen Schutt an Pfeilspitzen noch reich genug ist, um den Reisenden künftiger Jahrhunderte zu genügen; hieher der des Tityus in Phocis, des Sohnes der gepriesenen Erde, wie ihn Homer nennt, und welchen Odysseus bei der Wanderung durch die Unterwelt neben Tantalus und Orion in seinen Qualen sah,

„Ausgestreckt auf dem Boden und ganz neun Hufen bedeckt er.“

(Odyssee XI.)

hieher die Hunderte und Tausende, von denen die Dichter und Geschichtschreiber so viele benennen und so viele zu nennen vergessen und die in Griechenland und Asien wie Kronen auf den Schlachtfeldern liegen, Male, treuer als die Geschichte.

Die größten dieser Erdmale sind wohl die beiden von Ninive, wovon das eine ein neues Grab auf seiner Spitze trägt, das des Propheten Jonas nach dem Glauben der umwohnenden Türken. Dieser Hügel ist der schmälere, und um ein Geringeres höhere aus beiden. Dürfen wir englischen Messungen trauen, so sind diese Tumuli an dritthalb tausend Fuß hoch, und es hat jeder an der Basis über viertausend Fuß Umfang. Aber auch die Königsgräber in Lydien, die schon Herodot als Wunderwerke preiset und mit den Pyramiden vergleichet, sind von beträchtlicher Höhe und Masse. Der nächste dieser Tumuli am Gygessee hat bei vierthalb tausend Fuß Umfang, über fünfhundert Fuß Höhe. Der gewöhnliche Umfang der neunzig oder mehr Tumuli, welche bei Sardis gegenüber die Höhen am Gygessee krönen, ist aber zwischen hundert

und zwanzig und dreihundert Schritten; die gewöhnliche Höhe zwischen sechsunddreißig und sechzig Fuß.

Unter die zweite Klasse von Grabhügeln, den aus Steinen und Erde gefügten, reihen wir natürlich nicht diejenigen, wo lose Steine in dem Aufschutte sich vorfinden. Daran wird es wahrscheinlich in keinem Tumulus aus Erde mangeln. Wir verstehen vielmehr nur solche darunter, wo man des Steines und zwar in großen Blöcken sich bediente, um die Abflächung, durch einen Steindamm im Kreise, um die Grundfläche gezogen, zu erschweren, oder mit andern Worten, um den Aufschutt zu unterstützen; weiter diejenigen, an denen der Aufschutt in seiner ganzen Entwicklung oder an einem Theile derselben mit Steinen bedeckt ist; endlich noch solche Tumuli, die einen Kern aus Steinblöcken haben, der den Aufschutt trägt.

Die Haltmauer um den Grabhügel ist jederzeit cyklopisch oder polygonisch, d. h. rohe Steinblöcke sind sorgsam zur Mauer gefügt, oder es ist ihnen nur in so ferne durch Behauen nachgeholfen, als es nöthig war, um Seiten und Winkel fest sitzen zu machen. Von Mörtel ist natürlich bei diesen Mauern nicht die Rede. Die Gräber der alten Smyrna, die im sechsten Jahrhundert vor Christo von dem Vater des reichen Crösus zerstört wurden, gehören alle in die Klasse der ummauerten und zugleich unter diejenigen, deren Kern ein Steinschutt war; es mögen auch einige derselben blos aus Steinen bestanden haben. Von denen, die Erdschutt hatten, ist dieser meistens weggenommen und auf die nahen Bergterrassen gebreitet worden, wo er dem Anbau diente. Pausanias erwähnt ausdrücklich bei mehreren Grabhügeln der Einfassung von Steinen; so an demjenigen des Phokus in Epidaurus, dessen Söhne dem Lande Phocis den Namen gaben (II. 29.), und an dem der

Auge, einer Geliebten des Herkules, bei Pergamus in Mysien, der noch besteht; (VIII. 4.) so auch an dem Male des Aepytus, des Königs in Arkadien, (VIII. 16.) das bereits dem Homer bekannt war, (Ilias II. 605.) und an dem der Erbauer Thebens, wo er hinzufügt, daß die rauhen Steine der Ummauerung von dem Volke für solche angesehen wurden, die Amphion durch den Zauber seiner siebensaitigen Lyra bewegte. (IX. 17.)

Seltener ist die Art, wo die Steine, sorgsam gefügt, als Schutzwehr die ganze Abdachung oder einen Theil derselben bedecken. Der Grabhügel des Aisyetes, der größte der Ebene von Troja, der schon alt war, als die Achaier die Mauer von Ilion brachen, gehört zu dieser Art. Noch steht er unverletzt da, an hundert Fuß hoch und vierhundert Schritte im Umfang. Kurzes Gras verhüllt nur leicht die festgefügten Steine. Derselben Art ist der Tumulus, der irrig nach Nestor's Sohn Antilochus genannt wird, und sind so viele andere, aus denen wir nur derer von Sardis erwähnen wollen, die größtentheils in diese Zahl gehören.

Steinhügel mußten in den steinigen Ländern vorzugsweise üblich seyn, weßhalb sie auch im nördlichen Arabien, im Gebiete von Jerusalem, wo die fruchtbare Erde zu selten ist, als daß man sie auf Gräber hätte verschwenden sollen, und hie und da auf den verbrannten Trachitgebirgen Vorderasiens vorkommen.

„Ueber den Leichnam des Königs von Ai häuften die Israeliten einen Hügel von Stein," sagt das Buch Josua (VIII. 29.) und in Samuel lesen wir: (II. 18.) „Und sie nahmen Absalom und warfen ihn in den Wald in eine große Grube und thürmten einen sehr großen Haufen Steine auf ihn." Pausanias spricht von einem Steinhügel, der

als Ehrenmal den gefallenen Orchomeniern gesetzt wurde. (VIII. 13.) Unter den Gräbern des alten Smyrna sind mehrere nur aus Steinen gehäuft. Auch der Tumulus auf der Höhe von Ilion, den man nach Hektor benennt, ist ein Steinhügel. Trifft die Benennung recht, was wir aus mehreren Gründen bezweifeln, so muß dieser Tumulus einen gebauten Kern haben, denn die Ilias XXIV. sagt:

„Jetzo legten sie das Gebein in ein goldenes Kästlein
Und umhüllten es wohl mit purpurnen weichen Gewanden,
Senkten sodann es hinab in die hohle Gruft und darüber,
Häuften sie mächtige Stein' in dichtgeschlossener Ordnung,
Schütteten dann in der Eile das Mal ..."

Hektors Gebeine sollen aber, wenn Pausanias Angabe wahr ist, einem Göttersprüche zufolge nach Theben geholt worden seyn, was mit dem Zustande des Hügels in Ilion sich verträgt, denn er ist heutzutage fast dem Boden gleich gemacht. Aber schon zu Cäsars Zeiten muß er unscheinbar gewesen seyn, da der Führer diesem großen Römer, als er die Stelle von Troja bewandelte, zurufen mußte: „Weile, Cäsar, Hektor's Staub ist unter deinen Füßen!" (Lucan I. 9.)

Der merkwürdigste unter den Steinhügeln ist wohl einer unter den Königsgräbern in Lydien. Er hat über dreitausend Schritte Umfang und an fünfhundert Fuß Höhe. Mächtige Steinlager bilden den Kern, darüber aber sind Kieselsteine, nicht größer als eine Kinderfaust gehäuft, die aus dem nahen Hermus geholt seyn mögen. Die Sucht, etwas zu thun, was keiner gethan hat, mag auch dieses mühsame Werk erzeugt haben, dessen Gründer seit vielleicht zwanzig und mehr Jahrhunderten vergessen ist.

Von den Grabhügeln, die durch eine gebaute oder in den Felsen gehauene Grabhalle sich auszeichnen, geben der Tumulus des Ajax auf dem rhätischen Vorgebirge am Helle-

spont, der des Tantalus bei Smyrna und die Tumuli von Pella in Macedonien drei unter sich verschiedene Beispiele. Homer in der Odyssee, Sophokles im wüthenden Ajar, Strabo und Pausanias sprechen von dem Grabhügel des Ajar, den, nach Einigen, die Gewalt des Meeres, nach Anderen Mark Anton geöffnet haben soll; der Einbruch deckte den Bau des Kerns auf. Drei Gewölbe fügen sich an einander, wovon das mittlere sich als Kegel, mit einer Abplattung von fast vier Schritten Durchmesser zu oberst, erhebt. Die Mauerung ist von großer Stärke und merkwürdig genug mit Mörtel gefügt. Ein etwa sechzig Fuß hoher Schutt ragt darüber.

Das Grab des Tantalus, nach einer Stelle im Pausanias ohne genügenden historischen Beweis so genannt, ist das größte und am höchsten gelegene Grab der alten Smyrna. Es ist ein Steinhügel, cyklopisch umgeben, und hat eine eilf Fuß lange Grabhalle aus behauenen Blöcken, die so gefügt sind, daß die oberen Lagen sich vorschieben, bis sie sich begegnen und den Schluß bilden, ähnlich hierin der in der sogenannten Schatzkammer des Atreus in Mycenä befolgten Bauweise. Diese Schatzkammer selbst, so wie das nahe daran liegende ähnliche Gebäude, das nun kaum aus dem Boden blickt, können, wenn von einem Schutt überragt, als Tumuli gedacht werden.

Die Grabhügel von Pella sind unter den uns bekannten die einzigen ihrer Art. Sie stehen nur als Male über den Gräbern, die unter ihrer Grundfläche in den Felsen gehauen sich befinden. Der größte davon im Südost des heutigen Dorfes Allah-Klisseli, hat nicht über vierzig Fuß Höhe. An seiner Grundfläche steigt man in ein Gemach nieder, das zwei andere Gemächer zu neunzehn und fünfzehn Fuß Breite, und zwölf und sechzehn Fuß Länge zur

Seite hat, kommt dann durch einen Gang von fünfunddreißig Fuß Länge in drei ähnliche Gemächer, zusammen von neunzig Fuß Breite, und endlich in ein letztes. Der Aushau ist roh und offenbar von einem Volke, bei dem das Handwerk noch in der Kindheit lag.

Damit schließen wir die Nachweisung der Arten der Tumuli. Nun noch einige Betrachtungen über dieselben. Viele sind seit einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten eröffnet; einige wurden es in unsern Tagen. Habsucht mit verschiedenen Mänteln behängt, gab wohl meist hiezu die Veranlassung. Wir lesen in den Alten die kostbare Weise, in der nicht selten die Reste berühmter Männer in derlei Tumuli beigesetzt wurden. Geschah es in Grabkammern, so konnte selbst bis in unsere Tage sich manche Beigabe erhalten. Unsers Wissens traf man aber in den letzten Jahrzehnten nur auf solche, wo der Schutt ohne Scheidung über den Resten liegt. Man fand da nur Kohlen und Asche des Scheiterhaufens mit wenigen Resten verbrannter Gebeine; so im Tumulus des Telamon auf Salamis; oder auch noch einige Scherben von Gefäßen und Stücke von Waffen aus Erz; so in denjenigen des Achilles, den Graf Choiseul öffnen ließ, der aber früher schon einmal geöffnet worden zu seyn scheint. Viele der Tumuli, sogar mehrere der benannten sind bis jetzt noch unberührt geblieben, und so wollen wir denn lieber wünschen, daß sie es bleiben.

Was den Schmuck und die Denkzeichen betrifft, mit welchen man die Grabhügel auszurüsten pflegte, und deren Spur von den meisten verschwunden ist, so war, rauhe Steine auf den Gipfel mit Mühe hinauf zu wälzen, wohl bei allen Völkern der älteste Gebrauch. Pausanias sagt von dem Grabhügel des Phokus: „auf ihm liegt ein rauher

Stein;" (II. 29.) und von dem des Tydeus, „den in Theben gehügelte Erde bedecket" (Ilias XIV.), daß drei rohe Blöcke ihn krönten. (IX. 18.) In Vorderasien, wo der Dienst der Cybele vorwaltete, wurde als Sinnbild der Wiedergeburt, des aus dem Tode neu hervorsteigenden Lebens, ein einfacher oder doppelter Phallus zu oberst in den Grabhügel eingepflanzt. Von beiden Arten trifft man noch an den Gräbern von Smyrna. Von der ersten liegt einer, der größte vielleicht, der irgendwo besteht, von vierzig Fuß Umfang, auf der Spitze des Tumulus des lydischen Königs Alyattes. Er ist durch sein Gewicht etwas eingesunken in den Hügel, so daß man die Spitze besteigen muß, um ihn zu sehen. Viele Reisende sprechen von diesem Grabe, aber keiner von dessen Beigabe. Sie bestiegen es eben nicht.

Das gewöhnliche Zeichen auf Grabhügeln war in homerischer Zeit, der säulenartige, wenige Fuß hohe Denkstein: „Grabhügel und Säule, das ist die Ehre der Todten," sagt die Ilias. (XVI.) Daran wurden manchmal Waffen oder andere das Leben der Geschiedenen andeutende Gegenstände gefügt, z. B. ein Ruder. — Schrift kam erst später hinzu, und wurde im Verhältnisse breiter, als die rein religiöse Meinung, in der man anfänglich begrub, nach und nach einen größern Zusatz von Weltrücksichten bekam, und die Zuversicht in die Kraft der Erinnerung abnahm. An die Stelle der Denksäule und als Begleiterin derselben kam später das Steinbild. Alte Grabhügel empfingen von späten Enkeln diese Beigabe, so setzte man die Statue des Herkules auf den von ihm selbst aufgeworfenen Tumulus seines Lieblings Sostratus bei Dymä, und ein Erzbild auf denjenigen der Auge bei Pergamus. (Pausanias VII. 17. VIII. 4.) Um diese Zeit wurden Gräber, die überhaupt eine Auszeichnung erhielten von der bildenden

Kunst geschmückt. So zierten Denkstein und der mit dem Drachen gezeichnete Schild das Grab des Epaminondas; so lag und liegt auf dem Grabe der gefallenen Thebaner bei Chäronea ein Löwe; so fand man auf einem Tumulus bei Kap Zoster in Attika eine Löwin, die sich die vordere Klaue zerbeißt, und schloß daraus, daß sie das Grab der Geliebten des Aristogiton, Ceäna, bezeichne, welche die Folter tödten, aber nicht zum Verrathe bewegen konnte.

Schon in der ältesten Zeit schmückten Altäre die Tumuli, wenn sie nämlich die Reste von Heroen bargen, so den des Opheltes in Argos. (Paus. II. 15.) Auch mit Bäumen pflegten sie gerne umpflanzt oder gekrönt zu werden, mit wilden und fruchttragenden, wie jener der Kämpfer gegen Theben, (IX. 19.) oder mit Cypressen, diesen feierlichen Trauerbäumen, welche noch heute der Schmuck der Grabstätten im Oriente sind, und durch ihre Höhe und kühne Form, durch ihre dunkle Farbe, durch die Reinheit und Glätte des Stammes, durch den engen Anschluß der Aeste, der das Säuseln der Lüfte für die Phantasie des Horchers fast in eine Zaubersprache umwandelt, Sinn und Gemüth so wohlthuend und ortgemäß ansprechen. Pausanias erwähnt riesiger Cypressen, welche zu seiner Zeit den Hügel Alkmäons in Arkadien umgaben. Aber auch Kränze und Blumen pflegte man auf Grabhügel zu legen und sie mit köstlichen Wassern zu besprengen. Die Vergänglichkeit alles Schmuckes erwägend, nahm so die Trauer den vergänglichsten und legte die Dauer in die Erneuerung.

Die Wahl des Platzes für den Grabhügel war in vielen Fällen keine freie. Wo sie es war, liebten die Alten diese Male an die Wege und Straßen zu setzen, so die Athenienser manche, die noch bestehen, an den heiligen Weg; oder an Quellen, Brunnen und Flüsse, wie das Grab

des Cekrops an die Quelle Thilphusa, die Gebeine des Hektor an den Brunnen Oedipodia, und den Hügel des Ladas an das Ufer des Eurotas; oder in heilige Haine, wie den der Sibylle Herophile in den Hain des Apollo Smintheus; oder an das Gestade des Meeres, wie den Tumulus des Protesilaos an die äußerste Spitze des thrazischen Chersonesus; oder an die vornehmsten Orte der Stadt, wie das Grab der Dichterin Korina zu Tanagra, und das des Pindar an die Rennbahn von Thebä; oder in Tempel und Weihplätze, wie das des Pyrrhus in den Tempel der Ceres in Argos und das der Medusa in einen Tumulus mitten auf dem Markte der Stadt. Die Alten lebten mit ihren Todten oder wollten wenigstens gerne an dieselben erinnert seyn. Das Versprechen an die Erinnerung war eine Wahrheit.

Welchen Zeiten aber gehören die Tumuli an? Offenbar den heroischen jedes Volkes; späteren war ein solches Mal zu groß oder zu einfach. In Griechenland und Asien sind die meisten älter als die Geschichte, und so mögen sie es überall seyn, wie nahe und ferne uns diese Epochen auch stehen. Mythische Namen, auf den Fluten der Zeit schwimmende Trümmer einer Geschichte aus der Zeit, wo es noch keine geschriebene gab, herangespühlt an bewohnte Küsten, hängen an so vielen dieser Tumuli. Für viele hat die Sage wenigstens eben so vielen Werth als unsere um mehrere Jahrtausende jüngere und um den ganzen Abstand von einer Religion zur andern, entlegene Meinung. Wir haben kein Wissen ihrem Glauben entgegen zu stellen. Die größere Zahl der Tumuli war aber bereits den Alten unbekannten Ursprungs, und sie stritten sich darum, welchem Göttersohne das Mal gehöre. So riß einst der Sturm einen Grabhügel in Lydien ein, und deckte riesige Menschen-

Knochen auf; die Einen sahen hierin die Gebeine des Geryon, die Andern die des Hyllus, eines Sohnes der Erde. (Paus. I. 35.) Die Errichtung mehrerer Tumuli wurde dem Sohne des Herkules zugeschrieben, so z. B. der des Ikarus, dieses ersten Seglers, der die Tücke des freundlichsten Elementes erfuhr, und die Kühnheit, den Wind vor das Schiff zu spannen, mit dem Leben büßte. An das Gestade der Insel, die nach ihm heißt, geworfen, so erzählte die Sage, fand ihn Herkules und begrub ihn mit frommer Hand. (X. 11.) Der Schiffer sieht noch, wenn er zwischen Samos und Nikaria durchfährt, den warnenden Hügel am Ufer.

In der geschichtlichen Zeit wurden die Tumuli immer seltener und verschwinden, nach Alexander, für Einzelne ganz; auf den Schlachtfeldern, diesen Tafeln, wo Glück und Jammer der Völker mit Blut eingezeichnet wurden, erschienen sie noch bis in die Zeiten der römischen Herrschaft, so auf den Siegesfeldern gegen Antiochus und Mithridates, in den nordischen Ländern sogar bis in die Kaiserzeit herauf, wie der Tumulus bei Petronell, wenige Stunden von Wien, und manche andere beweisen. Endlich sanken der Bedarf der Idee und die Achtung für das Opfer des Lebens noch tiefer, und Gruben, in die man Freund und Feind zusammen warf, ersetzten auf den Schlachtfeldern die Tumuli, die man früher über den sorgsam gesonderten Freunden zu erhöhen pflegte. So kam man von der Höhe in die Tiefe.

Marmormale, Mausoleen, freistehende oder in die Erde gesenkte Sarkophage, Felsenkammern u. s. w. hatten, so wie die Bildung stieg, in Griechenland und Vorder-Asien, die Tumuli als Gräber Einzelner oder Weniger verdrängt. In andern Ländern, wie in Syrien und

Egypten, bedingte die Natur des Bodens schon in der frühesten Zeit Felsengräber; wo aber solche mit Tumulis sich zusammenfinden, sind sie jünger. Eine Ausnahme hievon, die einzige uns bekannte, möchte das Gebiet des Taurus seyn. Dort, besonders auf den Zweigen, die in Karien auslaufen, findet man große, meist abgerundete Klumpen des Trachitgesteines auf abenteuerliche Weise zu Gräbern verwendet. Sie haben nämlich einen Eingang, aber so hoch, daß man ohne Leiter denselben nicht erreichen kann, und innen sind sie ausgehöhlt zu einer geräumigen Kammer, in welcher die Grabstellen in die Wand oder in den Boden eingehauen sind. Für Römerzeit ist die Arbeit zu roh. Sie scheint den frühesten Bewohnern des Landes anzugehören, so wie die obenerwähnten Tumuli zu Pella, mit ihren Felsengrotten von roher Arbeit, gleichfalls aus der Zeit der ältesten Könige Macedoniens seyn mögen.

Man weiß also über den Ursprung der meisten Tumuli nur, daß er vorgeschichtlichen Zeiten angehört. Wenn alle unsere Male lange zerbrochen sind, wird man sie noch finden. Sie gleichen ihrer Dauer nach großen, vorleuchtenden Begebenheiten in der Geschichte, die nicht vergessen werden können, während der Schwall gewöhnlicher Ereignisse wie Regen kommt und verrinnt.

Urtheil eines Layen über Griseldis.

(Geschrieben im Jahre 1840. — Wiener Zeitschr.)



Man liebt an einem schönen Körper ein schönes Kleid, man liebt den Schmuck, der ächten Reiz erhöht; und so lieben wir die Sprache in diesem edlen Dichterwerke, die reine, gewandte, glänzende und immer keusche Sprache. Aber Sprache, obwohl beides, ist auch mehr als Kleid und Schmuck, sie ist die Offenbarung der inwohnenden Seele. Als solche, wie natürlich, daß sie an einem so ausgezeichneten Werke bewunderungswerth erscheint! Der Gedanke, welcher der Tragödie zu Grunde liegt, bietet sich zu tiefer tragischer Wirkung dar; er ist dabei faßlich, weil er einfach aus der menschlichen Natur geholt ist. Die Anordnung des Bildes, durch das er ausgesprochen wird, ist klar, nicht dürftig und nicht überladen, nicht gezwungen; sie ist anständig, maßvoll, genügend. Die Ausführung prangt im Schmucke edler Farben, und richtige Zeichnung thut dem Auge daran wohl. Für uns, und wir werden nicht allein stehen mit unserem Urtheile, ist in Griseldis der Beruf des Dichters auf das glänzendste beurkundet und wir sehen mit großer und froher Erwartung seinen künf-

tigen Werken entgegen, überzeugt, wie wir sind, daß sie nicht herausgeputzte Automaten, sondern des eigenen Lebens voll, kräftig und ehrenfest einherschreiten und ihren Platz neben Deutschlands würdigsten Dichterleistungen nehmen werden.

Der Charakter der Königin ist ein heutiger, aber deßhalb kein unwahrer. Er hat zu allen Zeiten bestanden und wird zu allen Zeiten bestehen. Uebermuth, mit allem, was ihn erzeugen kann, gepaart, erklärt sich von selbst und eben so Spiel mit Liebe für ein Herz, das Liebe nicht als das allmächtige Gefühl, sondern vom Hörensagen und als Getändel kennt. Und dennoch ist die Königin im Grunde gut; sie wußte nicht, was sie that; da sie es zu begreifen anfängt, kehrt sie in sich. Statt einer unnatürlichen und häßlichen Verzerrung haben wir ein Weib, dem wir verzeihen und das wir bemitleiden können, und welches in dieser Tragödie dazu dient, Griseldis Haupt mit Glorie zu umgeben. Eben so der König, in dessen edlem Gemüthe die Mißbilligung vom ersten Augenblicke des Spieles lebt, aber aus so natürlicher Nachsicht für sein schönes Weib nicht hindernd vortritt. Eben so Lancelot, der elegante Ritter, der Spiegel seiner Zeit. Die höchst einfache und dennoch genügende Weise, in welcher der Dichter namentlich diesen Charakter behandelt, betrachten wir als großen Beifalls werth. Diese drei Charaktere nun, die Griseldens Werth besiegt, umgeben ihren Märtyrertriumph mit herrlichem und nicht unnöthigen Schmucke, denn der Mensch kann nur wieder am Menschen für seinen Werth den Maßstab finden. Die Mannen, diese gerade gewachsenen Naturen, der Vater in seiner Strenge, zeigen gleichsam den Boden, aus welchem die herrliche Blume Griseldis wuchs. Percival aber, er, der sie brach, ist ihre licht-

stärkste Folie. Auch Rauheit hat Eitelkeit, auch gerader Sinn und Rechtlichkeit und Kraft haben ihren Hochmuth, und Unabhängigkeit des Geistes hat ihre Täuschungen! — Er liebte Griselden nicht, er liebte nur sich in ihr — aber er wird sie lieben, nun da er sie verloren. Sie aber, Griseldis, sie liebte nur ihn in sich. Sie that's und wußt' es nicht — dann, als sie es inne wird, dann ist der schrecklichste Augenblick gekommen, hinter dem es, selbst für sie, kaum mehr ein geliebtes Kind, sondern nur den Tod noch gibt. — Es ist freilich für den Dichter ein unschätzbares Glück, sein Gebilde, das Geschöpf seiner Liebe, von einer so vollendeten Künstlerin darstellen zu sehen, wie Mad. Rettich. Wir gönnen ihm diese Freude, er verdient sie. Von der ersten Scene bis zur letzten ist die Darstellung dieser Rolle ein vollendetes Meisterwerk; in unzähligen Abstufungen glücklich durchgeführt, vom heiteren, sicheren, beseligenden Glauben durch Schreck und Kummer bis zum Tod der Liebe und, wenn man so sagen darf, bis zum Ueberleben des Lebens. Der Augenblick des Wiedersehens des von der königlichen Burg heimgekehrten Gemahls, wie schön ist er gedacht, wie schön gegeben! das Reh scherzt schmeichelnd noch und die Meute ist schon losgelassen, der Vorwurf des Vaters auf der einen, das grause Spiel auf der andern Seite und dazwischen das heitere, liebende Weib. Und nun die Hetze durch Folter und mehr als Todesqual, aus der die Liebe wie ein unverwundbarer Phönix immer wieder siegend und herrlich emporsteigt! — Wie meisterhaft war namentlich die Scene, wo Griseldis im Angesicht aller Mannen Percivals verstoßen wird. Der völligste Triumph ist freilich der Scene aufbewahrt, in welcher der tragische Effekt seinen Gipfel erreicht, der Scene, wo die Tugend verklärt emporsteigt aus der Asche der

Liebe. Wenn schon die Gabe des Ausdruckes in Madame Rettich bewunderungswürdig ist, was soll man erst von der Oekonomie des Spieles sagen, wodurch sie ihre Kräfte zu beherrschen und zu vertheilen weiß? Dieß ist der Triumph des Künstlers, und Mad. Rettich entspricht auch hierin völlig dem Dichter, an dem wir eben das richtige Maß als eine der glücklichsten Gaben verehren.

Gegensätze.

Eine Erzählung.

(Wiener Zeitschrift 1840.)



Er saß an seinem Schreibtische — die Lichter waren herabgebrannt — der Tag nahe. Da fiel seine Hand wieder auf den Brief, der vor ihm lag. Langsam zog er ihn aus dem zierlichen, goldverbrämten Umschlage und las: „Wo fände ich Worte, mein geliebter Freund, um dir zu sagen, was ich durch deine grausame Abwesenheit leide! Du weißt, was du mir bist, — daß du alle meine Kräfte beherrschest — daß ich der Welt nur angehöre, weil du darin athmest.“

Er hielt an und las dann weiter: „In allem, was ich liebe, liebe ich nur dich. Ich kenne kein Gefühl, das nicht dich zum Gegenstande hätte. Ich höre kein Gespräch, ohne es mir an dich gerichtet zu denken. Deinem Geist allein antworte ich, wenn ich rede; deinem Wink folge ich, wenn ich handle; ich lebe nur in dir. Ich habe nie verstanden, was es heißt, dich mit Mäßigung lieben; ich vermöchte es nicht, und wenn ich es vermöchte, würde ich es nicht wollen. O mein Freund, wie gefährlich wäre eine solche Liebe, wenn nicht du es wärest, der sie in mir entzündete! Versprich mir, dich nie zu beunruhigen. Das Herz, das du mir geschenkt hast, darf sich nie einen Zweifel erlauben an dem, worin Niemand herrschet als du. Meine Zärtlichkeit für dich zu erschüttern, ist unter allen unmöglichen Dingen das unmöglichste. Ich bin dein, wie die Welt

Gottes ist. Dein Werk sind alle starken Gefühle, die meine Seele bewegen; deiner Liebe verdanke ich diese Fülle des Lebens, die mich zuweilen erdrückt, die mich zum Schmerz, bis zum Tode führen könnte. Wie soll ich dir die Augenblicke beschreiben, wo mein Herz überfließt von einer Wonne, die ich mir selbst kaum erklären kann, die in alle meine Empfindungen eine mehr als-irdische Seligkeit mischt. Leb' wohl, mein Geliebter! Eile in die Arme der Liebenden! bis dahin — sorge für deine Erhaltung. Ich bitte dich darum bei der innigen Liebe, die dich und dich allein unter allen, welche ich je gekannt, auserwählt hat, — die alle meine Freude und Leid überleben und mir den Himmel selbst verschönern wird."

Er blickte lange schweigend vor sich hin, dann rief er aus: „Und doch! — wer bist du, daß du für die Sprache der Seele Glauben verlangst? Du weißt die Empfindungen — fühlst du sie auch? und ist es billig, daß ich meinen Glauben, meinen Wahn, wenn du willst — an dich verliere? Aufgezogen in Glanz und Fülle, mit Huldigungen übersättiget, krankhaft aufgereizt durch den traurigen Gegensatz zwischen dem, was dein Herz verlangt und was die Welt um dich dir gibt, — dich selbst täuschend vielleicht mit einer Fülle, die dein Bedürfniß aber nicht deine Befriedigung ausmacht — wirst du mich morgen dein Alles finden, weil du mich heute dafür hältst? — Ich aber, nicht minder lechzend wie du nach wahrer Neigung, ich fürchte sie zu suchen auf verbranntem Boden."

Er nahm ein Blatt zur Hand und schrieb: „Es gibt für meine Seele nur ein Bedürfniß mehr, das der Wahrheit. Was der Wahrheit entgegensteht, ist aber nicht sowohl die Lüge als die Täuschung. Es gibt eine Wahrheit ohne Dauer; diese ist es nicht, die ich meine. Deine Em=

pfindung, meine geliebte Freundin, ist schön, wie du selbst; sie ist stark und groß, wie der Augenblick, der sie geboren. Ich sollte mich niederwerfen vor dir, und durch dich zu dir erhoben in deine Arme sinken, betend — in deinem wie in meinem Hauche betend; aber ein böser Geist steht an meiner Seite und seine Blicke halten mich gebannt. Sieh keinen Vorwurf hierin — ach, er wäre Sünde! — Ich gebe dir Gift für holde Liebesgaben, aber ich gebe, was ich eben in meinen Händen habe, denn Geben ist mein Drang, mein Dank, und ich bin zu ergriffen durch den Zauber deiner Zeilen, um Gaben zu bereiten, zu suchen, zu erkünsteln. Wahrheit geb' ich — nimm sie! Auch wenn sie tödtet, huldigt sie." —

Er überließ diese Zeilen versiegelt seinem Diener und ritt dann ins Freie. Sein edles Pferd unter sich, Morgenluft um seinen Scheitel, Grün der Fluren und blaue Berge vor seinen Blicken, verfiel er bald in die Stimmung, in welcher die Erinnerung mit ihren lebenvollen Bildern uns Gesellschaft leistet. Er sah Asiens Fluren wieder vor sich, Syriens heilige Berge und Egyptens wunderbedeckten, unvergleichlichen Boden. Die Völker, lebensfrisch, unter dem Joche frei und ungekrümmt, in Freiheit sittsam, zogen an seinem Auge vorüber, und manche Scene, an Inhalt reich, wenn auch an Farben dürftig, mancher Klang der Natur schlug an sein Herz. Unwillkürlich warf er die Blicke um sich, und was er sah, war nicht erheiternd.

Als er sein Gasthaus wieder betrat, sprang ihm Nursaba entgegen, sein abyssinisches Mädchen, und mit dem Blicke der Unschuld rief sie: „Gott segne deine Liebe! Herr, wo willst du frühstücken?" Er hatte das Mädchen lieb; die züchtige Gestalt, die erwärmende Glut, die von allem Aeußeren unabhängige tactvolle Neigung desselben waren ihm

angenehm. Nursaba hing an ihm wie der Glanz am Steine, unbewußt, unabtrennbar, nothwendig. Sie hütete sein und seiner Habe — sie folgte seinen Schritten durch Land und Meer — sie zollte Beifall allem Schönen, was nach und nach vor ihren unerfahrenen Blicken sich aufschloß, aber sie sah es nur in seinem Bezuge zu ihm; — sie hatte Vaterland, Vergangenheit, Zukunft in ihm — und ganz Kind war sie zugleich ganz Weib, zart, doch unzerbrechlich. Ihm aber that ihre Nähe wohl — ihr Urtheil erfrischte ihn oft und richtete ihn auf — ihr Wissen quälte ihn nie. Sie war nichts ohne ihn, und was sie war, fiel gleichsam mühelos, reif vom Baume.

„Im Garten," antwortete er, „Nursaba, und sage meinem Georg, daß wir heute reisen." — Das Mädchen sprang — der Diener kam — Hermann aber ruhte unter den Bäumen, den heißen Mokka vor sich und das lange mit farbigem Seidenstoffe umwundene Rohr in der Hand, an dessen diamantenumgürteter Ambraspitze er nur so eben nippte, um die Blume des Duftes, den leichten Dampf des syrischen Blattes in sich zu ziehen. „Du wirst eine Herrin bekommen, Nursaba," sprach er zu dem Mädchen, als es wiederkam, „oder auch nicht. Würdest du die Herrin deines Herrn lieben?" — „Gewiß," antwortete sie, „denn sie würde ja meines Herrn Wahl und Segen seyn." — „Und würdest ihr dienen wie du mir dienst, in unerschütterlicher Hingebung und Treue?" — „Ich diente ja dir darin, und dir dienen ist mein schönster Beruf auf Erden." —

Am Abend des nächsten Tages langten sie in der Hauptstadt an. Mit Zittern stieg er die Stiege hinauf. Er sah sie wieder, die einst seine Seele erfüllte und dennoch froh zu machen nicht im Stande gewesen war. Was

war nicht zwischen sie getreten! aber der Augenblick des Wiedersehens blieb ohne Beeinträchtigung. Ihre Schönheit, ihr Glanz, die Kraft ihres schwärmerischen Blickes, ihr Entzücken, der reiche Klang ihrer wundervollen Stimme, das Licht, der Duft, die von ihr auszugehen und alles, was sie umgab, zu durchdringen schienen, bemächtigten sich seiner, er fühlte etwas wie Glück in seinem ihm entwandten Inneren, er war in ihrem Anblicke, sie in dem seinen verloren, bis die Erschöpfung an dem Bande des Zaubers zu lockern, wenn auch nicht zu lösen begann. „Dein Auge strahlt in edler Männlichkeit," rief Cölestine aus, „wie herrlich bist du — aber wie verdient' ich deine Zeilen? — Doch — antworte mir nicht — du bist verstanden von mir und darum entschuldigt. Ich kenne dich besser als du dich selbst; die Trennung, die Welt können das nur, was bereits in dir war, ausgebildet haben — daher selbst in deinen Zweifeln, in deinen Vorwürfen stehst du klar vor meiner Seele. An mir ist es nun, dich deines Irrthums zu überweisen, und wie soll ich zweifeln, daß ich es kann, bei der Unendlichkeit meiner Liebe für dich? — Kein Zwang irgend einer Art, kein Band soll uns binden, das nicht unserem Herzen völlige Freiheit ließe. In Freiheit blüht die Liebe. Das sey meine erste Waffe, durch die ich dein Herz mir unterjochen will."

Und sie schwelgten in Gesellschaft und Glanz. Alles was die Hauptstadt aufbieten konnte an berauschenden Festlichkeiten, sie tranken es hinab in Taumel und Lust — er der schönste Mann, sie die schönste Frau. — Es kreiseten um sie die Gestirne dieser Welt, und schienen nur vom Strahle dieser Sonnen zu glänzen. Damit der Fülle der Zeit kein Genuß fehlte, war auch ein Jugendfreund unserem Grafen wiedergekehrt, der Fürst von ***. Er hatte

sich mit ihm vor Jahren in England getroffen, dann in Frankreich manches gesellschaftliche Abenteuer mit ihm gemeinschaftlich bestanden. Eine heitere Weltansicht, Geist im Umgange zeichneten ihn aus. Seine Formen waren die gefälligsten; seine Grundsätze die seiner Kaste, durch Reichthum befestigt, durch Welt und Leben gemildert. Er galt den Frauen für einen gefährlichen Mann. Es gibt aber keine Empfehlung, die in den Augen der Meisten aus ihnen mehr Gewicht hätte, als eben diese. Seine Gabe der Unterhaltung, seine Scherze pflegten jeden Cirkel zu bewegen. Alfred (so hieß er) kam aus Paris; Herrmann aus dem Orient. Sie hatten sich viel zu sagen, viel zu vergleichen: ihre Gegensätze und Erzählungen übten einen großen Reiz erst auf sie selbst, dann auf die ganze Gesellschaft. Alle Welt beeiferte sich den Fürsten auszuzeichnen. Für Cölestine hatte er neben den Titeln, die Allen galten, den seines Verhältnisses zu Herrmann. Beide Freunde schienen bald gleich vertraut im vertrautesten Cirkel der Gräfin, den so Viele als das letzte Ziel ihrer Wünsche, als eine Auszeichnung, die jede andere überbot, zu betrachten gewohnt waren. Beide schienen überdieß unzertrennlich. Man nannte sie, bald spöttisch bald ernstlich, die Freunde.

Eines Abends — die Blüthe der Stadt war zu einem Ballfeste bei Cölestinen versammelt — eilte Herrmann hinaus in den erleuchteten Garten — die Brust war ihm voll — der Taumel fast schmerzlich — er wollte sich erholen und suchte Luft und Frische. Die Blumen prangten zauberhaft im überfeinen Lichte der Gaslampen; der Duft wiegte ihn wie auf Rosenblättern; die Musik scholl aus dem nahen Saale — da fiel sein Auge auf ein Stückchen Papier, das am Boden lag; er hob es auf — es waren Verse von unbekannter Hand; er las sie:

Es stand ein Blümchen am Wege,
Das duftete wunderbar,
Heb auf zum Himmel die Aeuglein,
Keck wie der junge Aar.
Die Heerden trieben vorüber,
Sie brachen die Blume nicht;
Die Wasser gossen und wühlten,
Sie brachen die Blume nicht.
Da kam ein weißes Händchen
Ganz ohne Blut und Mark, —
Mit kleinen tändelnden Fingern —
Und, ach, die Blume starb.

„Nein, das paßt nicht auf mich,“ sprach er — aber es lag ein Gewicht auf seiner Seele, und etwas wie Leere war in seinem Gemüthe. Er steckte das Blättchen zu sich und scherzend gab er es im Tanze an Cölestinen, deren Auge ein leichter Schleier zu verhüllen schien, nachdem sie, in der Zwischenzeit zum nächsten Tanze, aus einem nahen Zimmer wieder in den Saal getreten war. „Unbefriedigt also?“ sprach sie zu sich, „und warum? diese glänzende Welt und was ihr angehört, überwinden den Eindruck der ungeschmückten Natur nicht?“ — — „Süße Seele,“ rief sie ihm entgegen, da er am Morgen zu ihr trat, „mich beunruhigt ein Gedanke für dich. Dein abyssinisches Mädchen, willst du es ohne die Sorgfalt lassen, die der Aufenthalt in unserem Lande erheischt? Gib es mir. Der besten meiner Kammerfrauen will ich es anvertrauen — sie soll es erziehen — abrichten, wenn du es so nennen willst, denn die Sache wird deshalb nicht weniger nothwendig. Ich selbst will dessen Leiterin seyn.“ — „Nimm es,“ antwortete Herrmann, „es ist ein mildes, edles Kind, und liebt dich und mich.“

Schweigend vernahm Nursaba den Befehl, aber sie zitterte. „Was du ein Kind bist,“ sagte Herrmann;

und sie: „Meines Herrn Wille ist Gottes Wille.“ Und sie ging zur Gräfin. Mit Freundlichkeit nahm sich diese des holden Kindes an, das einer in fremden Boden übertragenen Pflanze glich. Es entwickelte sich mit fast krankhafter Schnelligkeit in Wissen und Kenntniß, aber der Körper blieb zurück. Nur in Herrmanns Gegenwart schien es sein volles Leben wieder zu finden. Der Gräfin entging dieß nicht, und je weniger es Herrmann zu beunruhigen schien, desto tiefer wirkte es auf Cölestinen. Sie ging so weit, ihm Kälte gegen so entschiedene Zuneigung vorzuwerfen. Er aber sprach weich darüber, mit großer Achtung und Liebe für das Kind, mit völlig ruhigem Glauben in die Unerschütterlichkeit von dessen Neigung zu ihm, die er als eine Nothwendigkeit, als eine natürliche Folge der Gefühlstiefe dieser Wesen schilderte. „Ich will dir erzählen, wie ich sie fand, Cölestine, und du wirst begreifen, wie sie ist. Ich befand mich, wie du weißt, vor einigen Jahren in Haleb, einer der lichtvollsten Städte Syriens, mir ein lieber Aufenthalt wegen seiner Lage am Saume der Wüste, seinen Geschäften mit den blühenden Ländern des tieferen Ostens, und wegen seiner ungebeugten arabischen Bevölkerung. Ich wohnte in einem schönen Gartenhause, mir gegenüber ein Häuptling dieses Volkes, dessen einfache Würde und edle Gestalt zu betrachten mir Trost und Genuß war. Dieser Mann, reich und mächtig, stand schlecht mit dem türkischen Herrscher. Man sagt, er habe mit Trotz dessen Aufforderung zur Heeresfolge von sich abgelehnt, und durch dieß Beispiel viele andere arabische Häuptlinge zu ähnlichem Widerstande verleitet. Sein Tod war beschlossen. Lange spähte der Gouverneur der Stadt nach dem günstigen Augenblicke. Eines Tages — er schien ihm gekommen — zog er mit zahlreichem Gefolge zum Besuche in dessen

Haus. Ich sah ihn vorüberziehen auf prachtvollem Pferde — absteigen — unter die Zelte treten, wo der Araber, mitten im Schatten und Grün, mit Auszeichnung ihn empfing. Die Diener sprangen ab und zu — Kaffee und Pfeifen wurden getragen — da entstand plötzlich ein Tumult, Waffen klirrten, Schüsse fielen — ich sprang hinüber — da hemmte der Drang des Gefolges, das die Pferde bestieg, zunächst meinen Schritt — ich sah den Gouverneur abreiten unter lärmendem Zudrang der Einen und schweigender Ehrfurcht der Andern — im Zelte aber lag der edle Araber in seinem Blute — zwei Neger über ihm in Stücke gehauen, und ein Kind weinend über einem der Neger, wie geklebt mit dem Antlitz an dessen gräßliche Wunden. Ich erfuhr, daß nach den üblichen Ehren und Grüßen und nachdem die Zeichen der Gastfreundschaft gegeben und genommen waren, der Beauftragte des Sultans plötzlich den aus der Hauptstadt erhaltenen Todesbefehl aus dem Busen zog, ihn laut ablas, und jener traurigen Pflicht genügend, den Männern seines Gefolges, die ihm zur Seite standen, den entscheidenden Wink gab. Diese zogen ihre Säbel und fielen über den Mann her, der nicht mehr Zeit fand seiner Waffen sich zu bedienen. Die wenigen seiner weißen Diener, die bei der Hand waren, lähmte der Schreck und die Achtung vor dem großherrlichen Namenszug. Zwei Neger allein, unter den Dienern die untersten, warfen sich waffenlos den Ausrichtern entgegen, entrangen dem einen und anderen die Waffen, und starben über dem Körper ihres Herrn, den sie nicht zu retten vermochten, den Heldentod der Treue. Eines dieser Sclaven angenommenes Kind war Nursaba — er hatte sie zu seinem Troste, zu seiner Freude sich aufgezogen — sie liebte ihn mit dankbarer Liebe. Ich riß sie los von dem schrecklichen Gegenstande ihres Schmer-

zes, und, einer zu entschuldigenden Aufwallung folgend, in meinen Armen trug ich sie in mein Haus. Seit dieser Stunde hat sie mich nicht wieder verlassen. Sie wachte vor meiner Thüre — sie hing an meinem Blicke — sie konnte mir nichts geben als das Größte, Treue, und nie kam über ihre Lippen ein Begehren irgend einer Art."

„Herrlich," unterbrach ihn Cölestine, „und was das Mädchen für einen milden Blick hat — allerliebst — ich will es auch lieben wie du." Und sie ließ ihm prunkende Kleider machen und führte es mit sich von Cirkel zu Cirkel, und in zwei Tableaux, die Cölestine mit Geist und Anmuth zu ordnen wußte, machte Nursaba das Entzücken der ganzen Gesellschaft.

Fürst Alfred gehörte zu den entschiedensten Wortführern für das Mädchen. Nursaba aber liebte ihn nicht. Es war etwas wie Scheu in ihr, so oft sie in seiner Nähe sich befand. Cölestine scherzte darüber; selbst Herrmann that desgleichen, obwohl er begriff, daß die Gewohnheit des Fürsten, selbst die Anhänglichkeit Nursabas für ihren Herrn mit spielenden Worten zu besprechen, dem Mädchen verletzend seyn mußte. Es erschien ihm das wie beschuht in einen Tempel treten, wie den Vorhang an der Nische des Gebetes anfassen. „Rührende Kraft der Anhänglichkeit," sagte der Fürst, „achtungswerth kann ich sie nicht nennen, denn sie ist keine freiwillig wirkende, aber das kann demjenigen, der ihrer genießt, gleichgültig seyn. Genug, sie ist." Daraus entspann sich ein Gespräch über die Vorzüge und Nachtheile der Civilisation, in welchem nach und nach Alfred und Herrmann, für Cölestine höchst unterhaltend, die Rollen, wozu sie berufen schienen, vertauschten. Der Fürst verwarf mit so geistreicher Strenge die Richtung, in welcher die Mustercivilisation der heutigen gebildeten Welt,

die französische, sich bewegt, daß Herrmann sich gezwungen sah, sich gleichsam in die Bresche zu stellen, denn Alles, was sie Beide, die da stritten, umgab, war ja das Werk dieser Civilisation, und Cölestine eines ihrer gelungensten Geschöpfe. Aber der Fürst schien sich durch keine Rücksicht abhalten zu lassen, seine Ansicht, so schroff sie war, ganz zu entwickeln. Nicht einmal der geheiligte Bezirk des Salons sollte Gnade finden vor seinen kirchenräuberischen Händen. „Rühme mir unsere Gesellschaft," sprach er, „wenn du den Muth dazu hast. Sprichst du darin deine Ueberzeugung aus, so kann ich dir nicht anders als Glück dazu wünschen. Häuchelst du aber, so würdest du klüger daran thun, dein brauchbares Talent auf besseren Boden zu wenden, denn Undank ist das erste Gebot unter den Zehnen der Welt. Wenn du eine Stunde im Salon zugebracht hast, kannst du begreifen, daß man mit Willen sein ganzes Leben darin zubringe? Sieh die Welt mit ihren vielbewegten Interessen der Industrie, der Literatur, der Tages- und Ländergeschichte, der Entdeckungen, der Erfahrungen, der Mittheilungen; sieh den Salon mit seiner starren Mißgunst, mit seiner verpflichteten Oberflächlichkeit, mit seiner Abgewandtheit vom Leben. Kein eigenthümlicher Charakter kann auf diesem Boden gedeihen. Nachahmen ist das Kühnste, wozu man es bringt, und je alberner und gemeiner das Vorbild, desto unabhängiger träumt man sich. Achtung für dasjenige, was eigentlich den Menschen achtungswerth macht, muß wie eine lasterhafte Neigung verhüllt werden. Es hat liederliche Zeitalter gegeben, wie das eines Julius und Leo in Italien, das eines Ludwig XIV. in Frankreich; aber sie hatten doch wenigstens noch das Verlangen nach Kunst, den Taet des Schönen gerettet. Gehe unsere Schatzkammern und Cabinete durch und sieh, an welchen herrli-

chen Arbeiten in Gold, Silber und Edelgestein der Luxus damals sich gefiel; sieh Italien mit seinen Pallästen und Kirchen, mit seinen Raphaelen und Michel Angelo's. Tritt dann in die Gemächer unserer Tonangeberinen in der Eleganz und schaue den um die größten Geldsummen erkauften Trödel häßlicher Krüppelfiguren aus Thon und Porzellan, die da sorgsam aufgestellt prangen und die morgen, wenn sie aus der Mode sind, zu nichts mehr taugen als von dem Ungeschmacke ihrer heutigen Besitzer unverwerfliche Zeugenschaft zu leisten! Oder, gehe den Urtheilen über das Größte wie über das Kleinste, über eine Weltfrage wie über eine Stecknadel, über Tugend, Werth, Wahrheit, über Religion, Mode, Treue — über was du willst bis zum wirklichen Ursprunge nach, und du wirst ihn in dem zufälligen Ausspruche eines Orakels der Eleganz, vielleicht in einem Scherze der Kammerzofe finden. Es wäre thöricht, sich darüber zu beklagen; es ist nun einmal so. Man muß die Zeit nehmen, wie sie ist. Thoren lobhudeln diese Welt aus Pappe und Kleister; andere Thoren machen dem Himmel zum Verbrechen, daß er sie zuläßt. Ich freue mich darin, so gut ich kann. Uebrigens, wenn du sagst, „ich sehne mich nach Wahrheit und Natur," warum soll ich nicht dasselbe sagen?"

„Weil du nicht verlangen sollst nach dem, was du nicht finden kannst und was dir zu nichts taugt, wenn du es findest," antwortete Herrmann.

„Pfui! das ist eine hypochondrische Behauptung. Allerdings muß ich gegen meine Gesinnung manchen Tadel erwarten. Ich werde auch, wenn du willst, mir unter den Gewöhnlichen damit eben keine Freunde erwerben, aber es wäre ja lächerlich, in dieser Classe, die nur zum Geschäfte und zur Erheiterung da ist, mir deren suchen zu wollen.

Nein, weil der Rahmen erbärmlich ist, deßhalb ist es nicht immer das Bild. Es gibt im Herzen der verzogensten Gesellschaft solche, die vom Roste der Zeit unangegriffen geblieben sind."

Er faßte bei diesen Worten Cölestinens Hand und küßte sie mit einem lächelnden Blicke. Sie aber ließ es geschehen. „Ein weiblicher Torquemada, aber auch ein weiblicher Luther," sagte der Fürst, indem er Cölestinen ins Auge blickte, „nicht wahr Herrmann?" — „Zugegeben," antwortete dieser, „auf jeden Fall ein eigener Charakter, unabhängig, wenn auch gebunden.

Cölestine war nicht unzufrieden mit dem Lobe, das sie von dem einen und andern empfing. Das des Fürsten aber sagte ihr mehr zu. Das Neue übte einen unwiderstehlichen Reiz auf sie, und der Fürst war ihr neu. Ihr Bedürfniß war Leidenschaft, und Leidenschaft kennt keine Theilung. Herrmann konnte nicht lange darüber in Zweifel bleiben — und in dem Verhältnisse als die Gefahr wuchs, sie zu verlieren, stieg der Wunsch, sie zu bewahren.

Seine so fest geglaubte innere Ruhe wich diesem Sturme. Er wurde ungleich, launisch, — seine Diener litten darunter — selbst Nursaba konnte ihn nicht mehr beschwichtigen. Tief traurig trat das Mädchen vor die Gräfin hin und bat, ihm die Rückkehr zu seinem Herrn zu erlauben; es nannte ihn krank und Pflege seine heilige Pflicht. Cölestine widerstrebte — gab es dann zu. Herrmann aber, der Cölestinens Widerstand vernahm, wies das Mädchen zurück. Beide hatten mehr Gewicht darauf gelegt, als ihnen nöthig schien; dieß führte zu Mißverständnissen und diese zum Entschlusse Herrmanns, Nursaba zu entfernen. Sie fiel zu Boden vor ihm, weinend, flehend — und stand dann, als er fest blieb, wie eine Gerichtete auf, seine Hand

dankbar küssend und seines Willens harrend. „In ein freundliches Haus wirst du gehen, Nursaba, sprach Herrmann mit milder Stimme, „in das Haus, das meine Kindheit sah, und mein ist, nur vier Stunden von hier; da wird man für deine Ausbildung sorgen; du wirst mir angehören dort wie hier.“ Sie ging, und als sie sich allein sah, warf sie sich knieend auf ihren Teppich hin und sprach, den Kopf tief geneigt und die Arme über einander geschlagen, das Wort des Korans: „Wer liebt und entbehrt und schweigt und stirbt, der stirbt als Märtyrer!“ —

Die Entfernung Nursabas wirkte auf die Gräfin wie ein Bekenntniß. Sie ging diesem Eindrucke nach, und dieser Weg führte sie weiter und weiter von Herrmann ab. Mit gleichem Schritte bildete sich ein Haß zwischen diesem und dem Fürsten aus, der binnen Kurzem eine Höhe erreichte, wo das Aeußerste zu befürchten war. Cölestine schien wenig Gewicht darauf zu legen oder legte wirklich wenig darauf, denn ihr Gemüth war ganz in jeder Leidenschaft und stieß störende Eindrücke von sich. Was zu befürchten, trat nur zu bald ein. Die beiden Männer sprachen sich in kälteren Worten, aber ihre Herzen glühten. Beide ohne eigentliche Liebe für Cölestinen, glaubten sich verpflichtet, vor der Welt die Stelle zu vertheidigen, die sie in ihrer Neigung inne hatten. Es kam zur Ausforderung. Herrmann that sie, Alfred nahm sie mit Ruhe an. Zum Ort wählten sie eben das vier Stunden entlegene Gut des Grafen, wo eine Jagd zur Hinfahrt den Vorwand gab.

Als Fürst Alfred am Vorabende von Cölestinen Abschied nahm, erschien er ihr bewegter als gewöhnlich. Sie deutete es auf sich, da sie ohne Ahnung des Vorgefallenen geblieben war. „Auf morgen Abend also,“ sagte sie mit liebendem Blicke. „Ihr Bild wird mich schützen und halten

bis zum Augenblicke des Wiedersehens," antwortete der Fürst, der lebendig ihre Hand ergriff und drückte. Sie erwiederte den Druck und ihre Blicke verwirrten sich. „Süßes, begehrenswerthes, geliebtes Weib!" lispelte Alfred, und der süße Hauch dieser Worte stieß an ihre Lippen, so daß sie wie verwandte Saiten erzitterten und mitklangen. Alfred aber küßte ihre Hand und ging. — Sie blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen — dann gewann die Besinnung die Oberhand und sie wandte sich zur Gesellschaft zurück.

Für Herrmann war der Abschied unmöglich geworden, wie sehr er sich auch zu einem Besuche bei Cölestinen zu überreden bestrebt gewesen war. Er fuhr nach seinem Gute und schloß sich in sein Gemach, wo er mehrere Stunden, unter Papieren kramend, zubrachte. Am nächsten Morgen, da er später als gewöhnlich aus dem Gemache trat, fand er Nursaba auf der Schwelle. Dem Blicke des Kindes entging die Bewegung im Gemüthe des geliebten Herrn nicht. „Was hast du, Herr," sprach sie, „du bist krank und Nursaba tritt in ihre Rechte!" — „Nicht doch," antwortete er milde, „ich habe einen bösen Tag vor mir, aber er besteht aus Stunden wie ein anderer." Da meldete man den Fürsten. Die Beiden gingen in den Park — ängstlich folgte ihnen Nursaba. Sie sah, daß sie Waffen wählten — daß sie Stellung nahmen — daß sie, die Pistolen vorgestreckt, auf einander losgingen. Sie verstand nicht, was sie sah, aber eine ungeheure Angst erfaßte sie — sie stürzte hervor aus dem Gebüsche — schrie laut auf — die Schüsse fielen, Herrmann sank in die Kniee — Nursaba über ihn. Der Fürst aber rief den Arzt herbei. Dieser besah die Wunde: die Kugel war in die linke Seite gedrungen. Der Arzt sprach sich nicht aus über den Grad

der Gefahr, bis unter der Bestrebung des Verbandes dem Verwundeten die Sinne vergingen. „Armer Freund!“ sagte der Fürst und ging; der Graf aber wurde nach dem Hause gebracht. Nursaba wich nicht von seinem Bette.

Als der Fürst in der Stadt anlangte, drängte es ihn, zu Cölestinen zu eilen. Unruhe jagte ihn, Betrübniß lag auf seinem Herzen; er brauchte Ruhe und Trost, beides konnte er nur bei ihr finden. In heftiger Bewegung, die seinem Auge wie seiner Seele eine belebende Kraft gab, trat er vor sie hin. Er fand sie allein. Nie war sie ihm schöner erschienen. Da ergriff ihn der Gedanke, daß er an ihren Besitz sein Leben gewagt, sich und sie auf eine Kugel gespielt hatte, sich und sie hätte verlieren können. Diese Möglichkeit erfüllte ihn jetzt, da er vor ihr stand, sie im Glanze der Schönheit vor sich sah, mit Schauder. Die Zuversicht des Berechtigten, die Eile des Wagenden kamen in seine Seele, und das Feuer, das durch seine Adern rollte, ging schnell in die ihrigen über. „Süßes, begehrenswerthes, schönstes Weib! — sagte er wieder — was wäre Liebe, wenn nicht um deinetwillen. Ruf' alle Pulse auf, und wenn sie nicht mir schlagen, so vergifte durch keine Täuschung diese entscheidende Stunde! Wenn aber — wenn du glühst wie ich, so sey auch mein — ganz mein! Nur Liebe ist Leben, fühlst du es nicht? Liebe aber ist ganz, oder ist nicht.“ — Sie zitterte in seinen Armen, da er sie umschlang. In Küssen berauscht tauschten sie Schwur um Schwur. Mit tausendfacher Sehkraft schien sein Auge an ihren Reizen sich zu entzücken — mit tausend Armen fühlte sie ihn zu umfangen. Sie versanken in Sehnsucht und Verlangen, und was Liebe fordern und geben kann, gaben und nahmen sie. Da schlug die Stunde zwei. Sie fuhren auf aus ihrem seligen Taumel.

Anders ging die Nacht dem Verwundeten vorüber. Die Züge des Arztes wiesen keinen Trost, aber dessen Sorgfalt war die größte. Er empfahl vor Allem Ruhe. Lautlos diente Nursaba. Lautlos saß sie neben dem geliebten Herrn und wachte jedes Zuckens seines Auges, jeder Bewegung seiner Lippen. Nur sie duldete der Arzt im Gemache, denn er sah bald, daß eine Wartung, wie die ihrige, nicht ersetzt, nicht übertroffen werden konnte. Nach Mitternacht erreichte das Fieber die hohe Spannung, in der alle Saiten der Seele zu klingen pflegen. Vor den verwirrten Sinnen gaukelten bald heitere, bald wehmüthige Bilder. Er sprach wie im Traume vor sich hin — aber man sah, er kannte Niemanden — seine Worte folgten sich heftiger, sie wurden verständlicher. „Du bist es, Engel, der sich lichtstrahlend über mich neigt," lispelte Herrmann mit unsäglicher Wonne, und Aug' und Mund starrten, wie in Entzücken. Dann warf er das Haupt in Fieberunruhe auf dem Kissen umher. Nursaba schob ihm dieses zurecht. Da wandte er sich mit dem Lächeln eines Verklärten zu dem Mädchen und sprach: „Deine Blicke sind mild, Cölestine, wie in den frühesten Tagen unserer Liebe. Gib mir die Hand." Und Nursaba gab ihm die Hand, die er krampfhaft faßte. „Schwöre mir, daß du mich liebtest und liebst, Cölestine; schwöre mir!" sprach er dringend. Das Mädchen aber lispelte: „Ich schwöre dir's." — „Und keine Theilung, keine, nicht wahr?" — „Keine," wiederholte Nursaba. „O so wohne auch du in meines Herzens Herzen, unbeschränkt, einzig!" Und er schien in Glück und Seligkeit zu versinken, seine Bilder waren Blumen, und da eben die Uhr ein paar Schläge that (es war zwei Uhr), so schien Musik in seine Seele zu ziehen und sie wie mit Licht zu durchdringen. Dann erstarrte er plötzlich — ein leichter Krampf verzerrte seine

Lippen — er war todt. Auf sprang Nursaba mit einem Schrei des Entsetzens. Dann wurde sie still, wie Herrmann, und ihre Züge überkam die unendliche Ruhe der seinigen. Sie schied nicht von ihm, bis er in die Erde gelegt wurde. Dann über dem Grabe knieend, lösete sie von ihrem Halse das Amulet des Faki, das einzige Kleinod, aus Heimat und Kindheit herübergetragen; es enthielt das Gift ihres Landes. Sie verschlang es, und über das Grab geneigt erwartete das Wüstenkind seinen Tod. Bald kam er — mit krampfhaften Händen wühlte Nursaba in der frisch geschütteten Erde — ihre Lippen lispelten noch einige Verse des Koran — ihre letzten Worte waren: „und schweigt und stirbt — als Märtyrer!"

Herrmanns Tod erfuhr allgemeine Theilnahme. Von dem Mädchen sprach man nicht. Das Verhältniß Cölestinens zu Alfred nahm durch das traurige Ende des Freundes einen romantischen Glanz an. Es wurde für die Welt bald ein erklärtes. Nach ein paar trüben Wochen folgten den Liebenden andere — beseligenden Rausches, aber das Verhältniß hatte seinen Gipfel erreicht und konnte nicht auf demselben verharren. Der Strudel des Lebens gewann auf's Neue sein Recht. Alfred ging nach Paris. — Cölestine folgte ihm, dann kehrte sie wieder ohne ihn. Sie war noch lange die schönste, reizendste Frau der Hauptstadt, die Perle der Gesellschaft, und ihr Salon bestimmte die Gesetze der Eleganz und Mode, denen kein anderer sich ungestraft entziehen konnte.

II.

Literarisches.



Schreiben an Johann Grafen von Paar,

über eine Flugschrift gegen Goethe.

1822.

(Aus dem Hesperus. 1823.)



Wien, am 10. Nov. 1822.

Mein werther Freund! Als wir bei der Trennung einander versprachen, uns fortwährend in gegenseitiger Kenntniß aller neuen Erscheinungen im Gebiete der Literatur zu erhalten, die irgend Aufmerksamkeit verdienen möchten, besorgten wir wohl schwerlich, daß uns die übernommene Verpflichtung auch unangenehme Stunden bringen könnte. Heute wenigstens kann ich Ihnen eine solche nicht ersparen, da ich Sie leider auf eines der elendesten literarischen Machwerke unserer an so mancher Erbärmlichkeit reichen Zeit aufmerksam machen muß. Ich spreche von einem Werkchen, das so eben zu Braunschweig unter dem Titel erschien: Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von Friedrich Glover.

Was schamlose Frechheit, die nur mit dem Dummstolze des Verfassers eine Vergleichung leidet: was Rohheit und Gemeinheit des Charakters nur im Stande sind auszubrüten, das finden Sie in dieser Flugschrift mit einer Vollendung geleistet, welche Herrn Glover die sichere Bürgschaft gibt, unter uns Deutschen wenigstens noch lange hierin unübertroffen zu bleiben.

Ob ich zu viel gesagt, ob ich ihm einen Ruhm zuerkannt, der ihm von Mehreren mit Erfolg bestritten werden

dürfte; mag der kleine Auszug beweisen, der hier folgt. Sie werden aus der Art meiner Zusammenstellung ersehen, daß ich mir Mühe gab, die Sache leicht zu nehmen; nehmen auch Sie allen Ihren Gleichmuth zusammen.

Dieß Werkchen zerfällt in einen Prolog von Herrn Friedrich Glover, und in die eigentliche Schrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller," von einem Engländer (?), zuerst in der Edinburger Literatur-Zeitung abgedruckt, und nun von Herrn Glover, zur Belehrung des deutschen Publikums und zur Ehre des Vaterlandes bearbeitet, mit Anmerkungen versehen und an's Licht gefördert, was um mehr als einer Rücksicht willen nothwendig war.

Die Aufgabe, welche sich Herr Glover gesetzt, ist: Die Schlechtigkeit Goethe's als Mensch, und die Unberufenheit desselben zum Schriftsteller allen Augen klar darzuthun. Der Prolog ist aus diesem Gesichtspunkt die Hauptsache; die Schrift des Engländers dient nur als Gelegenheitsstück für Herrn Glover, als Anhaltspunkt für dessen Behauptungen, oder, wenn man will, als Stütze und Krücke derselben.

Nichts scheint billiger als die Forderung, daß derjenige, welcher so verletzende und der öffentlichen Meinung so widersprechende Behauptungen in die Welt hinausschickt, sie durch Beweise belege, die aus dem ganzen Leben und aus der Mehrzahl der Werke des Mannes, den er brandmarken will, entnommen sind. Wer sich herausnimmt, ein ganzes Volk des Irrthums zu zeihen, und einen Mann, welcher der höchsten öffentlichen Achtung genießt, an seiner Ehre anzugreifen, muß seine Sache siegreich enden, oder nur die Narrenkappe und das öffentliche Mitleid kann ihn vor allgemeiner Verachtung retten.

Herr Glover, sowohl als sein Engländer befassen sich

jedoch mit keinem der früheren Werke Goethe's; die ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit“ scheinen ihnen zu genügen, um aus diesem gefährlichen Streite als Sieger hervorzugehen. Hier ihr einziges Arsenal; keines der übrigen wird genannt, und man muß gestehen, daß in der ganzen Schrift sich auch nicht eine Zeile findet, welche vermuthen ließe, Herr Glover und sein unbekannter würdiger Freund seyen im Stande, Kunst überhaupt, Dichtkunst insbesondere, und vorzüglich die Goethische zu beurtheilen. Solch eine bescheidene Zurückhaltung der Herren Verfasser, die sich eben so sehr durch Nullität ausspricht, als darauf hinweiset, würde sich vortheilhafter für sie in gänzliches Schweigen aufgelöst haben, und dürfte nach der Ausforderung, die sie nun einmal wagten, nichts weniger mehr als klug und anwendbar seyn.

Ohne vorhergehende kritische Untersuchungen oder Erklärungen beginnt Glover seine Hauptbeschuldigungen mit dem Satze: „Alle Fehler, welche die früheren Arbeiten Goethe's charakterisiren, fallen auch bei dieser invita Minerva begonnenen Biographie nur zu sichtbar in die Augen. Wir rechnen dahin zuvörderst die überall hervorschimmernde leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet. So spricht er z. B. Th. I. S. 43, in einem wegwerfenden Tone von „Strafgerichten der Geistlichkeit.“ Th. II. S. 12 sagt er: „„Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod(e) sich mit Christo vergleichen lasse, und seine Schüler schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben.““ Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch.“ (S. 7.)

Diese einzige Stelle gibt schon genügenden Aufschluß, welch eine Art von Urtheil und welche Beweisführung von Herrn Glover zu erwarten seyen. So milde Forderungen an die menschliche Vernunft, hinter denen man Bann und Scheiterhaufen zur Sicherung der Wahlfreiheit und zur Erleuchtung des Weges aufgerichtet sieht, würden ihm auf eine Inquisitions-Präbende den billigsten Anspruch geben.

Nach einer Stelle Goethe's über die Art, wie er sich mit dem alten Testamente vertraut machte, und welche Herr Glover zum Ausrufe bringt: „läßt sich wohl ein größerer Unsinn denken!“ — nach einer Fortsetzung dieser Stelle, wobei Herr Glover eben so zarte als scherzhafte Vergleichungen zwischen Goethe und Sand anstellt, geht er zunächst auf die politischen Grundsätze desselben über. „Schlecht und unmoralisch sind die politischen Maximen, welche Goethe hier und da äußert.“ (S. 8.) — Es ist merkwürdig, die Beweise dieses, und überhaupt jedes anderen Satzes nachzusehen, und ich bitte Sie, Freund, dieß nicht zu verabsäumen; indem es gewissermaßen die einzige Entschädigung für den Unmuth ist, der uns über ein solch unwürdiges Benehmen, über eine solche Entehrung des deutschen Namens ergreift.

Nachdem also der Stab über Goethe religiös und politisch gebrochen ist, und Glover sonach mit dem Menschen wohl fertig zu seyn glaubt, geht er an den Schriftsteller. Schon am Eingange (S. 4 bis 7) spricht er ihm Geschmack und Schilderungsgabe ab, eine Folge der fast gänzlichen Vernachlässigung der alten klassischen Literatur, wie er sagt. S. 9 und 10 setzt er dies mehr auseinander, indem er behauptet:

„An faden, tändelnden Wortspielen, worin sich Goethe von jeher so wohl gefiel, läßt er es auch

jetzt nicht fehlen.“ Daher „närrische Definitionen,“ daher abermals „Unsinn“ (dieß Wort kommt öfter vor, das Werkchen selbst ist übrigens voll davon), daher „Kindische Possen, die höchstens nur in Bauernschenken und Zigeunerkrügen ihr Glück machen können. — Aber warum „diese und ähnliche Quisquilien in Goethe's Schriften? — Erstens ist Goethe jetzt viel zu bejahrt, um noch als Schriftsteller vor dem großen Publikum aufzutreten“ . . . . „denn wie nun einmal die Alten gemeinhin sehr geschwätzig sind, so schwatzt auch er blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu bekümmern, was er schwatzt, und warum er schwatzt und wie andere Alte faseln, so faselt auch er.“ (S. 10.)*) — „Zweitens ist Goethe durch zu schmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen seiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlangt und erwartet unbedingte Huldigung. . . . . So gleicht dann Goethe einem verzogenen Kinde, das nie die Ruthe fühlte.“ (Hr. Glover fällt in sein Amt) — „so hält er sich dann für so überaus wichtig, daß er überzeugt ist, es könne nichts, was ihn angeht und von ihm ausgeht, als unbedeutend angesehen werden.“ — Wenn dem so wäre, ob Goethe ein Recht hat, dieß von deutschem Volke zu erwarten, er, der es aufziehen half, der es mit der Liebe eines Vaters am Herzen trug und trägt? Sie, mein werther Freund, so wie ich, weder ein Klient Goethe's, noch ihm nahe genug

*) Da Herr Glover noch nicht ganz so berühmt, wie Goethe ist, so mag er mir verzeihen, daß ich sein Geburtsjahr nicht kenne. In welchem Alter er sich befindet, darüber blieb mir jedoch nach der ersten Seite seines Werkes kein Zweifel mehr. Weniger entschieden bin ich über die Frage, ob er noch nicht heraus, oder zum zweitenmale schon wieder in dasselbe getreten ist.

im Leben, um sein Freund zu heißen, Sie sein Verehrer wie ich, und ihm persönlich bekannt: empört Sie dieser unbescheidene Vorwurf nicht? Sie entsinnen sich des Inhalts unserer Gespräche mit ihm, als wir vor zwei Jahren den Greis in seinem einfachen Hause zu Jena besuchten: Sie entsinnen sich der Verwunderung, die ich gegen Sie (nicht ohne Beschämung) aussprach, statt des durch Rang, Verdienst, Weltlob und Bewußtseyn mit Recht weit über uns gehobenen Mannes, im Benehmen, in seinen Aeußerungen nur den milden, liebevollen Vater zu sehen, — den Greis, der mit Innigkeit an den Busen der Natur sich schmiegt, — den Menschen, der, keine gesellige Form mit hochmüthiger Demuth verachtend, hinter jeder nur das Reinmenschliche aufsucht, und so gerne findet; den Weisen, der von seinen Leistungen mit einer Bescheidenheit sprach, die jetzt kaum der Unbedeutendste unserer unbedeutenden Schriftsteller (ich rede nicht von Herrn Glover) mehr für nöthig achtet; den Dichter endlich, der in seinen Werken nur Unvollkommenes, nur Anfänge anerkannte, wenn er auch wohl wußte, daß jede Leistung des wahren Künstlers, auch die größte, nur ein angefangener Ausdruck ist, zu dem hienieden das Ende nimmer gegeben wird; daß alle Mittel der Darstellung oder Abbildung des Höheren nur bis zu einem geringen Grade ausreichen, und ob ihrer Schwere kaum über den Boden zu heben sind, während Wollen und Denken alle Räume der Idealwelt durchziehen. Aber wozu soll ich Sie an Scenen erinnern, die wir so viel besprochen? — Genug, Sie wissen: Goethe klagt über das Mangelhafte seiner Werke; Glover (der mit ihm nichts als drei Buchstaben gemein hat, wovon der eine, den Zahlen verwandt, mir Gelegenheit zu einer treffenden Bezeichnung gäbe, wenn ich

mir Anspielungen erlauben wollte) Glover mag mit seinem Werke zufrieden seyn.

Aber weiter im Texte. Ist es Mißtrauen in seine eigene Sache, daß Herr Glover das Publikum durch die Auseinandersetzung zu bestechen sucht, wie „verächtlich" es von Goethe behandelt werde? — S. 12 sagt er: „In welcher Achtung das Publikum bei ihm stehen müsse, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er sich erst neuerlich wieder in seiner Biographie erlaubt." — Er hebt „davon beispielsweise nur einige der gelindern aus, weil seine Feder sich sträubt, die plumperen abzuschreiben."

So viel in Absicht auf das Publikum überhaupt. Einer besonderen Beachtung hält Herr Glover noch das hannöverische werth. Goethe nennt einen gewissen von Goué „eine derbe, breite, hannöverische Figur." Glover benutzt diese Gelegenheit, um, mit überraschender Neuheit im Witze, Goethen „eine hagere, lange Frankfurter Figur" zu nennen, und ruft nebenbei aus: „man sollte kaum glauben, daß Jemand durch Hochmuth und Uebermuth zu einem so hohen Grade von Aberwitz und Muthwillen verleitet werden könnte, die Bewohner einer ganzen deutschen Provinz auf eine solche Art beleidigen oder lächerlich machen zu wollen!" (S. 12.) — Herr Glover spricht dieß in Bezug auf Goethe.

„Der Nachlässigkeiten im Styl gibt es auch in dieser Biographie unzählige." — (S. 13.) Darunter rechnet Herr Glover als undeutsch die Stelle; „wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund;" denn es sollte heißen — (sagt Herr Glover): „besten Freund." — Wer die Verbesserungen liest, die Glover an Goethe's Styl macht, muß

wahrlich bedauern, diesen Herrn nicht an die Spitze einer Akademie zur Ueberarbeitung deutscher Meisterwerke in die wahre klassische Form gestellt zu wissen! — Aber mit Goethe würde sich die Mühe nicht lohnen, „wozu sollte es auch nützen? — einen Neger weiß waschen zu wollen, ist ein undankbares Unternehmen.“ (S. 16.)

Noch ist zur Beurtheilung des Goethe'schen Styles Folgendes zu wissen nöthig: daß er Fehler mache, „die man kaum einem Tertianer zu gut halten würde“ (S. 16); — daß er grobe Unwissenheit unwidersprechlich beurkunde (S. 16); daß er der deutschen Sprache unnöthiger Weise Wörter aufdringe (S. 16); daß er sich das Recht herausnehme, neue deutsche Wörter willkürlich zu schaffen, ein Recht, das jeder andere Schriftsteller eben so ansprechen könnte, wenn jeder so anmaßend und eitel wäre, jenes vermeintliche Recht ausüben zu wollen.“ (S. 22.)

Ohne Rückhalt endet Herr Glover seine Beurtheilung der Goethe'schen Schreibart mit den Worten (S. 22): Es ist zu bedauern, daß Goethe nicht fühlt, wie ekelhaft sein Vortrag ist,“ und zwar „durch neue Worte,“ — durch „Lieblings-Ausdrücke, auf die man in seinen Schriften beständig stößt, — durch Wortspiele, die sich in Unzahl finden, und die auf eine bewundernswürdige Art an Absurdität mit einander wetteifern; — durch den Mißbrauch des Particips, womit er das Ohr auf eine unausstehliche Weise beleidigt. Was die Grammatik betrifft, so gehört Goethe zu den Ignoranten; jeder nicht ganz unwissende Schulknabe weiß mehr als er (S. 24); — und so fehlerhaft schrieb vor ihm noch Niemand.“ (S. 26.)

Aber nicht genug, daß die Immoralität, die Irreligiosität, die Unberufenheit Goethe's zum Schriftsteller hinlänglich dargethan worden; auch dessen Unwissenheit muß an den Tag kommen. „Denn seine akademische Laufbahn beschreibt er so, daß man in Versuchung geräth zu vermuthen, er möge wohl eben nicht sehr tief in die Mysterien der Themis eingedrungen seyn.“ Beweise hiervon findet der artige Verfasser in einer Dissertation, die Goethe, damals 18 Jahre alt, in lateinischer Sprache herausgegeben haben soll. Die Breite, mit welcher Herr Glover diese Abhandlung durchgeht (er füllt damit 50 Seiten; der ganze Prolog hat 76), verräth sein Wohlgefallen an diesem Geschäft. Er schwelgt darin, — er ist in seinem Elemente, — man sieht, wie gern er dabei weilt, seine geübte Hand ist ganz Meister desselben. Ich überlasse Ihnen, lieber Freund, nachzusehen, wovon hier die Rede ist; ich will ihnen eine von so zarter Hand, und auf so zarte Weise bereitete Ueberraschung nicht rauben. Sie können voraussetzen, daß, wer auf 76 Seiten über Goethe urtheilte, und was mehr ist, ihn anklagte und verurtheilte, in diesen neuen 50 Seiten ihn nicht anders behandeln werde. Mit völliger Gewissensruhe aber kann ich Sie versichern, daß hier das parturiunt montes ganz unrichtig angewendet wäre.

Auch in juridischer Beziehung findet die Biographie in dieser Vorrede noch eine Beleuchtung. Sie steht da als ein „monstrum horrendum cui lumen ademtum“. (S. 73.) Ich denke, Sie fragen, mein lieber Freund, worauf sich an diesem Orte das sie beziehe, ob auf die Biographie, auf die Vorrede oder auf die darin gegebene Beleuchtung? — Die Antwort liegt nahe.

Was nun die aus dem Englischen bearbeitete

Schrift betrifft, so wird sie an Unverschämtheit, Halbheit, Rohheit und Anmaßung weit von dem Prolog, der sein eigener würdigster Nekrolog werden könnte, übertroffen. Sie ist nichts mehr und weniger, als eine Spottschrift auf die deutsche Literatur und den deutschen Volkscharakter, auf Unkenntniß gegründet, nach Hörensagen oder falscher Ansicht ausgeführt, mit einiger Laune belebt, übertrieben, einseitig, nur höchst flüchtiger Durchsicht werth und selbst eine Ephemere. Indessen „a Book's a book, altho' there's nothing int“ sagt Byron. Das Schlechteste an diesem Buche bleiben unbestritten Herrn Glovers Anmerkungen, worin er sich unberufen und sehr unglücklich zum Vertreter Deutschlands gegen England aufwirft. Sollte ihm denn wirklich das Gewissen gar nicht geschlagen haben, als er aus der englischen Diatribe folgende Stelle übersetzte: „Ohne Furcht, man werde sie nachdrücklich tadeln, nahmen die Unwürdigsten und Armseligsten der schmierenden Zunft majestätische Gestalten an, wie zusammengeschrumpfte Aepfel im leeren Raume sich aufschwellen“ u. s. w.“ (S. 84.) —

Ist man von einem Mann, der auf solche Weise, wie Herr Glover, aufzutreten wagt, nicht berechtigt zu fordern, daß er nächstens ein Werk in die Welt sende, vor dem alle Goetheschen in den Staub sinken? — Bis dahin verzeihe er mir, wenn ich ihn für einen Mann halte, der sich im Gefühle seiner Sicherheit am großen Goethe reiben wollte, auf daß neben dessen ruhmvollen Namen auch sein unrühmlicher mit genannt werde. Für den Augenblick ist diese zweideutige Auszeichnung erreicht, aber Herr Glover schmeichelt sich zu viel, wenn er glaubt, er habe sich damit an die Schleppe Goethe's für immer geheftet, und erlange so schlechten Kaufs die Unsterblichkeit.

Verzeihe der würdige Meister der deutschen Dichtkunst, daß ich den Namen eines unwürdigen Sudlers so oft neben dem Seinigen setzte! Ich weiß, daß die niedrige Hoffnung, die alten Tage unseres Goethe zu trüben, — ihm das Gefühl seines Werths, den Trost der letzten Lebensstunden zu rauben, eine vergebliche ist; aber wer, der solcher Absicht fähig, verdient nicht, daß man ihn von Pranger zu Pranger führe? — Ich richte daher an Sie den Schrei meines Unwillens, und habe nichts dagegen, wenn ihn die ganze Nation vernimmt. Ich erhebe furchtlos meine Stimme, denn ich bin gewiß, daß Millionen eben so denken, eben so entrüstet sind. Ich hoffe zur Ehre unseres Vaterlandes, daß selbst diejenigen, welche auf Flecken, auf Unvollkommenes in Goethe's Werken öffentlich deuten zu müssen glauben, mit Unwillen auf einen Menschen blicken werden, der so sehr jener Achtung vergessen konnte, welche selbst der Tadler einem Mann wie Goethe, und überhaupt Jeder der deutschen Nation schuldig ist.

Und nun, mein werther Freund, wenden Sie ihre Blicke weg von diesen Blättern, und suchen Sie in dem Kreise der Ihrigen, an den freundlichen Ufern der Maas des Gewürmes zu vergessen, das an den ehrwürdigen Säulen des deutschen Kunsttempels hinaufkriecht, und seinen Weg mit Unrath bezeichnet.



Ueber Enk's Gedicht: „Die Blumen".

1822.

(Wiener Zeitschrift.)



Eine liebenswürdige Erscheinung, die von Niemanden übersehen werden sollte, dessen Sinn der Natur treu und erschlossen blieb, bieten uns „die Blumen, Lehrgedicht von M. Enk, in drei Gesängen.“ (Wien 1822 bei Gerold.) Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, die Reize der Blumenwelt zu enthüllen, die süße Lust ihrer Pflege zu schildern, und, indem er die Liebe zu diesen schönsten Kindern der Schöpfung als Leiterin mit sich führt, die Gesetze für diese Pflege aufzustellen. Ein so zarter Stoff fordert eine nicht minder zarte Behandlung; aber die Hand des Verfassers hat diese Aufgabe würdig gelöst. Seine Dichtung selbst gleicht einer Blume, die in anspruchloser Schönheit die jungfräuliche Brust dem Lichte öffnet, wo alle Blätter noch von Lebensfülle schwellen und von reinem Thau benetzt, in tausend Farben spielen.

„Euch Mädchen, die ihr gern das braune Haar,
Den weißen Busen gern mit Blumen schmückt,
Euch Jünglingen, die gern ihr die Geliebte
Mit Blumen, von euch selbst gepflanzt, erfreut;
Und Jedem, dessen unbefangnen Sinn
Das blüh'nde Leben der Natur entzückt;
Euch sey mein Lied geweiht!“

Diese Widmung gibt der Verfasser im Eingange des ersten Gesanges, und darf überzeugt seyn, daß sein angenehmes Geschenk von Allen mit Wonne aufgenommen werden wird, die er zu seinen Lesern wünscht.

Der Flug einer edlen und reinen Begeisterung, der in manchen Stellen uns hinreißt; das Verweben mythologischer Fabeln in die Geschichte der Blumen; Gleichnisse, welche überraschende und angenehme Gegensätze bilden und Gedanken wecken, durchziehen diese liebliche Dichtung mit wechselnden und mannigfachen Farben und geben dadurch dem Ganzen das weiche und wohlthuende Colorit, das es auszeichnet.

Ueber

Thiersch de l'état actuel de la Grèce.

1834.



Dieß Werk ist das Vorzüglichste, welches über das neuere Griechenland, seit man überhaupt darüber spricht, erschienen ist; es ist auch das einzige nützliche. Was sein Verdienst ausmacht, wird die Hauptquelle des Tadels gegen dasselbe seyn; es spricht für die Interessen der Regierung, indem es denen des Volkes das Wort spricht; es spricht für eine lebendige Verwaltung, nicht für Kanzleieinrichtungen. Diesen Weg begreifen heut zu Tage nur Wenige mehr. Die Einen werden den Verfasser einen Liberalen, die Andern einen Absolutisten, die Dritten einen Dilettanten schelten, und alle Drei das Buch aus der Hand legen.

Zwei Hauptverdienste hat dieses Buch: das eine ist ein historisches, nämlich die Epoche der Kapodistrias, wenn nicht in ihren Veranlassungen, so doch in ihren Wirkungen richtig hingezeichnet zu haben; das andere ein politisches, nämlich die richtigen Mittel nachgewiesen zu haben, durch welche der junge Staat erstarken und wachsen könne.

Ueber die Epoche der Kapodistrias, über diese traurige, an bitteren Enttäuschungen reiche Epoche, wollen wir schweigen. Sie ist vorüber, und das Blut der Sühne, das freilich die verlorenen Jahre nicht wieder gibt, ist ja geflossen. Griechenland hat nun sein nothwendiges, lange vorenthaltenes Centrum; es schließt sich an dasselbe, wächst und

strebt; es steht in der ersten Periode der Bildung, die eben darum von unendlicher Wichtigkeit für dasselbe ist, weil es seine Richtung für die lange Zukunft bestimmt. Aus dem Inneren heraus muß es sich entwickeln. Das weiß und sagt Jeder; Wenige aber verstehen darnach zu handeln, und es ist ein großes Verdienst des Verfassers, dreißig Kapitel dieser Frage, und nur eines den Beziehungen nach Außen gewidmet zu haben.

Die Vorschrift für das Verhalten Griechenlands in diesen Beziehungen ist heute eine ziemlich einfache. Alle Großmächte Europa's sind für dasselbe schützende; alle haben, aus unter sich verschiedenen Gründen, den Wunsch und die Absicht, Griechenland zu erhalten. Diese Erkenntniß ist für das griechische Kabinet die breite und sichere Basis seiner Haltung gegen Außen. Statt Partei zwischen den Mächten zu nehmen und die Wechselfälle dieses Mißgriffes zu durchlaufen, ist seine klare Aufgabe, die Mächte beim Worte zu halten. Es ist in der glücklichen Lage, durch Nichts, was in Europa vorgehen kann, sich nothwendig beirren zu lassen. Ein glänzender Theil seiner Zukunft liegt in dieser Regel. Wir sind daher weit entfernt, die gefährlichen Träume zu billigen, zu denen den verdienstvollen Verfasser seine Liebe zu Griechenland verleitet. Der Geschäfte der Regierung für heute und morgen sind so viele und so drängende, daß das Uebermorgen noch unter Schloß und Riegel gehalten werden soll. Sie begründe den Wohlstand des Landes, vermehre dessen Mittel, gebe dadurch Europa eine Bürgschaft der Dauer, mache Griechenland zum nützlichen Gliede im europäischen Staatenvereine, erwerbe ihm die Meinung und Achtung der Kabinete; Das ist und Das allein in dieser Hinsicht ihre Aufgabe.

Die dermalige Stimmung der meisten Kabinete und

selbst der Völker gegen die Griechen, ist eher vortheilhaft als schädlich. Je weniger man von ihnen erwartet, desto leichter ist es für sie, späterhin dieselben zufrieden zu stellen. Uebrigens klingt es wahrlich sonderbar, wenn die civilisirten Völker den uncivilisirten ihre Leidenschaften, ihren Hang zu Gewalt, ihre Treulosigkeiten vorwerfen — sie, die diese Mitgabe des Bösen in der menschlichen Natur keineswegs ausgemerzt, sondern in ein System gebracht und mit mildern Formen und andern Namen bekleidet haben.

Die Griechen sind überschätzt und, wie das zu geschehen pflegt, dann unter ihren Werth gesetzt worden. Ist es so leicht für uns, die wir in den Eiderdunen der Bildung uns wiegen, den Mann in Noth und Kampf, der hart an der Natur steht, zu begreifen? Die Elemente des Lebens in dieser Rolle dargethan zu haben, ist dieses Werkes Verdienst. In der Gegenwart wird der Verfasser viele Ungläubige, noch mehr Gleichgültige finden; die Zukunft wird ihn rechtfertigen und lohnen.

Die Kapitel über Ackerbau und Handel sind vorzüglich ausgearbeitet. Es gibt einen Weg, der Griechenland sicher binnen kurzer Zeit auf eine hohe Stufe von Macht und europäischem Einflusse stellen kann; es ist unmöglich, daß eine erleuchtete Regierung denselben verkenne. Es ist dieß der Weg der Entwicklung der materiellen Interessen. Ein Land, das so viele treffliche, allgemein brauchbare Erzeugnisse, ein so herrliches Klima hat, zwischen Morgen- und Abendland liegt und fast ganz Hafen oder Rhede ist, das überdieß so viele treffliche Seeleute und ein so wenig kostspieliges System der Seefahrt besitzt, ein Land, das so viel braucht und so viel geben kann, hat im Handel eine Quelle von Reichthum aufgeschlossen, die eine der wichtigsten Lebensadern des jungen Königreichs ist. Der Verfasser

hat das Verdienst, mehrere Ideen hingeworfen zu haben, die der Regierung zur Richtschnur dienen können und sollen; nicht alle passen in das System unseres alten Europa, aber die Regierung würde ihre Stellung verkennen, wenn sie sich von diesem Systeme nicht unabhängig zu erhalten wüßte, wo es Noth thut. Die unbeschränkte Handelsfreiheit und ein verständiges Quarantäne-System nach des Verfassers Ansicht, die heutzutage diejenige aller Leute von Erfahrung und Kenntniß ist, sind Maßregeln, in denen größtentheils Griechenlands Zukunft liegt. Ganz besonderer Erwähnung verdient auch, was der Verfasser über die Elemente und Rechte des Gemeindewesens gesammelt vorlegt. Die kürzlich in Griechenland erschienene Gemeindeverfassung ist zwar nicht strenge auf die historische Basis gebaut, aber sie wird sich derselben sicherlich durch nachträgliche Modifikationen annähern. Wir theilen die Ansicht nicht, daß für einen katholischen Thron in Griechenland keine Zukunft sey; aber wir sind fest des Glaubens, daß gänzliche Losreißung von dem Patriarchen in Konstantinopel ein politischer Fehler sey, glauben auch, daß es heute noch Mittel gibt, die billige und nothwendige Freistellung der Kirche in Griechenland von diesem Oberhaupte zu erhalten, ohne deßhalb mit ihm zu brechen.

Mit wahrem Vergnügen erfüllen die Bemerkungen des Verfassers gegen den Unfug des Kapodistrianischen Beamtenwesens. Wenn die Regierung nicht Lebensquellen verschließen und Quellen des Todes öffnen will, so wird sie den glücklichen Umstand, eine jungfräuliche Erde vor sich zu haben, benützen, um die Verwaltung so einfach als möglich einzurichten. Die Controlle eines Guldens kostet gewöhnlich zwei, und die Ehrlichkeit steht bei hundert in keinem andern Verhältnisse als bei zehn. Der Grundsatz, die größtmög-

liche Zahl der Unterthanen zu besolden, ist ein unsinniger, weil er die Unzulänglichkeit in sich trägt und die Abwendung der Jugend vom Ackerbau, vom Handel, von den Handwerken, von den Künsten, um sie an den Tisch der Verwaltung zu stellen, eine Selbstvergiftung.

Aber wir wollen einem so ausgezeichneten Beobachter und biederen Denker, wie der Verfasser dieses Werkes, nicht Punkt für Punkt nachzählen. Das Meiste verdient volle Würdigung und Alles ist gut gemeint. Wer Griechenland kennt und keine untergeordnete Rücksicht obenan stellt, wird und soll dieß zu Ehren des Verfassers und zum Nutzen der guten Sache bekennen.



Lamennais Paroles d'un Croyant.

(Allg. Zeit. 1834.)



Lamennais neueste Schrift.

Man müßte an der Zukunft verzweifeln, wenn man das Werk Lamennais „Paroles d'un Croyant" für das aufnehmen wollte, für was es sich gibt und was ihm allein Wirkung verschaffen könnte, für das Echo der geheimen Seufzer der Zeit, für das Rufen der bedrängten, ihres Elendes und der Gründe desselben bewußten christlichen Völker. Glücklicher Weise ist dieses Buch ein teuflisches, wenn es kein göttliches seyn kann, und ist dieß in dem Verhältnisse mehr, mit je größerem Aufwand von Talent und Kunst es ausgestattet wurde. Es ist das größte Skandal unserer Zeit oder deren schönste Blüthe; es verdient das laute Beifalljauchzen aller Guten, oder es verdient, daß man die Wände abkratze, wo es gelegen hat, und den alten Gebrauch wach rufe, auf öffentlichem Platze durch den Henker es verbrennen zu lassen. Dieser Gegensatz, auf den es, durch seinen Stoff nicht bloß, sondern auch durch das große Talent der Behandlung desselben Anspruch macht, enthält das Gegengift, womit der Himmel die Wirkung des Giftes aufzuheben bedacht war. Denn wer, der es las, kann wohl zweifeln, daß es Tod, nicht Heilung, in die geheimsten Adern des Körpers der Gesellschaft zu gießen beabsichtet. Welche Stimmen ruft es auf? welche jubeln ihm Beifall? Ein Artikel im Populaire, diesem Wortführer der

Zerstörung, antwortet hierauf. — Welche dagegen bekennen mit Muth ihr Entsetzen und geben ihrem Abscheu den rührenden Ausdruck? Lamennais nächste Freunde und Jünger; sie treten mit Schauder zurück, wie Leute, die den Fuß auf grüne Wiese gesetzt zu haben meinten und die Schlange den scheußlichen Leib darunter bewegen fühlen. Dieß Buch ist keine Meinung über die Lebensbedingungen der Gesellschaft, irrig oder wahr an sich, aber in redlicher Absicht der bestehenden entgegengestellt. Dieß ließe für und wider zu, und gehörte ins Gebiet des Verstandes, der Erfahrung und des aufrichtigen Willens. Nein, es ist der Krieg gegen die Gesellschaft thatsächlich begonnen, der Krieg mit allen Waffen gegen alle Theile derselben; nicht der Krieg der Vertheidigung oder persönlicher Ansprüche, sondern derjenige der Verheerung, der eines Attila und Dschingischan. Die ganze Lehre dieses Buches läßt sich auf die Worte bringen: Was heute besteht, ist des Satans; stehet auf — werft nieder — schlagt todt, bis Alles der Erde gleich gemacht ist. Um diese Lehre eindringlich zu machen, untergräbt dieß Buch alle Grundlagen der Gesellschaft, stellt jede Gewalt als verbrecherisch und jeden Widerstand gegen dieselbe nicht nur als erlaubt, sondern als geboten dar; es erfindet eine Religion des Teufels, nennt sie Christenthum, und will dadurch in dem Herzen den Thron des wahren Christenthums umstoßen, welches Frieden und Ordnung lehrt und folglich alle Bedingungen zu beiden stützt. Es heuchelt die evangelische Sprache nach, prangt, wie sie, in kolossaler Einfachheit, bedient sich, wie sie, allverständlicher Bilder, mißbraucht die heiligen Formeln, um alle Begriffe von Recht und Pflicht umzukehren, schwachen Bedrängten den letzten Trost im Elende, den letzten Schild gegen das Laster zu nehmen, um den Umsturz alles Besitzes, Mord und Todtschlag zu pre-

digen und die allgemeine Auflösung, den Krieg Aller gegen Alle herbeizuführen. Wenn der Satan aus der Hölle stiege, was könnte er Anderes thun? Mit diesem Buche in der Hand müßte er erscheinen. Wie sehr die steigende Selbstsucht, der Schwindel des Hochmuths, die Gottesvergessenheit von Groß und Klein dem Gedeihen eines solchen Werkes auch vorgearbeitet haben: es kann nur untergehen, denn es ruft die besseren Elemente auf, die bisher, vielleicht zu lässig, dem Uebel der Zeit im Herzen der großen Mehrzahl entgegenstehen. Es ist vielleicht das Feuerzeichen am Himmel, das Europa warnt, und in so fern wird es, wir glauben es fest, noch Gutes wirken. Pest, Krieg und Erdbeben sind auch Werkzeuge Gottes. Eben weil es außerhalb des Streites für das oder jenes Prinzip der Ordnung liegt, und gegen die Ordnung überhaupt gerichtet ist: so müssen die Anhänger dieser Prinzipien hier alle den gemeinsamen Feind erkennen; alle stehen in demselben Lager, unter wie viele Fahnen sie auch getheilt seyen. Der geringe Haufe der Verworfenen, was vermag er? Der Himmel hat Jedem daraus das Merkzeichen auf die Stirne gebrannt. Wenn auch die Kirche die Strafe für die Lästerung ihrer Lehren einem höheren Arme überließe — wenn die Regierungen gegen den Feind nicht aufträten, weil er ausschließend der ihrige scheint: die öffentliche Meinung wird Kirche und Regierungen rächen.



Ueber die dermaligen Reformen im türkischen Reiche.

1832.

(Jahrbücher der Litteratur. 59ster Band.)



Ueberall ist vom Bauen die Rede, und wo man hinblickt, ist Zerstörung. Religion und Wahrheit gehen, wie Verbannte, in Hüllen und Dunkel. Die Grundsäulen der Gesellschaft, Sitte und Recht, brechen ein; Throne stürzen und begraben unter ihren Trümmern die Völker. Wie die Perser in der tausendjährigen Thebä, so wüthen heut zu Tage Groß und Klein um die Wette im tausendjährigen Bau der Gesellschaft. Wird ihr Werk vollbracht, so wird Europa das Gleichniß dieser Thebä seyn, Wüste und unbewohnte Ruine.

Die Revolution ist bereits in den Gesetzen, sagt ein Held der neuesten Literatur, und sagt nicht genug, denn sie ist nicht selten bereits in den Herrschern. Sie sitzt auf dem Throne, den sie emsig zerreißt, und wirft die Fetzen davon den drängenden Haufen zu, auf daß diese sich ihrer als Fahnen bei ihren Verheerungszügen bedienen. Ein Beispiel dieser Art gibt die heutige Türkei, die das Gift unserer Civilisation zu ihrem Verderben empfangen hat. Man hat sich dieses Geschenkes viel gerühmt, und dabei die edelsten Worte mißbraucht. Es sey erlaubt, der allgemeinen Meinung eine von ihr abweichende entgegen zu stellen, und zu diesem Behufe den Zustand des ottomanischen Reiches näher zu beleuchten.

Alle Staaten wurden durch Glauben begründet; keiner ist ohne Glauben groß geworden. Was der Mensch nicht an den Himmel hängt, hat kein Gedeihen auf Erden. Mit dem Glauben weicht aus den Völkern die Sitte, alle Teufel werden nach und nach losgelassen, und wie sehr auch das Wissen den Kopf bereichere, das Herz verarmt bis zur völligen Unkenntniß dessen, was Glück, was Zufriedenheit ist. Eine Reform, die mit Angriff gegen die Religion beginnt, kann ein Volk nur zur Verderbniß, einen Staat nur zum Untergange führen. Eine solche ist die Reform, die heut zu Tage von Konstantinopel über die herrlichen Länder von der Donau bis an den Tigris und Euphrat und über die gesunden Völker, die sie bewohnen, verhängt ist.

Civilisation? — Was heißt das? — Es gibt keine oder sie ist in der geregelten, dem Lande, den Sitten, den Gebräuchen und der Religion angepaßten Entwicklung des Volkes zu suchen. Was über dieß Verhältniß hinausgeht, ist Verzerrung und Mißgriff, ist Kampf anmaßenden Schwindels gegen die Stützen des Lebens. Die eine und untheilbare Civilisation unserer Welteinrichter, die erst niederhaut und Salz über den Boden streuet, dann sich aber mit ihrem Flitter behängt, frechen Auges und heißhungerig nach Beifall darüber setzt, und sagt: da bin ich! — Diese absurde, zerstörende Civilisation, kann mit wirklicher Liebe zu den Menschen niemals zusammen wohnen, niemals mit der strengen und mächtigen Vernunft, welche aufrichtigen Willens die Wege zur Verbesserung des Zustandes des Einzelnen in der Gesellschaft sucht. Einen Türken nach den Lehrsätzen der Chaussée d'Antin civilisiren wollen, heißt in der Welt das Bette des Prokrustes aufrichten, und,

wohl verstanden, nach Maß der eigenen, abgemagerten und lebensarmen Gestalt.

Diese Richtung hat bis jetzt die schon von Selim begonnene, von dem dermaligen Sultan wieder aufgefaßte Erziehung des Volkes genommen.

Dieser Gang ist um so beklagenswerther, als er den Ansichten des Souveräns schnurstracks entgegen steht. Man schildert den Sultan Mahmud gewöhnlich als einen Mann eisernen Willens, der ohne Begriff und Gefühl der Bildung von Unruhe zur Thätigkeit getrieben, sein Volk europäisch zuschneiden wolle, um es bequemer und ergiebiger für sich zu nützen. Man schildert ihn als einen Tyrannen in der heutigen Bedeutung des Wortes, oder man zeichnet ihn, lobpreisend, als ein Kind, das hinter dem Rauschgold der Verbildung herläuft, und die europäische Civilisation am verkehrten Ende, an ihren Lastern, anfaßt. Keine von diesen Schilderungen ist richtig. Sultan Mahmud ist ein edles Herz, tief ergriffen von den Pflichten seiner Stellung, lebhaft angeregt von dem Wunsche, sein Volk aus sich selbst zu entwickeln, muthvoll und fein wie ein arabisches Pferd. Er gab sein Ohr gerne europäischen Kenntnissen hin, und es schwebte seinem Geiste das schöne Bild vor, sein Volk damit zu bereichern. Aber an den Mitteln der Ausführung scheiterte bis jetzt seine lobenswerthe Absicht. Gezwungen in die Bahn des Krieges geworfen, lähmten außerordentliche Anstrengungen die Kraft des Landes für viele Jahre, und säeten den Haß gegen jede Neuerung aus, die an den Feind erinnerte. Viele Fäden rissen, andere wurden in Eile angeknüpft, die Klasse der Schmeichler endlich bemächtigte sich des segenvollen Bestrebens, und in der Ausführung entartete es zu Gift und Verderben. Kaum war der Wunsch der Neuerung vom Sultan ausgesprochen, so dräng-

ten sich die Projektanten an die Thore des Serails. Da ward geneuert, gebaut, wieder eingerissen, geebnet, gegraben, über einander geworfen, alles ohne Plan, ohne Kenntniß und klare Ansicht, und ohne jede Rücksicht für die Bedürfnisse des Landes, für die alten Gebräuche und für die Gesetze der Religion. Die Umtreibler, deren es überall eine große Zahl gibt, machten die Neuerungen zu ihrem Anker, und bearbeiteten die Liebe des Sultans zu ihrem Vortheil. Sie sahen in diesem Streben, in dieser Liebe nichts, als eine königliche Laune, ein Spiel, zufällig und aus Langeweile in die Hand genommen, und nächstens verlassen. Europäer, die von ihrem Vaterlande ausgestoßen waren, fanden hier das Klima günstig für ihr altes Handwerk, das mit dem Zerstören beginnt, das Weltverbessern. Sie huldigten erst den Sklaven der Großen, und schlichen sich endlich bei diesen selbst ein, beschwätzten sie mit ihrer Marktschreier-Weisheit, und regten ihr Mitleiden, ihre Eitelkeit und ihre Sucht, dem Sultan zu gefallen, an. Bald hatte jeder Große seinen Franken, wie bei uns vormals jeder Fürst seinen Zeichendeuter und Sternseher; jeder hatte sein Systemchen von Reform, seine eigenen Ansichten über diesen und jenen Zweig der Verwaltung, und stand er an der Spitze eines solchen, so schien ihm genug, die Sache anders zu treiben, als sie bis dahin getrieben worden war, um sich auf einer und derselben Höhe mit den Ansichten des Sultans zu finden, und sich als treu-eifrigen Diener, als eine Stütze der neuen Ordnung, als eine Hoffnung des Staates geltend zu machen.

Hieraus ergab sich, daß man trefflich den Wein vertragen, auf europäische Weise bei Tische sitzen und Karten spielen lernte; daß man aus einem Kleiderschnitt, aus einem Schnürstiefel, aus einer Sattelform eine Staats-

angelegenheit machte; daß man das unersetzliche, das geheiligte Kapital der Sitten mit Leichtsinn antastete, daß man sich zu schämen begann, Muselmann zu seyn, und die starre Wüste der Irreligion betrat. Man spielte Soldaten, aber der Soldat blieb ohne Disciplin, ohne gehörige Fürsorge, ohne Mittel zu eigentlichem Unterricht. Man griff an alle Zweige der Verwaltung, aber bis jetzt ist kein anderer Erfolg daraus hervorgegangen, als daß alle Stützen des Baues der Gesellschaft erschüttert wurden, daß der Mörtel aus den Fügungen fiel und das Gebäude den Einsturz droht. Die Diener der Religion häufen Beschwerden gegen den Thron, und ziehen das Mißtrauen und den Haß der Gläubigen groß. Der Handel, durch den Mangel an Erzeugniß, wird eine Quelle der Verarmung; die Gewerbe, der Landbau erliegen unter der Last der Forderungen eines Systems, das viermal mehr als das frühere kostet, und die Furien der Ehrsucht und des übermäßigen Gewinnes losgelassen hat. Auf den kranken Körper der Gesellschaft hat sich die Beule eines verderblichen Luxus gesetzt. Vierzig bis fünfzig Verkäufer und Unterhändler laufen jeden Tag nach dem Serail und in die Vorzimmer der Großen mit Musterstücken neuen Geräthes, neuen Zierraths, neuen Spielereien, und helfen dadurch den Ernst des Muselmanns vergiften, ihm die Zeit wegtändeln und sein Habe zersplittern. Die jährliche Verschlechterung des Geldes, die nothwendige Folge des stets wachsenden öffentlichen Aufwandes, verjagt die Sicherheit des Besitzes, und bringt den Familienvater zur Verzweiflung.

Wie jede Revolution in letzter Wirkung auf das Eigenthum gerichtet, und das System der Gleichmachung überall nur eine Beschönigung des Uebertragens des Eigenthums aus fremden Speichern in den eigenen ist, so auch in der-

jenigen, welche dermalen das türkische Reich zerfleischt. Auch da heben sich auf den Marktplätzen, in den Kasernen und in den Salons bereits Stimmen gegen die bevorrechtete Klasse der Ulema. Diese Klasse will erhalten, sich und die anderen; sie haßt die Neuerungen; sie widersetzt sich der Zerstörung, sie ist reich; das sind ihre Verbrechen. Die Regierung ist daran sie zu demüthigen, und sieht nicht, daß sie die Grundfesten ihres eigenen Bestehens erschüttert; man macht ihr glauben, daß sie die Masse der Ulema's, die mit tausend Wurzeln in den edelsten Stellen der Gemüther wurzelt, wie ein Bataillon Soldaten ummodeln könne; und sie vergißt, daß überall die Sache der Priester diejenige des Volkes wird, so lange sie als Opfer der einen und selben Unterdrückung, als Märtyrer der geheiligten Sendung erscheinen, und das Volk die Vortheile, welche ihr die Regierung verspricht, nicht verstanden hat.

Die Angriffe auf den materiellen Besitz, die Verminderung der Quellen und der Sicherheit des Erwerbes, die Verletzung der Sitten, die Erkältung für die Religion, die Ueberhäufung mit unverständlichen, unpassenden und überflüssigen Maßregeln haben die Nation in wenigen Jahren um ein Jahrhundert älter gemacht, haben sie herausgeschleudert aus dem Zustande des ruhigen Genusses, und in den des Zweifels und der Unzufriedenheit geworfen. Noch widerstrebt der lautere, gesunde Grundstoff, noch das mächtige Element der Wahrhaftigkeit und des Glaubens, noch ist das Haus ein unentweihtes Asyl. Bald werden aber auch in diesem Volke die Gesetze der Natur durch trostlose Künsteleien beeinträchtigt werden; bald wird der gesellschaftliche Verkehr auf Lüge und für Lüge sich bauen; bald werden die Leidenschaften das Glück aus dem Herzen und die Ruhe aus den Zügen des Antlitzes treiben. Das Volk wird

mehr wissen und unglücklicher seyn; es wird den Popanz des goldenen Kalbes herausputzen und an wirklichen Genüssen verlieren; es wird fremde Sprachen erlernen und die Sprache der Natur nicht mehr verstehen; es wird in Sprüngen dem Tode entgegen eilen — oder es wird sich erheben wie ein Riese, und die Götzen in Trümmer schlagen, und zu seinen Tempeln zurückkehren auf den Höhen.

Jedes Volk muß aus sich selbst emporwachsen. In der Ausbildung seiner Grundelemente liegt seine Zukunft. Das Grundelement der Gesellschaft im türkischen Reiche ist das Munizipalsystem, eine Stiftung der Römer, die der rohe Eroberer vorfand, und in welcher er seine eigene Erziehung zum Staatsbürger machte. Im Laufe der Jahrhunderte verlor diese Grundeinrichtung einen Theil ihrer Kraft. Die Militärgewalt dehnte sich nach und nach über das Steuerwesen, über Industrie und Handel aus; die Gemeinde wurde zum Werkzeuge in der Hand des Aga, Mutselim oder Pascha; aber sie besteht; sie zurückzuführen zu ihrer ursprünglichen Wirksamkeit und auf diese Basis die übrige Verwaltung bauen, das wäre die größte Eroberung, welche die wahre Civilisation im türkischen Reiche machen könnte, und es würde sich in einem Menschenalter bewahrheiten, daß das türkische Volk reich an Zukunft ist. Auf diesem sanften Wege, ohne Stoß, würde die allerdings nöthige Reform ausführbar seyn, die auf dem heute gewählten zur Verarmung der Einzelnen und zum Aufstande der Masse führen muß.

Aus der Wiederbelebung des Munizipalsystems würde nothwendig diejenige der eigentlichen Lebensquelle des türkischen Reiches, des Landbaues folgen. Mit der Zunahme der Produktion stiege die Einnahme für die Regierung; mit dem Wohlstande der innere und äußere Handel, und

folglich abermals die Einnahme der Regierung. Bliebe die Steuereinnahme den Gemeinden, — würden die Abgaben, welcher Natur sie seyen, festgesetzt, klar geregelt, — gewänne die Regierung dadurch nach und nach die sichere und zulängliche Einnahme, um ihr einfaches Beamtenwesen zu besolden, statt daß jetzt jedes Amt ein Pacht ist, und in Zeiten großen Geldbedarfs, wie die dermalige, die ganze Weisheit der Finanzverwaltung darin besteht, den Pächtern der Provinzen doppelten Pachtschilling abzufordern: welcher Segen ergöße sich nicht über diese herrlichen Länder! — Statt daß bei dem Beiramsfeste, wo ein neues Kleid der althergebrachte Gebrauch dieses so mäßigen Volkes ist, dießmal zwei Drittheile ein solches nicht erschwingen konnten, und Trauer in den Blicken Aller lag; statt daß jeder Raja, der hundert Thaler zurücklegen kann, nach Odessa fährt, und mit dem dort gekauften Patente ausgerüstet, sich allen Abgaben entzieht, und den Abgang sonach auf die Türken und ärmeren Raja's wälzt; statt daß der Handel mehr und mehr unter falschen Firmen geht, und der Schatz um eine bedeutende Quelle gebracht wird; statt daß, um diesen Nachtheil auszugleichen, der Pächter die schwankende Bestimmung der Abgaben als das einzige Mittel, seine Verpflichtungen gegen den Schatz zu erfüllen, darzustellen weiß, und die Bedrückung auch im Handel bis zur Zerstörung desselben geduldet wird: statt dieser gräulichen Verschwendung der Lebenssäfte des Staates, welch ein Leben bei wirklich zweckdienlicher Reform!

Welch ein Grund von Rechtlichkeit, von Sitte, von Religion ist nicht heute noch in diesem Volke! Aber es wird dem dermaligen Systeme nicht widerstehen. In der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen erscheint die Verläugnung jener Tugenden als sicheres Mittel, der Regierung

den Hof zu machen. Die Franken nachäffen, in ihrer Gesellschaft die Nächte verschwelgen, das betrachtet der leichtsinnige Türke als sichere Belege seiner Anhänglichkeit für das neue System. Er stürzt sich in alle Laster der Franken, aus Furcht, noch nicht genug den Türken abgeschüttelt zu haben. Das Volk bleibt diesem Taumel fremd, und betrachtet denselben mit Kummer und Schmerz, und selbst diejenigen, die so tief sinken, haben in ihren Zügen noch etwas, das ihren Verfall verdammt. Die Religion führt sie noch von Zeit zu Zeit zu ihrem besseren Selbst zurück, zu jener Schätzung der Tugend, die ihrem Unschuldstande angehört. Aber dieß Band muß nach und nach lockerer werden und reißen; dann aber wird die Welt das Beispiel der traurigen Entartung sehen, die aus der Vermählung der Jugendkraft mit den Lastern abgelebter Jahre entspringt.



Griechenland.

(Allgem. Zeitung 1832.)



Von der Donau, Ende Oktobers. Griechenland hat nun seinen König, hat sein lange vergeblich gesuchtes Centrum, um welches die in chaotischer Unordnung bewegten Elemente sich sammeln, sich ordnen können. Dieses Ereigniß ist von großer Wichtigkeit für Europa, es ist von größerer für Griechenland selbst; ob von segensvoller oder von unheilbringender? wird sich erst aus der Weise zeigen, in welcher die auf den fremden Boden gepflanzte Regierung sich mit demselben einigen kann. — Als im Jahre 1828 Capodistrias in Griechenland erschien, wurde er als der lang verkündigte Messias, als der Bringer des Heils, empfangen. Er verstand seine und seines Landes Lage nicht. Verfiele die neue Regierung in seine Fehler; glaubte auch sie die Schwächen und Gebrechen des alt gewordenen Europa's auf dieses Brachland pflanzen zu müssen, so würde sie es vollends zu Grunde richten, oder von ihm ausgeworfen werden, wie fremdartiger Stoff. — Griechenland ist ein reicher, im glücklichsten Klima gelegener Boden, der bequem zwei und ein halbmal die Bevölkerung nähren kann, die er dermalen trägt. Seine herrlichen Häfen und Rheden, seine immer und überall gesuchten Produkte, sein Bedürfniß einer starken Einfuhr von Außen, seine mit der See aufs innigste vertraute Bevölkerung, bezeichnen ihm die Stellung als Handelsstaat. Sicherheit im Innern, Verbreitung der Kultur des Bodens und Feststellung der Handelsverbindungen sind für dieses Land die sichern Quellen des Wohlstandes. Was diese Quellen verschlossen hält,

oder ihr Ergebniß verschwendet, ist verderblich, und würde in seinen Folgen an der Regierung sich rächen. Das griechische Volk ist in seinen höheren Ständen freilich gesunken, in seinen untersten Klassen aber fähig, arbeitsam, nach Ruhe und Ordnung verlangend, und nur durch Elend und Noth ein immer bereites Werkzeug der wenigen Unruhestifter und Räuber, die seit Jahren das Land verheeren. Würde die Regierung nicht die Sicherstellung der arbeitenden Klassen und die Beförderung der Arbeit selbst zum obersten Ziele ihrer Bestrebungen machen, so würde sie des Landes Untergang bereiten. Würde sie, wie Capodistrias, das Land mit einer zehnmal zahlreicheren Bureaukratie belasten, als es Noth thut; würde sie, wie er, diese Bureaukratie überdieß mit fremden Personen füllen, würde sie statt durch kräftigen und einfachen Gang ihre Stärke zu offenbaren, durch ein Schein und Trugsystem, durch ein unnützes und störendes Sanitätswesen, durch Bestechung und geheime Polizei, durch Komödien, für Europa gespielt, sich in falsche Stellung und Nachtheil versetzen; würde sie Gleichmachungstheorien verfolgen, wie ebenfalls Capodistrias es that; würde sie die Säfte des Landes auf Soldatenspielereien verwenden, so würde das Land elender werden, als es bereits ist; die Gebrechen der Civilisation würden mit der Unwissenheit und dem moralischen Verfalle sich wuchernd gatten, und statt daß Griechenland verjüngt aus dem Boden, den man aufriß, erstände, würde man nichts als eine Grube geöffnet haben, aus der ein Paar noch nicht ganz verfaulte Glieder des Bas-Empire herausstänken.

Die
Pforte und die europäischen Mächte.

(Gegen das Journal des Debats.)

(10. Jänner 1834.)



Während die beiden Seemächte, zum Triumphe des gesunden Menschenverstandes und in Anerkennung der für sie bestehenden Unerläßlichkeit der Erhaltung des Friedens, den Wortstreit über die russisch-ottomanische Frage bereits aufgegeben haben, schließt und öffnet das Journal des Débats das Jahr mit frischer Thätigkeit auf diesem Felde; es führt die schon entlarvten und abgeurtheilten Fehlschlüsse, Unwahrheiten und Schreckbilder, die früher in diesem Streite dienten, noch einmal als einen Maskenzug, von dem es Wirkung hofft, an seinen Lesern vorüber. Wenn die öffentliche Meinung diese allerdings wichtige Streitfrage in ihrer Naktheit zu betrachten, wirklich noch nicht im Stande seyn sollte: so klagen wir zuvörderst diejenigen an, welche sich ein Geschäft daraus machen, sie mit trügenden Fetzen zu behängen; dann aber auch die Andern, welche nicht der Mühe werth achten, diese Hüllen herunter zu reißen. Wir wollen dieß versuchen. — Was ist in dem heutigen Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte wahr? Daß die Pforte ein schwaches Reich ist, welches gegen Rußland eigentlich nur zwei Waffen hat: das Freundschaftsbündniß und — im Abgange eines solchen — den Schutz der übrigen Mächte. Die Pforte hat das Erstere gewählt, denn es gewährt dieser Schild des Bündnisses ohne Zweifel mehr Sicherheit, läßt ihr Freiheit für die lebenswichtige Umbil-

dung im Innern, und schließt den Schutz der Mächte nicht nur nicht aus, sondern begreift denselben auf jeden Fall mit. Weiser in ihren Berechnungen und edler zugleich in ihrem Urtheile als die Journalisten, welche sie leben lehren wollen, nahm die Pforte Rußland beim Worte. Wie hätte sie klüger handeln können? oder überhaupt wie anders? — Wenn die Pforte, wie es augenscheinlich ist, an die an Tag gelegten Gesinnungen des Kaisers Nikolaus glaubt, so theilt sie diesen Glauben mit Oesterreich und Preußen, gleichfalls Nachbarn Rußlands, die eben so viel Verstand als der Herausgeber des Débats und ein wärmeres Interesse, als er an ihnen, an sich selbst, also daran haben, sich in Rußland nicht zu täuschen. Die Pforte mag auch das Benehmen der beiden Seemächte seit dem Londoner Vertrage; den unglücklichen Einfluß dieses Vertrages auf ihre materielle und moralische Kraft nach Außen und Innen; die Zerstörung ihrer Flotte bei Navarin; die allein dadurch möglich gewordene Bloßstellung im schwarzen Meere; die fast höhnische Gleichgültigkeit bei hierauf wirklich von Seite Rußlands erfolgtem Angriffe; die Versagung der Hülfe gegen die siegreichen Aegyptier; die Rettung durch die auf ihren Ruf herbeigeeilten russischen Truppen, überhaupt das Benehmen des russischen Kabinets in dieser letzten gefahrvollen Epoche, — sie mag, sagen wir, diese Thatsachen überdacht haben, die für sie neu und gewaltig genug sind, um frisch im Gedächtnisse zu stehen, und nach diesem Maßstabe der Erfahrung ihr Vertrauen in die Mächte bemessen haben. Nach der Meinung des Divans ist Kaiser Nikolaus ein Ehrenmann und heute der Freund der Pforte. Wenn der Divan hierin Recht hat, wer kann dann sagen, das Bündniß mit Rußland sey nicht von größtem Nutzen für die Pforte und von unberechenbarem Vortheile für Eu-

ropa selbst? — Wenn er aber Unrecht hat — wenn so wie er die beiden Nachbarkabinete von Wien und Berlin in Kaiser Nikolaus sich irren, wenn die Thatsachen lügen und dafür die Worte des Journalisten in Paris Recht behalten: was dann? — dann bleibt, was bis dahin war, der Schutz derjenigen Mächte, welche die Erhaltung des türkischen Reiches aufrichtig wollen, d. i. der Schutz Oesterreichs und Preußens, welche heute dem ungläubigen Theile Europa's gegenüber gleichsam für Rußland als Bürgen einstehen und, wir wollen hoffen, auch der Schutz Englands und Frankreichs, welche ja nur mit dem Oel ihrer Liebe zur Pforte im vergangenen Jahre den Docht ihrer Zweifel nährten; und diese vier Mächte sind mächtig genug, um Rußland in seinen Gränzen zu halten. — Diese eben aufgestellte Betrachtung macht gewiß Kaiser Nikolaus auch. Er ist zu edel, um seiner Politik nicht gern den Charakter von Seelengröße aufzudrücken; aber er ist auch zu verständig, um nicht einzusehen, daß seine heutigen Gränzen gegen die europäische Türkei die äußersten sind, die er, ohne sich von mächtigen befreundeten Staaten abzutrennen und somit wichtigere Interessen, als die Erwerbung von ein paar Provinzen, in die Schanze zu schlagen, seinem Reiche geben kann. Der Mann, welcher, voll der Sorgfalt, den Organismus des Reichs zu stärken, so hohen Werth auf die Freundschaft mit andern in seinen Grundsätzen stehenden Staaten legt, kann nicht verkennen, daß mit dem Erwerbe von Konstantinopel die Zwietracht in seinem Reiche geboren, der Süden nach diesem neuen Mittelpunkte trachten — überhaupt der Besitz von Konstantinopel für Rußland dieselben Folgen haben würde, die er für Rom hatte. Freunde und Gegner stimmen unter sich überein, daß Rußland im Systeme seiner Politik zu beharren verstehe — dieß System

kann nicht das seiner eigenen Zerstörung seyn. Die Eroberung der europäischen Türkei ihm heute zuzutrauen, ist eine Beleidigung seiner Einsicht. Aus eben dem Grunde, warum Katharina's System ein eroberndes war, ist das daraus hervorgegangene neue ein die heutige Türkei erhaltendes. — Diesen Betrachtungen gegenüber, welche zu widerlegen das Journal des Débats versuchen mag, stellt dasselbe ungereimte Meinungen auf, die ohne Körper, Ahnungen mehr als Schlußfolgen sind, und stützt sie durch die Behauptung, wie aus dem Vertheidigungsbündnisse zwischen dem starken Rußland und der schwachen Pforte die Unterthänigkeit dieses letztern Staates folge — es stellt das türkische Reich als eine bereits moralisch gemachte Eroberung dar, und folgert hieraus auch das Unausbleibliche der wirklichen. Wäre der Vertrag so, wie das Journal des Débats ihn schildert, dann würde dessen Folgerung wenigstens einen richtigen Vordersatz haben, aber er ist nicht so. Nicht eine Sylbe ist darin, — und das Journal des Débats weiß das ja — weder in dem offenen, noch in dem geheimen Theile, der heut zu Tage gleichfalls ein offener ist, welche die Pforte in eine solche Abhängigkeit nöthige; man muß vielmehr anerkennen, daß, wenn von Band die Rede ist, sich wohl Rußland darin gegen die Pforte, aber nicht diese gegen Rußland bindet. Keine Sylbe auch ändert in der Stellung der Pforte gegen die übrigen Mächte irgend etwas, was diesen durch ihre besondern Traktate versichert ist. Jedermann weiß, daß das Recht der Pforte, Kriegsschiffen aller Nationen die Dardanellen zu schließen, seit langen Jahren und in vielen Verträgen ausbedungen, zuerkannt und von allen Theilen als ein Mittel der Erhaltung der Pforte betrachtet wurde. Wenn die Pforte heute dasselbe Recht geltend macht, wie sollten

Mächte, die sie erhalten wollen, dadurch sich beleidigt sehen? Wäre diese Klausel nicht im Vertrage, eben diese Mächte hätten dahin arbeiten müssen, daß sie darin aufgenommen würde. Es ist unredlich, unbegründete Anklagen in die Welt hinauszuschicken, und es ist wenigstens unklug, dem zugestandenen Hauptinteresse — hier die Erhaltung des türkischen Reiches — selbst entgegen zu arbeiten, wie dieß durch die Bestreitung des Rechtes des Schlusses der Dardanellen der Fall ist. — Wenn die beiden Seemächte in der ersten Zeit, und fast bis auf den heutigen Tag, eine Empfindlichkeit gegen die Neigung der Pforte zu Rußland vorwalten ließen, so mag dieß in der mehr abhängigen Stellung ihrer Kabinete von den Volksleidenschaften Erklärung und Entschuldigung finden. Daß sie bei reiferer Erwägung ihrer Interessen diese Empfindlichkeit fahren ließen, mag den Freunden des Krieges, denen, die auf Blut und Verwirrung ihre Karte spielen, unangenehm seyn; aber diese Kabinette lehnen gewiß mit Schamröthe die Behauptung eben derselben Leute von sich ab, daß man ihnen in ihrer Haltung in der russisch-ottomanischen Frage höchstens Geduld vorzuwerfen habe. Ihr heutiges Benehmen ist die Antwort auf diese Stachelrede des Journalisten. Sie haben anerkannt, daß, um die Pforte wahrhaft zu stützen, sie thun müssen, was diese selbst, was Oesterreich und Preußen gethan haben: nämlich Rußland beim Worte nehmen. Sie erkennen, daß die gefährliche Anwendung des Vertrages zu verhindern, mit in ihren Händen liege; daß sie, durch Einheit unter sich und mit den übrigen Mächten in dieser Frage, die Pforte vor der Nothwendigkeit schützen können, Rußlands Hülfe anzurufen, sey es, indem sie den Ehrgeiz eines mächtigen Vasallen im Zaume halten, sey es, indem sie die Pforte mit solchem Ansehen umstellen,

daß ihr die Organisation der Verwaltung möglich wird. Rußland will ja nicht allein und ausschließend die Stütze der Pforte seyn; es sagt zu den übrigen: helfet mit! — — und die übrigen antworten: wir helfen mit! Wer kann behaupten wollen, daß die Pforte nicht erhalten werde, wenn alle fünf Mächte auf diese Weise darüber wachen? und wer kann aufrichtig glauben, daß diese Aufgabe sicherer gelöset werde, wenn diese Mächte, in zwei Lagern getheilt, auf türkischem Boden selbst sich über das Recht und Wie des Schutzes anfechten? — In Cannings Kopfe hat das Projekt gekeimt, Griechenland dem Einflusse Rußlands durch Verwandlung in einen selbstständigen Staat zu entziehen. Da dieser Staatsmann einsah, daß dadurch der Rest der europäischen Türkei selbst in die größte Gefahr gerathen, vielleicht nicht gerettet werden könnte, so ergänzte er seinen Plan mit dem Entschlusse, die hinfällige Macht der Pforte dort durch eine neue zu ersetzen. Das Erstere gelang, das Andere mißlang, und es blieb als Ergebniß die größere Schwächung der Pforte. Auf ähnliche Weise suchten Politiker des Tags sich Mehemed Ali's zu bedienen. Das Ergebniß hiervon war abermals die größere Schwächung der Pforte. Nicht dort, nicht hier wurde der Hauptzweck erreicht, sondern vielmehr entrückt. So pflegt es immer zu gehen, wenn man für Träume das Wirkliche, für künftig zu Erreichendes das in der Gegenwart Besitzende aufgibt, und statt mit den Mitteln, die man hat, nach Recht und Bedürfniß, einfach, klar und bestimmt am Werke der Zeit zu bauen, mit erst zu schaffenden Kräften das Morgen vor dem Heute besorgen will. Die beiden Seemächte haben diese Regel anerkannt. Ihnen ist der Gang, den Oesterreich und Preußen in der russisch-ottomanischen Frage wählten, ein beruhigendes Beispiel. Sie wissen, was es mit dem

Lichte für eine Bewandtniß hat, das aus einem Winkel von Paris diese beiden Mächte über ihr wichtigstes Interesse erleuchten will; sie wissen insbesondere, ob man Oesterreich heutzutage am Karren Rußlands geschleppt annehmen kann, Oesterreich, das im Jahre 1826 nicht nur gegen Rußland, wie es heute steht, sondern gegen das mit ihnen beiden verbundene Rußland eine abtrennende Sprache nahm und festhielt. — Wie weit die Verwirrung in dem Kopfe eines französischen Journalisten gehen könne, ersehen wir aus dem gewiß noch Niemanden beigefallenen Vergleiche des Verhältnisses zwischen Belgien und Frankreich mit dem zwischen der Pforte und Rußland: der Journalist macht ihn, um ihn zu widerlegen; ja und nein sind beide sein Verdienst und beide sich einander völlig ebenbürtig. Worin die Aehnlichkeit zwischen diesen Lagen besteht, nachzuweisen, wäre eine Aufgabe für geschickte Räthsellöser, besonders nachdem das Journal des Débats sie darin finden will, daß Belgien „unter Frankreichs Patronage geschaffen und begründet" (was man wahrscheinlich über dem Meere nicht wissen und sonach erwägen wird) für Frankreich ein Kraftzusatz, eine Machterweiterung sey, wofür es freilich, als Entschädigung für Europa und als großen Sieg über sich selbst, das Zugeständniß des allgemeinen Friedens in die andere Schale gelegt habe! — Was würde wohl, fragt der Journalist, Rußland in die andere Schale dafür legen können, wenn die Türkei zu ihm auch nur in dieselbe Stellung, wie Belgien zu Frankreich, käme? — Armer Mann! Er könnte freilich auch den Preis des Zugeständnisses des allgemeinen Friedens in diese schlechte Schale legen, und dieser Preis, aus seiner Hand, wäre ohne Zweifel von gern erkanntem und sehr geschätztem Schrot und Korn — aber der Vergleich selbst ist so wahrheitbleer,

daß er nach dem ersten Blicke zerplatzt und nichts davon übrig bleibt, als ein Tröpfchen klares Wasser, das in den breiten Topf der Eitelkeit, aus dem die Blase sich erhob, zurückfällt. — Wir würden der französischen Regierung die Vertheidigung ihrer dermaligen Haltung in der russisch-orientalischen Frage gegen das Journal des Débats überlassen haben, hielten wir nicht für nützlich, der öffentlichen Meinung in Deutschland die Ansichten, die uns selbst so völlig beruhigen, vorzulegen. Wir hoffen auf den Beifall aller derer, denen es um Ueberzeugung zu thun ist, und selbst auf denjenigen des Journalisten, sobald er nach Erlangung dessen, was er durch den Angriff auf den Gang seines Kabinets von dem Ministerium erlangen will, allenfalls ein unbefangenes Urtheil wird aussprechen können.

Englische Journalstreite über den Orient.

(Gegen die Times.)

(Allgem. Zeitung 6. März 1834.)



Die *Morning Post* vom 13. Februar greift die *Times* über ihre Vertheidigung der Politik Lord Grey's in den *orientalischen Angelegenheiten* auf eine derbe Weise an. Unmöglich können die Minister den Times Dank wissen für die unkluge Herausforderung und für das ganz mißglückte Bestreben, ihre Haltung in einer für die Ehre und für die Interessen des Landes so wichtigen Sache durch Entstellung und Verrückung der Ereignisse, durch Verschweigung allbekannter Thatsachen und durch ähnliche Künste zu vertheidigen, und auf diesem Wege das Publikum an die Meinung zu gewöhnen, als wäre das Kabinet nicht durch bessere, mit der Ehre und dem Vortheile des Landes Hand in Hand gehende, unangreifbare Gründe geleitet worden. Die Morning Post irrt sich in dem Datum der Absendung des Obristen Campbel, der nicht zu Ende Aprils, sondern zu Anfang Februars, freilich zu spät um die Schlacht von Koniah zu verhindern, nach Alexandria ging. Dieser Umstand führt uns zu einigen Thatsachen, welche die von der Morning Post gegen die Times aufgestellten ergänzen sollen.

Zu derselben Zeit, als Rußland zuerst das englische Kabinet auf die Vorgänge im Oriente aufmerksam machte und die englische Einmischung in der lobenswerthen Absicht ansprach, um seinerseits einer solchen enthoben zu seyn, führte Oesterreich dieselbe Sprache und forderte England auf, sein mächtiges Wort in Alexandria geltend zu machen. Damals, wo eben S. Jean d'Acre gefallen und durch die Fortsetzung der Operationen von Seite der Aegyptier der Beweis geliefert war, daß es sich hier nicht bloß um einen Kampf von Vasall mit Vasall, sondern um offene Rebellion und Angriff auf die Macht der Pforte handelte — damals hätte ohne Zweifel dieß Wort entschieden, die Aegyptier in Syrien festgehalten, die Schlacht von Koniah verhindert und sonach alle die Gefahren und Unannehmlichkeiten ferne gehalten, die aus dem Versäumniß des klaren, unumwundenen Veto von Seite Englands gefolgt sind. Das Kabinet muß seine Gründe gehabt haben, warum es dasselbe nicht aussprach; daß aber die in den Times angegebenen nicht zureichend, nicht die wahren sind, das fällt in die Augen. Ferner, die Ankunft des Herrn Maurojeni, türkischen Geschäftsträgers am österreichischen Hofe, fällt ja schon in die ersten Tage des Novembers 1832, und bald darauf erschien auch Namik Pascha, der außerordentliche Gesandte des Sultans, in London. Beide baten um materielle Hülfe gegen Mehemed Ali; beide schilderten die dringliche Nothwendigkeit derselben, die Unmöglichkeit für die Pforte, ohne Unterstützung von Seite einer der europäischen Mächte des siegenden Vasallen sich zu erwehren. Auch erkannte ja das Londoner Kabinet die Wahrheit dieser höchst bedrängten Lage des Sultans; es versprach die Sendung des Obristen Campbel, wenn es auch die materielle Hülfe ablehnte — und diese Sendung, hätte sie ohne Verzug stattgefunden,

würde vielleicht die Schlacht von Koniah verhindert, auf jeden Fall die moralischen Mittel der Pforte verzehnfacht haben. Aber diese Sendung fand erst vierthalb Monate später statt. Warum? das muß Lord Grey wissen. Wir wissen nur, daß die Erklärungen der Times gegen die Thatsachen, die wir eben anführen, nicht Stich halten; am wenigsten aber wollen wir die Beschönigung, die Kriegsschiffe seyen zur Blokade von Holland verwendet gewesen, und ohne diese Nachdruck gebende Begleitung habe das Kabinet den Obristen Campbel nicht wollen in Alexandria erscheinen lassen, als eine Erklärung aufnehmen; so tief ist Großbritannien nicht gesunken, daß sein Name nicht seinem Worte Achtung verschaffe! Dieß Geständniß wäre schmählicher, als die Versäumniß, die es erklären soll! — So spät der englische Abgeordnete nach Alexandria gelangt ist, so hätte seine Gegenwart selbst dann noch von einigem Nutzen seyn können, wären seine Instruktionen scharf im Interesse der Pforte, und mit denen des englischen Geschäftsträgers in Konstantinopel in Einklang gebracht gewesen. Er konnte, von dem österreichischen unterstützt, dem Sultan Adana retten, das nicht bloß ein Bezirk von einigen tausend Seelen, sondern die Gränze des Taurus, die beherrschende Stellung Kleinasiens ist. Aber es ist eine andere Thatsache, daß Lord Palmerston zwischen der Erkenntniß der Nothwendigkeit der russischen Hülfe und dem Wunsche, sie zu entfernen, mit getheiltem Herzen stand; daß sowohl Herr Mandeville als Obrist Campbel ohne Direktion blieben, und die Wirksamkeit Englands in Konstantinopel nach dem französischen Einflusse, in Alexandria dagegen zwischen dem französischen und österreichischen hin und herschwankte — und hieraus das seltsame Resultat sich ergab, daß, während der englische und österreichische Abgeordnete

aus den Händen Mehemed Ali's, nach mühsamer und glücklicher Verhandlung, die Verzichtleistung auf Adana empfingen, der Sultan, unberathen und hart bedrängt, ohne Hoffnung, diese Provinz sich zu erhalten, sie dem Verlangen des Admirals Roussin aufopferte und an Mehemed Ali hingab.

Gegen die Rede des Herrn von Lamartine über den Orient.

Allgem. Zeitung 1834.



Die Stimme des Verfassers der Méditations poétiques, selbst wenn sie auf dem starren Felde politischer Kampfrede sich vernehmen läßt, ist des Anklanges im Herzen der großen Mehrzahl der Gebildeten aller europäischen Völker gewiß. Wiedergekehrt aus den levantischen Küstenländern, legt Lamartine seinem Vaterlande und Europa den Erwerb an Ansichten über das türkische Reich und seine Wünsche für dasselbe vor. Je mehr wir ihn persönlich und als Dichter achten, je größere Wirksamkeit wir seinem Urtheile zugestehen, um desto kräftiger fühlen wir uns gedrängt, gegen diese Ansichten, wo wir sie für unrichtig, gegen diese Wünsche, insofern wir sie für unbillig halten, aufzutreten. — Der Standpunkt, von welchem aus Lamartine den Orient und die Beziehung Europa's zu demselben betrachtet, ist derjenige der Civilisation, wie er sie als Franzose und Christ verstehen kann. Es scheint uns dieser Standpunkt zu tief zu liegen, als daß sich zwei durch die ganze Ferne vom Evangelium zum Koran gesonderte Völkermassen von demselben überblicken ließen. Der Wunsch der Verbreitung der Civilisation ist in Lamartine gewiß ein redlicher. Aber welche versteht er wohl darunter? Ohne Zweifel die seinige. Es müßte also vor Allem dargethan werden, daß christliche Civilisation den Muhamedanern zu geben möglich, und ihnen auch wirklich nützlich wäre. Wir

sagen: christliche Civilisation, weil die Behauptung, daß es nur eine Civilisation gebe, eine Ausgeburt der Eitelkeit und vor dem Blicke in die Weltgeschichte nicht stichhaltig ist. Diejenige, welche die ungeheuern Tempel von Theben baute, und die, welche aus den Resten der Werke eines Phidias und Praxiteles, eines Xenophon und Plato spricht: sind sie beide eine und dieselbe? Ist die Civilisation des Zeitalters Virgils und Horazens in ihrer Natur und Wesenheit die unsrige? — Die großen Grundlagen der Civilisation und zugleich ihre Gränzen sind die Religionen. Sie wachsen aus ihnen heraus, stehen und sterben mit ihnen. Aber wir kommen auf unsere frühere Frage zurück. Verstände man unter Civilisation nichts Anderes als die Entwickelung unserer geistigen Fähigkeiten, als die Vermehrung und Verbreitung unserer Kenntnisse, als die Zunahme von Lebensbequemlichkeit u. s. w., dann wäre der Vorzug der heutigen europäischen Civilisation über die heutige muhamedanische nicht zu bezweifeln; aber umfaßt dieser Begriff, wie er es nothwendig thut, zugleich unsere moralische Reinhaltung und die dadurch bedingte Befähigung zu Glück und Zufriedenheit, so wird kaum Jemand, der Abendland und Morgenland kennt, diesem den Vorzug versagen. Lamartine würdigt selbst diese Thatsache; wie hätte ihm, dem Natur, Sitte und Religion noch Bedürfnisse des Herzens sind, auch dieß wichtige, vielleicht entscheidende Merkmal entgehen sollen? — Wenn er den Mangel bürgerlicher Verfassungen, wie die unsern, in jenen Ländern beklagt, so läßt sich billig fragen, ob dieser Abgang nicht eben die größere moralische Reinhaltung beweise, und ob, damit europäische Regierungsweisen als Produkte morgenländischer Civilisation entstehen oder derselben angeeignet werden könnten, jene Völker nicht von Stufe zu Stufe in die Verdorbenheit herunter sinken müßten,

welche bei uns so viele von der Natur ablenkende oder ihr entgegenstehende, die persönliche Freiheit beschränkende und mit Glück und Zufriedenheit unverträgliche Einrichtungen nothwendig machte. Wahr ist es, und eine Quelle der schiefen Urtheile, die wir täglich über orientalische Völker hören und lesen, daß Nation, Reich, Regierung, wenn auf diese Völker nach unsern Vorbildern angewendet, dort sich kaum vorfinden. Sie sind nun eben nicht wir. Dieser Abgang oder dieses Andere neben dem Unsern hat eben in der von der unsern abweichenden Wesenheit seinen Grund. Es ist nicht vernünftig zu verlangen, daß der Kirschbaum Aepfel trage, oder die Platane in die Höhe strebe wie die Pappel. Wer über die Frage der Möglichkeit wegspringt, mag den Morgenländern zumuthen, daß sie die aus ihrem Grund und Boden gewachsenen Einrichtungen fahren lassen und dafür die unsern nehmen sollen. Ob aber diese Völker dabei verlören oder gewännen? Diese Frage mag dem Eroberer gleichgültg seyn; dem Philanthropen, der höher steht, ist sie es nicht. Wir bezweifeln, daß Lamartine sie ernstlich bedacht habe. Daß der Orientale nicht das Gefühl des Vaterlandes, nicht den Trost des Eigenthums habe, nicht die Blutsverwandtschaft mit dem Boden, der ihn geboren, fühle, nicht den Wunsch für das Gedeihen, die Verbreitung, den Ruhm seines Volkes kenne: das sind ganz unbegründete und im Munde Lamartine's fast unbegreifliche Behauptungen. Für hunderttausend Europäer, die nach dem Oriente ziehen, zieht kaum ein Orientale nach Europa; und er liebt sein Vaterland nicht? nicht das Land, in das er seine Gebeine tragen läßt mit dem letzterworbenen Heller, wenn er in der Fremde stirbt? das Land nicht, das er, und wenn es heißer Sand ist, nicht gegen das reiche Bagdad und gegen das blühende Damaskus vertauscht? Er

hat kein Eigenthum, sagt man; er würde dasselbe vom Europäer sagen, wenn Lamartine ihm auseinandergesetzt hätte, wann und wie es in Europa von der Regierung in Anspruch genommen, unter welchen Verpflichtungen gegen sie es erworben, erhalten, übertragen werden könne; er, der weiß, daß kein Sultan es wagen dürfte, ohne seine ausdrückliche Erlaubniß das Innere seines Hauses zu betreten, er würde nicht begreifen, wie man sein nennen könne, was täglich durchwühlt, versperrt, mit Beschlag belegt werden kann. Man besitzt im Orient unter andern Beschränkungen als bei uns, aber man besitzt. — Von Indien bis ins Herz von Frankreich haben die Muhamedaner bewiesen, daß sie für das Gedeihen, die Verbreitung, den Ruhm ihres Volkes Sinn haben. Volk heißt hier nicht, was dieselbe Abstammung hat, nicht einmal was dieselbe Gesichtsfarbe trägt, viel weniger was dasselbe Ländchen bewohnt, von zwei Bächen umflossen und von zwei Hügeln begränzt, sondern das, was der allen gemeinsame Glaube zum gewaltigen Ganzen macht. — Und hier wollen wir eine andere, tiefere und unversiegbare Quelle unserer falschen Urtheile, nicht bloß über den Orient, aber auch über diesen, angeben. Es ist die Verführung, die aus der Sprachverschiedenheit für Urtheil und Ausspruch hervorgeht. Wir sagen: Kaiser, König, Haus, Hof, Verwaltung, Statthalter, Unterthanen u. s. w., und wenden diese Begriffe auf Verhältnisse im Orient an, die den unsrigen mehr oder weniger ähnlich scheinen. Bei näherer Untersuchung springt uns die Verschiedenheit in die Augen, und dann, unsere Verhältnisse als das Gesetz für die Welt annehmend, verwerfen wir die gleichbenannten ihrigen als abweichend und fehlerhaft. Sie könnten es eben so wie wir machen, wenn sie eben so unbillig wären. — Lamartine, um darzuthun, daß die heuti-

gen Bewohner der Türkei kein Volk ausmachen, sagt, daß Griechen, Araber, Armenier, Bulgaren, Juden, Maroniten, Turkomanen, Drusen u. s. w., wenn auch auf demselben Boden geboren, sich selbst ja nicht einmal für ein und dasselbe Volk halten. Das kommt natürlich daher, weil sie auch wirklich nicht ein und dasselbe Volk sind, und weil das Band der Religion ein mächtigeres, innigeres als das des Bodens, ein im innersten Herzen angeknüpftes ist. In vielen europäischen Staaten sehen wir dasselbe Phänomen in gleicher Stärke und Dauer. Eben so scharf ist in Europa die Verschiedenheit der Abstammung in die Staaten eingeätzt. Araber und Osmanen, beide dem Sultan unterworfen, sind nicht schärfer geschieden, als Pole und Russe, die beide demselben Kaiser dienen, als Ungar und Böhme, die beide Oesterreicher sind.

Ganz verschieden von den Bestrebungen europäischer Regierungen, haben die orientalischen und insbesondere die türkische, welche Lamartine zum Gegenstand seiner Beurtheilung macht, nie versucht, ja sie hätten es, als einen Frevel gegen Gott und die Menschen, auch nie versuchen dürfen, in die ganze Masse der ihnen unterworfenen Völker ein und dasselbe Leben zu gießen, sie abzutheilen nach einem für gut befundenen und ohne Zweifel auch so gemeinten Systeme, das aber nothwendig die Gesammtmasse mit einer Maschine vergleichen läßt, in welcher eine gewisse Zahl die Haupträder bildet, während aus einer anderen Spindel und Welle gemacht sind, und zuletzt einige an der Kurbel stehen und das Ganze in Bewegung setzen, die Allen eine gebotene ist, jede andere ausschließt, und die Erhaltung Aller nach gewissem Maaßstabe zum Zwecke hat. Dieses System kann freilich seine Geschichte haben und weiset sein Facit, gut oder schlecht, wahr oder unwahr, aus. Dieß beruhigt uns.

Ueberdieß stellen wir uns einen orientalischen Souverain als einen Wollüstling auf Sammtkissen vor, der zu seiner Unterhaltung täglich ein paar Köpfe abschlagen läßt, und sich für den Sohn der Sonne und den Bruder des Mondes haltend, sein Reich als die Welt, und die Welt als ein Spielzeug betrachtet, das ihm der liebe Gott an seinem Geburtstage geschenkt hat. Auf diese Voraussetzung, die um so wahrer ist, als sie uns schon von der Amme eingeredet und in reifern Jahren von der Oper bestätigt worden ist, bauen wir (und dies wir schließt kaum die Verständigsten aus) unsere Ansichten über den Staat im Orient. — Jeder eigentliche Thron im Orient hängt unmittelbar mit dem Himmel zusammen, denn der Mann, der darauf sitzt, ist das Haupt der Religion. Als solches ist er der Fürst des Staates, und der Staat selbst wieder nichts Anderes, als die Vereinigung theils ungebundener, theils bereits in gewisser Zahl und Weise unter sich verbundener Stämme, unter demselben Oberhaupte, welches seinerseits durch gewisse Hochheitsrechte die Fäden zusammenhält, die Religion, also die Gerechtigkeitspflege übt, der oberste Wächter gegen den äußern Feind ist, im Uebrigen aber jeder Familie, oder jedem Verbande von Familien, die völlig freie Bewegung in ihren Sitten, Gebräuchen, Geschäften und Satzungen läßt, und sich auch durchaus nicht unterfangen darf, nicht weil es die Menschen, sondern weil es die Gesetze der Religion verwehren, in diesen Kreis einzugreifen. Solch ein lockerer Bund mag freilich gegen den Angriff von Außen geringere Widerstandsfähigkeit haben, aber das Glück im Innern leidet darunter sicherlich nicht. Es wird auch jene nicht zum Maaßstabe des Werthes eines Volkes angenommen werden, als etwa von ganz barbarischen Völkern. Wir schließen aus dem Gesagten, daß das eine Geschenk dieser Civilisa-

tion, europäische Regierungs- und Verwaltungsform, ein für den Orient weder passendes noch wünschenswerthes sey. Was die gesteigerten Bequemlichkeiten des Lebens betrifft, so haben die unseren die Empfindungsweise des Morgenländers gegen sich. Daß die Ausbildung der Intelligenz uns das Wohnen behaglicher und das Land dazu tauglicher mache, wer zweifelt daran? Aber wem wohl ist, der entbehrt das Bessere nicht; auch würde viel des Bequemen dem Orientalen nicht so scheinen, anderes geradezu mit seinen Sitten in Widerspruch kommen und noch anderes mit den Eigenheiten seines Klima's und seines Bodens sich schlecht vertragen. Dem Beduinen, der seit Jahrtausenden wandert und den die großartigsten Civilisationen in seiner Nachbarschaft nicht von seinem Wandern abstehen machten, dem würden die Bestimmungsgründe nicht von vielem Gewichte seyn, welche der europäischen Provinz das Leben in der Hauptstadt als verlangenswerth darstellen. Der Türke, der Araber versteht Lebensgenuß, Ehre, Anstand anders als wir. Er hat seinen Pomp, neben dem der unsere arm erscheint; er hat seine Genüsse, die eben so kostbar als die unseren sind; er hat seine Bequemlichkeiten, die ihn die unseren beinahe verachten machen; er hat endlich durchaus die Hast des Lebens nicht, die vielen unserer Einrichtungen allein Werth gibt, weshalb er diesen auch nicht versteht. Was Lamartine über die Stellung der unterjochten oder auf andere Weise unterworfenen Völker, wie der Griechen, der Drusen u. s. w. zu den dermaligen Herren, den Türken, sagt, ist völlig richtig. Aber warum sollte dieß Verhältniß ein anderes seyn? Was würden diese Völker bei der Näherung an europäische Verhältnisse gewinnen, als eine größere Abhängigkeit? — Die christlichen Sieger tilgten, wo sie es vermochten, die muhamedanischen Bewohner

aus; sie erklärten, selbst in unseren Tagen, das Zusammenwohnen mit ihnen für unmöglich, und trieben Tausende von Familien von dem Erbe der Väter: die muhamedanischen Sieger nahmen sie in sich auf, achteten Religion und Besitz und häufig sogar Gesetz und Verfassung.

Lamartine bricht den Stab über des Sultans Reformen. Wir thun dieß auch, insofern sie von Außen hinein und nicht von Innen herausbilden wollen, insofern sie das Kapital der Sitten und des Glaubens angreifen; nicht aber insofern sie die Unordnung in der Verwaltung aufzuheben und der Willkühr der Untergeordneten einen Damm zu setzen bestrebt sind. Wir haben einen Aufsatz über die Reformen im türkischen Reiche, in den Wiener Jahrbüchern vom Jahre 1832 abgedruckt, mit folgender Aeußerung geschlossen, die hinlänglich unsere Ansicht über diese Frage an Tag legt: „Welch ein Grund von Rechtlichkeit, von Sitte, von Religion ist nicht heute noch in diesem Volke! Aber er wird dem dermaligen Systeme nicht widerstehen. In der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen erscheint die Verläugnung jener Tugenden als sicheres Mittel, der Regierung den Hof zu machen. Die Franken nachäffen, in ihrer Gesellschaft die Nächte verschwelgen, das betrachtet der leichtsinnige Türke als sichere Belege seiner Anhänglichkeit für das neue System. Er stürzt sich in alle Laster der Franken, aus Furcht, den Türken noch nicht genug abgeschüttelt zu haben. Das Volk bleibt diesem Taumel fremd, und betrachtet denselben mit Kummer und Schmerz, und selbst diejenigen, die so tief sinken, haben in ihren Zügen noch etwas, das ihren Verfall verdammt. Die Religion führt sie von Zeit zu Zeit zu ihrem bessern Selbst zurück, zu jener Schätzung der Tugend, die ihrem Unschuldstande angehört. Aber dieß Band muß nach und nach lockerer wer-

den und reißen; dann wird die Welt das Beispiel der traurigen Entartung sehen, die aus der Vermählung der Jugendkraft mit den Lastern abgelebter Jahre entspringt.“ Das galt für 1832. Seit dieser Zeit, durch Unglück und vielleicht durch verständigen Rath belehrt, überdieß durch eine unerwartete Wendung der Verhältnisse begünstigt, scheint der Sultan die Bedürfnisse des Reichs erkannt und einen richtigeren Weg eingeschlagen zu haben. Die neuesten Bestrebungen, das Volk gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt, gegen die Bereicherungssucht der Statthalter und gegen die Anmaßungen der Kriegsleute sicher zu stellen, andrerseits aber die Diener der Religion und des Gesetzes zu ihren Pflichten anzuhalten, können als Beweise dafür gelten. Lamartine sieht den Untergang des Reiches als vor der Thüre; wir nicht. Die Türkei, als ein europäisches Gebäude betrachtet, müßte allerdings als ihrem Verfalle nahe angesehen werden; aber sie ist ein asiatisches, das nur zufällig ein paar Säulen auf europäischem Boden hat. Von Außen angegriffen, kann sie morgen fallen; von Außen gefoltert durch Einmischungen, wie die von Navarin war, kann der Sultan den Thron aus Konstantinopel flüchten müssen: aber sich und seinem eigenen Geiste überlassen, woran soll dieß Reich erliegen? — An Selbsthülfe und Fehden im Inneren wird es nie fehlen; diese greifen das Leben des Reiches durchaus nicht an. Revolutionairer Geist besteht im Orient nicht; den Sultan halten der Gott und der Prophet des Muselmanns. Es gibt im Innern dermalen noch kein Element, welches das Leben des Staats bedrohe. Was uns als Auflösung, als Zerfallen erscheint, ist der natürliche Stand der Verfassung, deren Band nicht weniger stark, aber viel lockerer geschlungen ist als das einer europäischen. Was die fremdartigen Elemente in der Be-

völkerung betrifft, das ist die Anhänger nicht muselmännischer Religion, so sind dieselben weder kräftig genug, noch haben sie einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt, noch können sie einen solchen erhalten, noch ist in ihnen irgend eine Spur des Wunsches sichtbar, gegen ihren Machthaber gewaffnet aufzutreten. In vielen, wie z. B. in den Armeniern, welche die größte zusammhängende Masse bilden, ist kein europäisches Element. Jahrhunderte können über das Volk gehen, ohne daß aus ihm selbst eine Veränderung seines Verhältnisses zum Herrscher entstehe. Abfallen vom Körper des türkischen Reichs konnte das Fremdartige, was an den Extremitäten desselben angeknüpft war; so Griechenland. Abtrennen kann sich bis zu einer gewissen Ferne Aegypten und was damit verbunden ist, d. h. Osmanen und Araber können sich spalten; das türkische Reich würde auch in diesem Falle nicht aus sich selbst zu Grunde gehen, und das Band der Religion immer noch diese Theile zu einem Ganzen binden. Lamartine schlägt, im Falle des Todes der europäischen Türkei an Altersschwäche oder sonstiger Krankheit, die Vertheilung dieses Reiches unter den Schutz der europäischen Mächte vor, mit Verpflichtung für dieselben, Sitten, Gebräuche, Religionen, Rechte, Souverainitäten u. s. w. zu achten, mit Verpflichtung auch im Falle des Krieges unter sich, diese Schutzgebiete als neutral zu betrachten. Nach welchem Maaßstabe die Vertheilung? Und wenn man, ohne bis zum offenen Streite zu gelangen, sich darüber vergliche, welche Mittel zur Aufrechthaltung dieses ewigen Friedens? Und wenn man diese ausgefunden und durch einen allgemeinen Vertrag angenommen hätte, wie die Leidenschaft der Parteien, die Verschiedenheit in den Ansichten der Regierenden, die Störungen des anfänglichen Gleichgewichts durch ungleichartige Entwickelung, die daraus

hervorgehende, wirkliche oder erträumte Gefahr wegschaffen? Wie die Nachwirkung hindern, die jede Veränderung im politischen Systeme Europa's auf diese Pflegeländer machen müßte? ... Wenn nicht die Geschichte von Amerika, von den afrikanischen Küsten und Inseln, von beiden Indien, von allen Ländern der Erde, wo Europäer Niederlassungen gründeten, Schutzrechte ausübten, duldeten oder geduldet wurden, den Vorschlag Lamartine's unter die Träume verwiese, so würde der Anblick des Menschen überhaupt dazu hinreichen. Wer ein Blatt der Weltgeschichte liest und solche Hoffnungen nähren kann, dem muß man freilich Glück wünschen. Aber Lamartine meint über diese Uebelstände wegzuschiffen, durch ein großes System von Kolonisirung. Rom hätte ohne dies System nicht die Welt beherrscht, sagt er, und das mag wahr seyn; aber lockend ist dieser Grund für den Morgenländer nicht, und wir dürften uns nicht wundern, denken wir, wenn er das Heil als ein verdächtiges zurückstößt, das mit seiner Unterjochung beginnt und endet. Uebrigens hatte Rom leicht kolonisiren: es fand überall seine Religion, d. h. es konnte überall die vorgefundene mit der seinigen in Eins zusammenschmelzen. Kann das der Christ? Er kann überwinden, den Muselmann wegjagen, wie er es in Morea gethan hat, oder ihn förmlich als Unterthan behandeln, wie er es im südlichen Rußland thut, aber er kann nicht mehr. Serbien ist uns in diesen Tagen ein Beispiel. „Hätte Rom seinen Demagogen keine Provinzen zu beherrschen geben können, keine Ländereien unter seine Veteranen zu vertheilen gehabt, es wäre zwanzigmal zu Grunde gegangen durch sich selbst,“ sagt Lamartine. Daß auch dieß Bild nicht lockend für den Orient sey, wird man demselben verzeihen; und daß die türkische Regierung, wenn sie bis zum letzten Hauche gegen diese Zu=

muthung Europa's sich wehrte, keine selbstmörderische Politik befolgte, wie sie unser Philanthrop zu bezeichnen beliebt, fällt in die Augen. Jetzt haben wir aber den Schlüssel berührt zu den gesammten Aeußerungen Lamartine's. „Inmitten der herrlichen Civilisation, die wir besitzen," sagt er, „leidet, klagt das Volk." Das ist also das Ergebniß der Civilisation, die er dem Orient schenken will? Diese demüthigende Unzufriedenheit, die den aus dem Morgenlande Kommenden anschaudert, wenn er den Fuß in das civilisirte Europa setzt, dieß Kleid der Dejanira will er ihm verkaufen? Die Krankheiten eines abgenützten Körpers will er impfen auf den gesunden Sohn der Natur? Als Ableiter für Europa weiset er Asien an, damit die Sphäre dieses krankhaften Zustandes, den er richtig schildert, sich erweitere und die innere Kraft der Krankheit durch ihre Verbreitung abnehme. Diese Philanthropie verstehen wir nicht. Sie kann nicht im Herzen des Mannes entstanden seyn, der die Méditations poétiques sang. Sie ist ein Irrthum seiner Liebe.

Gegen Romarinos Vertheidigung seines Angriffs auf Savoyen.

(31. März 1834.)

(Allgemeine Zeitung 1834.)



Der General Romarino hat seine Vertheidigung geschrieben. Die Broschüre ist so unbedeutend als irgend eine, aber sie ist nützlicher, als dergleichen Waare gewöhnlich zu seyn pflegt, und wahrscheinlich das Beste, was Romarino irgend zu Stande gebracht hat. Das scheint ein Räthsel, doch die Auflösung liegt nahe. Diese Vertheidigung hebt den Vorhang von dem gräulichen Possenspiele weg, das der revolutionäre Auswurf mit den Völkern zu treiben versucht; sie deckt auf erschöpfende Weise die Verkehrtheit der Begriffe, die bodenlose Eitelkeit und die Erbärmlichkeit der Leute auf, die sich für die Bevollmächtigten der Civilisation und aller Völker ausgeben, um das Bestehende über den Haufen zu werfen und durch eine neue, von ihnen auserlesene Ordnung zu ersetzen. Wirklich, dies Büchelchen ist eine heilsame Erscheinung; es ist eine Dosis Nießwurz unter die Abderiten geworfen; man kann es nicht genug verbreiten. Wer kennt nicht das Bild, die verkehrte Welt genannt, womit man Kinder zu unterhalten pflegt? Romarino und seine Gefährten verdienen einen Platz darin. Gehen diese Leute damit um, ein Land anzuzünden, so nennen sie das: dessen heilige Rechte vertheidigen. Säen sie Bürgerkrieg, Aufruhr, Mord und Todtschlag, so heißt das, die Ordnung begründen, Glück und Wohlfahrt verbreiten. Hängt ein Volk an seinem Boden, an seinem Eigenthum, an dem was beide schützt, an der Regierung und an dem Gesetze, so ist es an das Joch geschirrt. Lehnen sich in einem Lande ein Paar Müßiggänger gegen das Gesetz auf,

umgehen sie das Recht, stören sie die öffentliche Ruhe, so sind das Helden der Freiheit. Trug, Raub, Hochverrath sind Tugenden, Treue, Ordnungsliebe, Gehorsam, Laster. Wer herrscht, heißt Tyrann; wer gehorcht, Tyrannenknecht. Fremde Bettler aber, Weltvagabunden, ohne Achtung für irgend eine der unerläßlichen Grundlagen der Gesellschaft, das sind nach ihrer Lehre die Leute, welche die Welt zu regieren bestimmt sind. Sie ernennen sich zu Regenten, zu Ministern, zu Generalen; sie borgen dem Gebäude, das sie umwerfen wollen, die Eintheilungen, den Aufputz, die Bürgschaften ab; sie möchten sich gar gern darin einquartieren und stellen sich verwundert, daß Herrscher und Völker sich nicht eine Ehre daraus machen, ihnen die Thüren zu öffnen. Diese scheußliche Jonglerie, wie Romarino sie richtig nennt, muß zuletzt in der allgemeinen Verachtung ersticken. Es ist begreiflich, daß es überall einige Narren gibt, die hinter ihr herlaufen, aber unser Jahrhundert ist nicht so tief gefallen, daß deren Zahl sich nicht täglich minderte. Romarino beschreibt seinen Feldzug. So schrieb Cäsar seine Kommentarien. Die jämmerliche Geschichte ist belehrend und unterhaltend. Hier ein getreuer Auszug derselben. Ein Wortträger der Giovane Italia fordert Romarino zur „Wiedergeburt Italiens" auf. Man sollte glauben, er habe hunderttausend Mann hinter sich und wäre von allen italienischen Staaten auserlesen, um den Hannibal über die Alpen zu rufen. Aber es ist weiter nichts als eine Taschenspielerei im Winkel eines Kaffeehauses ersonnen. Der General scheint dies zu ahnen, der Mißbrauch, der mit seinem Namen getrieben werden könne, beunruhigt ihn, aber der Glaube an die Größe dieses Namens überwiegt seine Zweifel. In Piemont, in Polen, in Portugal, überall wo Aufruhr war, war Romarino ge-

wesen; er hatte bei jeder Gelegenheit seinen Arm erhoben gegen die heillose Ungerechtigkeit der Regierungen, die, statt die Aufrührer zu Würden und Ehren zu bringen, sie zum Lande hinaus zu treiben bemüht waren; seine Feldzüge waren zwar kurz und unglücklich; in Piemont wurde er nach einigen Tagen, in Portugal nach einigen Wochen, in Polen nach einigen Monaten fortgejagt; aber er hatte das Gewicht seines Namens in den Straßen der französischen Hauptstadt kennen lernen und seine Gesinnungen sind ja rein, so sagt er, seine Fahne ist die des Rechtes. Er widersteht also der Einladung nicht — er geht — er kommt — er frägt — er nimmt zu Rolle Einsicht in die Depeschen, die von allen Seiten sein verborgenes Zimmer aufsuchen — er hört von einem Abgeordneten des sichtbaren Oberhauptes der neuesten Weltverbesserung, Mazzini, daß Savoyen, Italien, Europa seiner harren. Auf Umwegen schleicht er sich am nächsten Tage nach Genf. Da sind die Mitfeldherren versammelt — die Armee, 800 Mann stark, ist auf dem Papier aufmarschirt — der große Aufruf an die Helden wird entworfen; „Waffenbrüder,“ heißt es am Eingange, und „in Koth versunkene Fröhner der Despotie,“ im Konterte. Alles ist gethan. — Einige Unarten der Polizei beschleunigen den Beginn des Feldzuges. Bedroht, in der nächsten Stunde sammt Generalstab und Abgeordneten der Regierung auf seinem Zimmer aufgehoben zu werden, setzt sich der General en Chef in Marsch nach Plant-des-Quates. Der Gendarmen am Thore wegen, bilden er und seine Uniform zwei getrennte Kolonnen und vereinigen sich erst auf dem ebengenannten allgemeinen Sammelpunkte. Dort treffen nach und nach 160 Mann ein; die Kolonne, die über den See kommen sollte, bleibt aus. Der General betrachtet sein Heer; es scheint ihm ein Haufe Lumpen-

gesindel, ohne jede Haltung, ohne Gehorsam, ohne Abrichtung. Was soll er thun? Bleibt er stehen, so läuft es auseinander. Kann er St. Julien angreifen? Zwei Züge Soldaten hatten auf der Straße dahin am Morgen dieses Tages exerzirt. Muß er nicht vielmehr der Kolonne, die von Nyon erwartet wird, entgegen gehen? Dies thut er. Er rückt nach Bossey, dem ersten savoyischen Dorfe, wo eine Menge Verstärkungen stehen sollen. Niemand ist dort. Er rückt nach Anemasse, wo ihm der tiefgedrückte Bewohner mit offenen Armen entgegen fliegen soll. Die Ankunft des Freiheitsheeres zu verkündigen, soll die Trommel gerührt werden — ach, statt eilf Trommeln, die völlig ausgerüstet ihm versprochen worden waren, findet sich nur eine einzige, und diese ohne Schlägel! Dieser Unfall beugt den General en Chef tief — es ist der Wendepunkt seines Glückes. Von nun an nur Unfall auf Unfall. Die fünfzehn Gränzsoldaten von Anemasse, diese Hoffnung der Freiheit, fraternisiren nicht, sondern räumen den Ort. Die Bewohner desselben lachen über die Proklamationen der provisorischen Regierung; die Armee verliert einen Finger, den sich ein Italiener, der mit den Waffen nicht umzugehen weiß, abschießt; sechzig Mann von den 160 betrinken sich in den Wirthshäusern; größere Skandale drohen. — Man marschirt ein Stück weiter nach Cara, aber keine Nachricht von der Kolonne von Nyon; — da sammeln sich in der Nachbarschaft sardinische Soldaten, worunter der Muth der Armee leidet; ein Erzieher, aus Genf nachgeeilt, hat die Frechheit, vor die Reihen zu treten und zwei seiner Zöglinge herauszuverlangen; diese, der gewaltigern Stimme der Gewohnheit gehorchend, verläugnen diejenige des Generals en Chef und der hohen Kommissarien der Regierung, und verlassen das Heer. Ein Lichtblick scheint

zu kommen, aber er bereitet eine gräßliche Täuschung vor. Savoyarden eilen herzu und begehren Gewehre; zwei Wagen voll hat die Armee mit sich gezogen, um Savoyen zu bewaffnen, und da dies Palladium mehrmals stecken blieb, Romarino selbst sich daran gespannt, um seine Leute anzueifern, und die Pferde, die nicht mehr weiter konnten, entbehrlich zu machen; nun werden sie vorgeführt — der General lieset seinen Aufruf — die Gewehre werden vertheilt — und fünf Minuten darauf sind Savoyarden und Gewehre verschwunden! Dieser traurige Vorfall trägt bei, die Bande des Gehorsams völlig aufzulösen — die Italiener wollen fort — die Polen wollen bleiben — Romarino versucht beiden Recht zu thun durch eine Bewegung nach Villegrand, das nicht vorwärts, nicht rückwärts liegt. Dort will er viele Feuer angemacht, um sich durch das Ansehen von Stärke sicher zu stellen — aber die Armee lagert, wie er erzählt, im Bivouak des Hauptquartiers und stiehlt ihm das Stroh unter dem Leibe weg. Nun kommen die letzten Stöße — einige Flintenschüsse fallen um Mitternacht — die Armee tritt in's Gewehr — 42 Mann fehlen — sie sind desertirt! Während der Nachweisung dieser Thatsache entweichen andere; ein neuer Alarm bringt panischen Schrecken in den Rest, Alles flüchtet auf's neutrale Gebiet, d. h. auf dasjenige von Genf, aber die Moral der Armee ist unheilbar gebrochen! Sie vergißt sich so weit, dem General vorzuschlagen, sie auseinander laufen zu lassen. Kriegsrath wird gehalten, während welchem die Nachricht kommt, daß die Kolonne, von Nyon über den See zurückgeworfen, in ein paar Barken so gut als gefangen gesetzt ist. Mazzini, der Insurrektions-Oberagent, in weiße Tücher eingehüllt, erklärt sich für krank und erscheint nicht im Kriegsrath; der Insurrektions-Kommissär für Savoyen er-

scheint gleichfalls nicht, denn er war Abends vorher durchgegangen. Der Kriegsrath entscheidet für Auflösung und Flucht. Nun folgt die größte Thätigkeit, Offiziere und Gemeine überbieten sich im Eifer, nach einer Viertelstunde sitzen noch Romarino, sein Neffe und zwei Gefährten am Feuer. Das ist der Rest der Armee. Eben da diese sich aus dem Staube machen wollen, werden sie vor den Maire des Ortes gefordert. Eine demüthige Scene folgt. Romarino, von einigen zwanzig seiner wieder zusammengelaufenen Helden mit Schimpf und Spott überhäuft, kann kaum sein Leben retten. Die Gendarmen helfen ihm aus Mitleid fort, er entkommt über den See, ist in der schmerzlichen Nothwendigkeit, die Patrouillen von Versoir anzulügen, und gelangt nach allerlei Gefahren in's Waadtlandt. So scheiterte die Befreiung Italiens! Zum Nachspiele fuhren sich, wie natürlich, die Unternehmer des Aufstandes in die Haare, und kämpften in ihren Journalen den Kampf aus. Alle Lügen, alle Täuschungen, die im Glaubensbekenntnisse der Revolution geboten sind, wurden nun verschrieen, viele Wahrheiten auch dem unredlichen Willen durch Aerger und Leidenschaft abgedrungen. Mazzini und die Seinigen einerseits, Romarino anderseits klagten einer den andern des Diebstahls und des Verraths an. Es war ein Kampf, worin beide sich mit Koth bewarfen, ein Kampf der Personen und der Sache würdig. Das ist es, was wir aus diesem Büchelchen lernen. Das sind die Leute, welche an der Spitze der Civilisation zu stehen behaupten; die Leute, welchen die Völker Eigenthum, Ruhe, Ordnung, Leben und Pflicht opfern sollen! Frechere Verhöhner der Würde der Völker, die sie fortwährend im Munde führen, hat uns die Geschichte menschlicher Verirrungen und Anmaßungen kaum jemals gezeigt.

Die Quadrupel-Allianz.

(24. Juni und 30. Aug. 1834.)

(Allgem. Zeitung 1834.)



Das Journal des Débats vom 16. Juni enthält eine Apologie der Quadrupel-Allianz oder vielmehr der Weisheit, welche das französische Kabinet in diesem diplomatischen Werke an Tag gelegt hat. (S. Allg. Zeitung vom 23. Juni.) Durch lange Zeit wird der Flimmerglanz dieses Artikels in den Spalten des ministeriellen Journals unverdunkelt bleiben. Die Oberflächlichkeit im Gedanken, der kecke Leichtsinn im Urtheile, die Unwahrheit in den Zusammenstellungen und die unbefangene Vergeßlichkeit, mit welcher unter andern das englische Kabinet darin behandelt wird, machen ein komisches Stück daraus, das nichts destoweniger auch seine ernste Seite hat. Es ist dem Journal darum zu thun, darzulegen, wie diese Allianz ausschließend die Erfindung und das Verdienst Talleyrands sey; wie sie als Antwort auf Münchengrätz, Töplitz und Wien, das europäische Gleichgewicht hergestellt und gesichert habe; wie sie Frankreich einen herrlichen Stützpunkt liefere, um seinerseits dasselbe wieder aufzuheben, dazu dessen Rücken decke, und ihm eine Angriffsstellung gebe, die bis in's ferne Asien alle Länder als ein Feld seines Ruhmes vor ihm hinbreite. Das Alles hat die Regierung der Julinstage vermocht und gethan; Madrid, London und Lissabon folgen huldigend ihrem Wagen, und das übrige Europa steht in Furcht und Bewunderung und weiß, daß der Frieden in ihrer Hand

liege. Solche Artikel nimmt im Grunde Niemand dem französischen Kabinette übel; man beklagt es höchstens, daß es deren bedarf. Sie sind fertige Paragraphe für einen künftigen Cervantes. Ihre ernste Seite bleibt aber, daß sie die Noth und Abhängigkeit, den Bettelzustand, wenn man so sagen darf, dieses Kabinettes aufdecken und zu ernsten Betrachtungen über eine dadurch immer näher gerückte Wahrscheinlichkeit auffordern. Was ist Leuten zuzutrauen, die, sonst eifrige Verlacher des Gleichgewicht-Systemes, heute allen Ernstes glauben oder glauben machen wollen, es handle sich noch darum, Staaten den Staaten entgegen zu setzen und nach Ausmittelung ihres Gewichtes die einen gegen die anderen anstreben zu machen, damit der gesammte Bau feststehe. Freilich gibt es heute nur zwei Lager in Europa. Wäre nach einem Gleichgewichte zu streben, wozu, Gott sey Dank, noch keine Nothwendigkeit da ist, so würde es durch das Abwiegen der Kräfte der Erhaltung gegen die der Zerstörung zu suchen seyn. Der Quadrupel-Traktat mag allerdings die Julirevolution der französischen Diplomatie seyn. Was auf den ersten Blick ein Schmeichelwort für den Pöbel scheint, ist bei näherer Beleuchtung nicht ganz ohne Wahrheit. Der Traktat ist ein Sieg, den die französische Diplomatie über England, Spanien und Portugal zum Vortheile der Revolution davon getragen hat, und dessen Folgen nun, wo durch die Austreibung der Kronprätendenten die gegen diese verbunden gewesene liberale und radikale Partei auch in der Halbinsel in den Stand gesetzt worden ist, die Waffen gegen sich selbst zu kehren, nicht lange auf sich warten lassen werden. Ob diese Länder, ob Frankreich selbst dabei gewinnen würde, konnte ein Kabinet, das zu leben verurtheilt ist, als Nebenfrage behandeln. In allen anderen gilt die Weisheit, gegen sich

selbst für die Revolution gearbeitet zu haben, für Thorheit. Allerdings hatten die Begegnung zu Münchengrätz und die Konferenzen zu Wien den Zweck, das Band zwischen den betreffenden Regierungen enger zu ziehen, nicht aber um eine größere materielle Masse andern Staaten gegenüber zu bilden, die zur Bildung einer Gegenmasse aufforderte, sondern um sich über die Wege und Mittel zum Kampfe gegen den allen Regierungen gemeinsamen Feind einzuverstehen. Ein Kabinet, das diese Zusammenkünfte beargwohnt, beweiset, daß es weder sie, noch die Zeit, noch sein eigenes wichtiges Bedürfniß versteht. Es gibt heute kein östliches und westliches Europa, so wenig wie es zur Zeit der Reformation ein solches gegeben hat. Es gibt nur Ein Europa, das für seinen politischen Glauben mit dem Schwert in der Hand dasteht, und eines das denselben niederzuwerfen bestrebt ist. Beider Fahnen stehen vom Süden zum Norden über alle Länder gebreitet. Jede andere Eintheilung ist heute enge, falsch und verderblich, und nicht besser ist der Gegensatz einer unité de force im Osten, die wieder eine unité de force im Westen nothwendig gemacht habe, als wenn Flüsse und Berge heute die Verbündeten für die eine oder für die andere Sache schieden. Die Quadrupel-Allianz ist dennoch ganz richtig die Antwort auf Münchengrätz und Wien, aber nicht die Antwort des französischen Kabinets, sondern diejenige der revolutionairen Faktion, die sich dieses Kabinets als seines Werkszeuges bediente. Auf solche Weise schreibt sich der Entwurf dieser Allianz allerdings seit den Julinstagen her. Derselbe Geist hat beide erzeugt. Die Brauchbarkeit dieses neuerfundenen Gleichgewicht-Systems, wo auf der einen Seite Frankreich und England, gestützt auf Spanien und Portugal, auf der anderen Oesterreich, Preußen und Rußland

erscheinen, gibt sich der Artikel die Mühe, auf seine Art nachzuweisen. „Belgien und die Schweiz gehören," sagt er, „bereits dem Systeme des Südens an; deren Unabhängigkeit bleibt eine der Grundlagen der französischen Politik; jeder Versuch, diese beiden Staaten in's System des Nord hinüber zu ziehen, wäre eine Kriegserklärung." Wenn dies heißen soll, daß die Unabhängigkeit Belgiens und der Schweiz eben in ihrer Abhängigkeit von Frankreich besteht, so ist dies im Widerspruche mit sich selbst und eine läppische Verirrung der Großsprecherei. Die Neutralität der Schweiz ist unter aller europäischen Mächte gemeinschaftlichen Schuz gestellt, und diese werden wissen zu verhindern, daß sie in der Abhängigkeit von Frankreich ihr Ende finde. Belgien steht gleichfalls unter dem Schuze der Großmächte, und seine Neutralität ist eben deßhalb festgestellt, damit es selbstständig seyn und bleiben könne. Ob bei diesem Stande der Dinge, den umzuwerfen französische Armeen erst in Wien und Berlin stehen müßten, die Schweiz und Belgien Verbündete Frankreichs genannt werden können, ergibt sich von selbst. Das System des Südens, durch diese sichern Verbündeten verstärkt, rückt nun nach Deutschland vor. Da gibt es wieder, sagt der Artikel, Institutionen zu protegiren, im Streite materieller Interessen den Schiedsrichter zu machen, und fremden Einfluß zu bekämpfen. Daß die Betheiligten nicht protegirt seyn, noch französische Schiedsrichter haben wollen — daß wenn sie solche wollten, die Einmischung nicht gegen das deutsche Bundesverhältniß aufkommen würde und die Großmächte Deutschlands stark genug sind, einen fremden schädlichen Einfluß zu entfernen: das hält das System des Südens in seinem Siegeslaufe nicht auf. Schon ist es durch Deutschland und stößt nun auf Oesterreich. „Warum da anhalten?" fragt es mit merk-

würdiger Herabstimmung seines Tones zu naiver Heuchelei; „Oesterreich ist ja kein Feind von uns. Der Traktat der Quadrupel-Allianz paßt ganz wunderbar mit der österreichischen Politik zusammen; er ist eine herrliche Operationsbasis gegen die Zukunft, und bietet sich ganz natürlich als Mittelpunkt für alle Interessen dar, die an der Erhaltung des dermaligen Territorialstandes von Europa hängen." Wenn die Quadrupel-Allianz kein anderes Ziel hätte, als dasjenige, welches sie am wenigsten haben kann, das Gleichgewicht Europa's, dann dürfte sie allenfalls erwarten, daß Oesterreich, bei seiner vorzugsweise friedlichen Stimmung, derselben seinen Beifall gäbe. Ob es das heute kann, und was das heiße zu sagen, man habe österreichische Politik in dieser Allianz gemacht, ist eben so klar als das Schicksal der Zumuthung an Oesterreich, dem die Territorialveränderungen gewiß als sehr untergeordnete Fragepunkte neben dem Festhalten des Bodens überhaupt erscheinen, sich mit der Revolution gegen Eroberungsplane, an die Niemand denkt, und die heute nicht möglich sind, zu verbinden. Nun wendet sich das System nach dem Süden. Das Mittelmeer ist sein. Neapel sieht es bereits als einen Verbündeten an, und Piemont kann, so meint es, seinem Einflusse nicht widerstehen. Dort also glaubt es die Revolution so gut als gemacht, und hier im Begriff sich zu machen. Es schweigt über die Lombardei und Mittel-Italien, und springt nach Griechenland hinüber, das eines der Werkzeuge zu den Umwandlungen werden soll, „denen der Orient nicht mehr entgehen kann," wie und auf welche Weise, begreift sicherlich Niemand, der Griechenland, den Einfluß der Franzosen in diesem Lande und den Orient kennt. Das andere Werkzeug zu eben diesem Zwecke soll Aegypten seyn, welches Frankreich als sein Geschöpf zu betrachten pflegt, eine Aus-

zeichnung, mit der es Mehemed Ali schriftlich und mündlich sehr häufig beschenkt, und die um so schmeichelhafter auf diesen Wessier, wirken muß, je kräftiger durch Admiral Roussin Frankreich im vergangenen Jahre sein Ansehen dort hob. Mit Griechenland und Aegypten geht das System nach Kleinasien — da ist die neue Bahn — da ist das große Feld seiner wichtigsten Thätigkeit. Da zieht es das Schwert gegen die Russen und civilisirt nach dem Vorbilde Algiers. Bleibt doch der Orient immer das Feld der Fabeln und Mährchen! — Am Schlusse zählt das System die bereits gemachten Eroberungen auf. England steht in der Einleitung und hat keine besondere Zahl, Belgien aber Nr. 1, dann folgen die Schweiz — Spanien und Portugal und zuletzt Neapel. Es schildert seine Gränzen, die von der Maas bis ins Herz von Asien reichen — es rühmt seine Beweglichkeit, die ihm eben so leicht mache, sich nach Norden als nach Süden zu drehen. „Das ist das wunderbare Werk unserer Diplomatie und Talleyrands — ruft es — und das ist Alles in der Zeit geschehen, während die Opposition schrie, Frankreich krieche vor Europa." — Da jede Sache, die verständige wie die unverständige, irgend einen Grund haben muß, so auch dieser Artikel. Die Wahlen sind vor der Thüre. Vielleicht wirkt er.

Durch den Eindruck der Ereignisse in Spanien auf die öffentliche Meinung gedrängt, haben die Bevollmächtigten von England, Frankreich, Spanien und Portugal am 19. August vier Zusatz-Artikel zum Vertrage vom 22. April unterzeichnet. Im ersten verpflichtet sich die französische Regierung nicht zu gestatten, daß aus ihrem Gränzgebiete Waffen und was immer für Namen habende Kriegshülfe

der gegen die Königin Isabella feindlichen Partei zugeführt werden; im zweiten verpflichtet sich England der Königin, auf Verlangen, Kriegsmittel und Hülfe zur See zu geben. Im dritten verspricht Don Pedro der Königin, auf Verlangen und mit Wissen und Willen der beiden andern Mächte, militärische Hülfe zu leisten. Der vierte endlich bestimmt die Frist der Ratifikation dieser Verpflichtungen. — Für den Denker sind diese Zusatz-Artikel ein charakteristisches Aktenstück; sie bezeichnen das zweite Stadium des Irrthums, die Unmacht. Wenn man sich über irgend einen Schritt der heutigen französischen Regierung wundern dürfte, wenn sie nicht unter dem Unstern läge, den Leidenschaften, aus denen sie geboren wurde, von Zeit zu Zeit ein Stück ihres Lebens zum Opfer zu bringen, so könnte man billig fragen, wie kam es, daß sich Frankreich der Demüthigung unterzog, diese Artikel zu unterzeichnen? —
— Der Art. 1 gewährt Frankreich nichts, was nicht jedem freistehenden Staate vermöge seiner Machtvollkommenheit zu allen Zeiten und unter allen Umständen zukäme; er beschränkt das unbestreitbare Recht, seine Gränze nach Gutdünken zu öffnen oder zu sperren, durch die Verpflichtung, das letztere zu thun, und da Frankreich seit längerem dies bereits gethan hat, so verwandelt er eine freiwillige Handlung in eine gezwungene. Der Art. 2 räumt England gleichfalls nur ein gemeines politisches Recht ein; da derselbe in seiner Richtung aber weiter geht als der Art. 1, so steht England in einer mehr vorgeschobenen Stellung als Frankreich. Obgleich der Vorbehalt, daß für die Lieferung der Kriegsmittel und für die Hülfe zur See, die spanische Regierung die Kosten zu tragen habe, nicht in dem Artikel selbst ausgesprochen wurde, so besteht derselbe nach sicherer Kunde dennoch in einem geheimen Versprechen.

Der Art. 3 dürfte der spanischen Regierung eben nicht sehr genehm seyn; was ihm auf dem Papier einen Platz geben konnte, ist seine Unausführbarkeit. Die Absichten Don Pedro's auf Spanien sind längst von jedem Unbefangenen gekannt und gewürdigt. Darf die spanische Regierung es jemals wagen, seine Hülfe sich auf den Hals zu ziehen? — und wenn sie es thäte, welche Folgen würde dieser Mißgriff nicht haben? Portugiesische Hülfe in Spanien ist an sich schon ein in diesem Lande so verhaßter Gedanke, daß die Regierung, welche durch diese Stütze sich zu halten versuchte, schon von vornherein als eine verlorne zu betrachten seyn würde. Hiezu kommt noch die Art der Truppen, welche Don Pedro abzugeben in der Lage wäre. Den Kern des portugiesischen Heeres müßte er zu seinem eigenen Schutze im Lande behalten; es würden ihm also zur Abgabe nur die militärischen Glücksritter bleiben, welche in den letzten beiden Jahren aus allen Theilen der Welt Don Pedro zügeströmt sind. Welche Dienste diese Leute dem spanischen Juste-Milieu leisten würden, fällt in die Augen. Was soll also ein Zusatz-Vertrag, der in die spanische Frage nichts bringt, was nicht bereits bestanden hätte und folglich im günstigsten Falle überflüssig, durch die ausgesprochene Bedrohung mit der Hülfe Don Pedro's sogar die öffentliche Meinung in Spanien verletzend ist? — Man kann sagen, und es ist wahr, der Zusatz ist abgenöthigt durch den Vertrag, und dann beweist er durch seine Nichtigkeit den Mißgriff dieses Vertrages. Man begreift die Verirrungen der Gewalt, aber das Geständniß der Unmacht kann kein freiwilliges, und muß, wo kein Zwang von außen ist, ein durch organische Fehler im ursprünglichen Verhältnisse abgedrungenes seyn.

Ueber die französische Kammersitzung vom 13. August

(21. August 1834.)

Gegen das Journal des Débats.

(Allgemeine Zeitung 1834.)



Das Klaglied, welches das Journal des Débats vom 14. August über die Berathung oder vielmehr Nichtberathung der Antwort auf die Thronrede anstimmt, zerfällt in zwei wichtige Theile, in scharfen Tadel gegen das Ministerium, weil es nicht den Mund aufthat, um sich zufrieden oder unzufrieden zu bekennen, und das Geschenk der Kammern als Erwerb geltend zu machen oder als eine magere Abfindung von sich zu stoßen; und in wehmüthige Ausrufe über den Verfall des parlamentarischen Ernstes bis zum Wettstreite kleinlicher Eitelkeit und bis zur erbärmlichen Komödie. Diese Klagen verdienten wohl kaum beachtet zu werden, wenn sie nicht aus einem Munde kämen, aus dem sonst gewöhnlich nur gemäßigte und verständige Worte fließen. Aber man muß zugeben, es ist etwas an den Vorwürfen über den Vorgang bei Berathung dieser Adresse, die, als die erste der neuen Kammer, allerdings einiges Gewicht haben oder wenigstens zu haben scheinen soll. So viel ist gewiß, daß von den Herren, welche über die Adresse zu sprechen gingen, keiner über sie sprach, ein Umstand, der auf den Zuhörer einen seltsamen Eindruck machen mußte. Es sprachen überhaupt 12 Deputirte. Der erste, für den das Journal des Débats, wie uns scheint, selbst in seiner Mißstimmung, noch ein Wort des Lobes hätte finden sollen, trug darauf an, den König zu vermö=

gen, Spanien nicht zu erlauben seine Staatsschuld auf andere Weise, als im Interesse Frankreichs, zu regeln. Der zweite flocht eine Krone aus alten Lorbeeren und neuen Palmenzweigen, und wies auf das Feld der Industrie, als dasjenige weniger glänzender, aber fruchtbarer Eroberungen. Der dritte begehrte eine Amnestie für politische Verbrechen; der vierte empfahl die Freiheit der Presse und der Tribune einer breiten Verbesserung; der fünfte schlug eine Nachhülfe im Wahlsystem durch den vote universel vor; der sechste kündigte ein Amendement in Betreff des tief verfallenen Ackerbaues an, und hatte den siebenten zur Stütze; der achte behandelte den Seehandel; der neunte klagte gegen Willkühr in Aufhebung der Nationalgarde in seinem Departement; der zehnte machte die Beamten auf die dringende Nothwendigkeit der Rückkehr zur Moralität, Redlichkeit und Vaterlandsliebe aufmerksam; der eilfte vertrat den Landbau gegen den zu sehr begünstigten Handel und die Industrie. Der zwölfte endlich wollte ein Gesetz für die höheren Schulen und einen code rural. Zwischen diesen Episoden fiel die Abstimmung über die einzelnen Paragraphen, und so wie die Episoden endeten, war auch die Adresse fertig. Dieser Hergang ist freilich nicht ganz vereinbarlich mit einer gründlichen Erörterung — aber wir fragen billig, ist er des Skandals des Abfalles des Journal des Débats vom Ministerium werth? Ist er werth, daß das Journal dem Ministerium sogar seine nothwendigste Tugend, die Friedensliebe, mit tadelnden Worten anfeindet, und wie ein Chamäleon bei Gemüthsbewegungen die eigene Farbe wechselt. Was ist denn am Ende an der ganzen Scene eines besondern Aufhebens werth? Eine solche Sitzung, wenn sie nichts nützt, schadet auch nichts, und in dieser Rücksicht wird Niemand in den Ausruf des Journals einstimmen: Bewahre

uns der Himmel vor ähnlichen Sitzungen! Weiter, was ist eine Adresse in den Augen der Mehrzahl der Kammer? Ein Stück Papier, das hergebrachter Weise dem König überreicht wird, und worauf mit oder ohne Worte nichts geschrieben steht; wozu also sich viel damit abgeben, da doch weit wichtiger ist, daß das Land kenne, was jeder Deputirte zu dessen Heil und Besten weiß und will. Die ganze Zukunft eines Deputirten kann in einer solchen Schildaushängung liegen; liegt sie jemals an der Adresse? Daß ein solcher Hergang ein Bild der Anarchie gibt, ist wahr; aber was macht das? In den Worten ist die Anarchie am wenigsten gefährlich und überdieß nur für die Zuhörer, nicht aber für den jedesmaligen Redner langweilig. Aber es ist und bleibt eine auffallende Verirrung, daß das Journal des Débats seinen Artikel überdieß mit einem Lobe des Herrn Janvier schließt, eines Redners, der, obgleich das Journal zu seiner Vertheidigung sagt, daß es ihn nicht verstanden habe, in offenbarer Ideen-Verwandtschaft mit der Gazette steht. Was hat das Ministerium gethan, um diesen Abfall zu verdienen, und was wird das Journal nicht thun müssen, um den Glauben seiner Anhänger wieder zu befestigen!

Von der Donau, 22. August. Es gehört unter gleichgestellten Personen der Gesellschaft ein sicherer Takt der Achtung, die man sich gegenseitig schuldig ist, dazu, um den Drang der Eitelkeit, in die rechtliche Wirksamkeit der andern einzugreifen, von sich entfernt zu halten. Es ist zwischen Völkern dasselbe. Das Wenigste und Meiste, was

ein unabhängiges Volk von den unabhängigen Nachbarvölkern fordern kann, ist, daß sie seine Freiheit in ihrer rechtlichen Bewegungssphäre nicht beeinträchtigen. Dazu versteht sich im Durchschnitt ein Franzose sehr selten, und das sonst gemäßigte Journal des Débats vom 13. August gibt ein Beispiel dafür in der Art, wie es sich über die Spanien betreffende Stelle im Entwurfe der Adresse auf die Thronrede ausspricht. Dieser Entwurf stellt die spanische Frage auf das Feld der Freiheit der Spanier, ihren Hader unter sich auszufechten. Damit ist das Journal nicht zufrieden. Ihm gilt Spanien nur als ein Planet im Systeme Frankreichs; es erklärt mit den gewöhnlichen doktrinairen Phrasen, daß das Schicksal Spaniens nicht Spanien, sondern Frankreich angehöre. Es spricht den Zweck der Allianz dahin aus, daß Frankreich sich mit Kraft gegen den Norden wenden könne, steckt also die Fahne des Angriffs aus, und fühlt nicht, wie unklug oder unpassend dieß ist. Wenn eine der sogenannten nordischen Mächte, oder alle zusammen, eine solche Sprache führten, welch' ein Zettergeschrei würden nicht alle französischen Blätter und das Journal des Débats mit ihnen anheben — nicht etwa weil diese Sprache die Vorläuferin des Krieges wäre, denn das Journal selbst will ja auch mit der seinigen nicht den Krieg — sondern weil es Frankreichs Ehrgefühl als angegriffen betrachten würde! Daß doch einem französischen Journalisten es so schwer einfällt, daß andere Mächte auch ein solches Gefühl und ein Recht auf die Achtung desselben haben! — Zu was überhaupt die ganze Abhandlung, diese so oft wiederholte Prunkdeklamation der französischen Journalistik? Ist sie wahr gemeint, so spricht sie einer völkerrechtswidrigen Handlungsweise das Wort. Sie kann aber nicht wahr

gemeint sein, weil man die Rechte Anderer nur mit Gewalt, nicht aber mit Worten niedertritt. Sie ist also weiter nichts als eine unkluge, unabgeforderte Offenbarung der Unmacht. Wer *kann*, der *spricht* entweder gar nicht, oder nur dann, wenn er zugleich auch handelt.

Druckfehler.

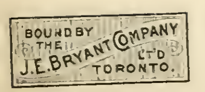
pag. 100	Zeile 26 und 29	statt:	sehe	— lies:	sähe
„ 102	„ letzte	„	Lebensweise	„	Lebensreise
„ 312	„ 19	„	Weisheit	„	Weichheit.










BOUND BY
THE
J.E. BRYANT COMPANY
LT'D
TORONTO.

